

Marginalisierte Leiblichkeiten und Atmosphären in Jugendstrafanstalten

Resozialisierung im Medium von Körper und Leib
am Beispiel von Capoeira

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
des
Fachbereichs Erziehungswissenschaften
der Philipps-Universität Marburg

vorgelegt von Katrin Feldermann

Betreuende Professorin: Dr'in Prof'in Susanne Maurer

Von der Frankfurt University Dr'in Prof'in Michaela Köttig

Veröffentlicht August 2020

Danksagung

Für Pequena

*„Das Leben und die Liebe sind ein ständiger Kampftanz,
der hohen Ansprüche an die Flugkunst der Menschen stellt.
Capoeira lehrt diesen Tanzkampf anzunehmen.“ *Piero Onori*

Mit der Danksagung möchte ich an dieses Zitat anschließen. So wie die Arbeit in ihrer Gesamtheit ein Kunststück darstellt, so ist auch die Danksagung ungewöhnlich. Denn zuallererst möchte ich sie mir, stellvertretend für viele Selbstzweifler*innen, zu denen wir erzogen werden, widmen. Ich hätte es nie für möglich gehalten, dass ich diese Arbeit zu einem guten Ende bringe und der Zweifel an mir nicht so stark war wie der Glaube an all das, was ich im Stande bin zu leisten. Diesen Dank muss und will ich dann auch alsbald öffnen für all die starken Frauen, die mich zu dieser Arbeit und meinem Lebensweg insgesamt inspirierten. Da möchte ich zuerst meine Mutter nennen, die mit ihrer besonderen Art mein Leben erdete und somit vieles erst möglich machte (und in den richtigen Momenten betonte, dass es ihr eigentlich egal ist, ob ich einen Dokortitel habe). Meine Großmutter, die an mich glaubt, fernab aller Erwartungen!

Einen Riesendank an meine Betreuerin **Susanne Maurer**, die es schafft, mit so viel Geist und Hingabe nicht nur die beste Betreuerin zu sein, die ich mir hätte wünschen können, sondern die eine starke und mutige, dabei immer gütige und verständnisvolle Wissenschaftlerin ist, die das Beste aus dem Nachwuchs herauszuholen vermag.

Ich danke sehr herzlich meiner Zweitgutachterin **Michaela Köttig**, die ebenfalls eine großartige und für die Soziale Arbeit bedeutende Wissenschaftlerin ist und mich jederzeit derart forderte, dass sich ein „Wissenschafts- Ich“ formieren konnte

Meinem **Meister Nenei**. Du hast mich in dein Leben und in den Kreis bedeutender Capoeiristas gegeben. Bei euch durfte ich leben und in so manch schwerer Situation (auch umgeben von Schießereien) haben wir zueinander gefunden, und deine Familie hat mir ein Zuhause in Brasilien gegeben. Du gabst mir den Mut und die Zuversicht, den Kampfgeist, aber auch die liebevolle Zuwendung, derer es bedurfte, um diese Arbeit zu schreiben.

Mestra Preguiça als erster Meisterin in der Capoeira Regional, die mir Demut beibrachte und mir auf die schönste Weise aufzeigte, dass nicht alles Gold ist, was glänzt, und die Bildung eines Menschen nur begrenzt in den Institutionen, aber bedeutend im Innern eines jeden und auf den Straßen Brasiliens zu finden ist.

Mestre Macaco, mit dem ich das Projekt und die Zeit in Haft bestritten habe und der den Jugendlichen viele umwerfende Erfahrungen ermöglicht hat, du bist ein großartiger Lehrer.

Dann komme ich zu anderen Menschen, ohne die all dies nicht möglich gewesen wäre: **Die Jugendlichen, für ihren Mut, die Offenheit und Ehrlichkeit und eine sehr bedeutsame und meist heitere Zeit zusammen. Durch euch habe ich viel gelernt. DANKE.**

Meinem wissenschaftlichen Begleiter und Wegbereiter Fritz-Rüdiger Volz. Du hast mich auf die Idee gebracht zu promovieren und mit mir so viele kreative und fordernde Gespräche geführt, bei dir habe ich um die Bedeutung der Widerstände und Zumutungen im Rahmen tiefer Freundschaft und Kollegialität verstanden.

Ich danke allen Meistern und Schülern in Salvador für die vielen langen Gespräche und Interviews, die Inspiration und Erkenntnis.

Ich danke Dierk für die Unterstützung und gute Zusprache, ohne dich wäre es nicht möglich gewesen, den „Knast“ zu ertragen und diese Arbeit zu schreiben.

Ich danke der hessischen Justiz für den Zugang und die Möglichmachung, und ich danke sehr herzlich der Hans-Böckler-Stiftung für die Unterstützung. Ebenfalls danke ich Prof. Baumeister für die Unterstützung. Ich danke meiner Schwester, meiner Michi für all die kleinen Momente des Ausbruchs und des Wohlfühlens, meinen besten Freundinnen Eva und Nadja, Nicole für die Möglichkeit, mir ein Lächeln ins Gesicht zu zaubern, und Betti und Team für die aufmunternden Momente.

Ich danke der SRH Hochschule für die Unterstützung.

Ich danke Tarik und den Jungs in der Nordi, für eure Sicht auf die Welt, und dir Tarik, für deinen Mut und dein großes Herz, was du mit unseren Projekten und allem was du machst, in die Welt trägst!

Ich danke der Capoeira. Capoeira ist Liebe, Capoeira ist Leben! Meine Meister*in und meine Kämpfer*innen in Baiacu, Salvador da Bahia, Brasilien. OBRIGADA



Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----------|
| Vorwort | 1 |
| Lesehinweis | 2 |
| Teil I: Thema, Forschungsstand und Desiderat | 3 |
| Abstract | 3 |
| 1. Theoretische Verortung: die Neue Phänomenologie als theoretisches und analytisches Fundament | 14 |
| 1.1. <i>Das Innenweltdogma bei Hermann Schmitz</i> | 14 |
| 1.2. <i>Grundbegriffe der Neuen Phänomenologie von Hermann Schmitz</i> | 19 |
| 1.2.1. Differenzierung von Körper und Leib | 20 |
| 1.2.2. Gefühle und Atmosphären - atmosphärische Gefühle | 42 |
| 2. Bewältigung – eine leibphänomenologische Konkretisierung des Theorie-Praxis-Modelles von Böhnisch | 48 |
| 2.1. <i>Neo-phänomenologische Annäherung an die drei Dimensionen von Bewältigung: die Situation, die Betroffenheit und die Bewältigung</i> | 54 |
| 2.2 <i>Jugendstrafvollzug als Ort und Herausforderung zur Bewältigung</i> | 56 |
| 2.3. <i>Körperliche Bewältigungsstrategien – Gewalt als Kompetenz?</i> | 58 |
| 3. Physische Gewalt – der Versuch einer interdisziplinären Begriffsbestimmung | 59 |
| 3.1. <i>Moral und Gewalt</i> | 60 |
| 4. Strafvollzug – eine Annäherung | 73 |
| 4.1 <i>Status quo des Jugendstrafvollzuges – wo steht die Sozialpädagogik?</i> | 74 |
| 4.2 <i>Gesetzliche Grundlage - JGG</i> | 75 |
| 4.3. <i>das verschwundene Subjekt – die Identität des Inhaftierten als Objekt des Vollzuges</i> | 77 |
| 4.3.2 weiterführende, kritische Gedanken | 78 |
| 4.3.3 „das Ticket hierher hast du selbst gebucht“ - Individualisierung der Probleme..... | 82 |
| 4.4. <i>Resozialisierung oder Zuspitzung des Problems?</i> | 84 |
| 4.4.1. Der Resozialisierungsbegriff und seine praktischen Umsetzung..... | 85 |
| 4.5 <i>Interventionen zur Resozialisierung – soziale Trainingskurse</i> | 90 |
| 4.5.1. Täter-Opfer-Ausgleich (TOA) | 91 |
| 4.5.2. AntiAggressionsTraining (AAT)..... | 93 |

4.6 Abschließende Gedanken zur Re-Sozialisierung und Überleitung zur empirischen Forschung 95

Teil II: Empirisches Design der Studie 98

5. Methodologie und Methoden ... ein gewagter Versuch leiblicher Annäherung und Explizierung 98

5.1 Sprache versus Körperlichkeit 100

5.2 Methodologische Triangulation 102

4.2.1 Festlegung des zu analysierenden Materials 105

5.3 Ethnografie 106

5.3.1 Beobachtungsformen als Methode der ethnografischen Forschung 106

5.3.2 Modifikation der Methoden mit Bezug zur Epistemologie 111

5.3.3 Autoethnografie als Antwort auf das methodische Desiderat 113

5.3.4 Vorgehen mit Bezug zu dem Datenkorpus 115

5.3.5 Analyse und Interpretation der ethnografischen Daten: Supervision als Methode reflexiven Forschens zur Interpretation der Protokolle 116

5.4. Interviews als vertiefender Einblick und Annäherung an die Lebenswelt der Inhaftierten und die Bewältigungsstrategien 124

5.4.1 Narratives Interview 124

5.4.2 Problemzentrierte Interviews 127

5.4.3 Inhaltsanalyse 128

6. Ergebniskapitel Teil I: Interviews. Die drei Hauptkategorien aus den Interviews als Voraussetzung zur Analyse des Capoeira-Projektes und Lebensweltliche Annäherung an die Bewältigungsstrategien der Jugendlichen 142

6.1 Annäherungen an Gewalt 144

6.1.1. Gewalt ist (k)eine Kompetenz 146

6.1.2. Überschneidungen und gegenseitige Bedingung 146

6.1.3. Sozialisation, Gewalt, Familie und Peer-Gruppe 149

6.1.4. Gewalt in der Familie 152

6.1.5. Jugendspezifische Gewalt 158

6.1.6. Ist Gewalt immer Bewältigung? 162

6.1.7. Intentionale Gewalt als Folge leiblicher Erinnerung 163

6.1.8. Gefängnis als Atmosphäre der Gewalt 165

6.1.9. Gewalt als Bewältigung von Traumata 171

Exkurs: Nicht-intentionale Gewalt – eine unbekannte (leibliche) Größe 173

6.1.10. Selbstverlust – wenn „Mann“ für das Handeln nicht mehr zur Verfügung steht 176

6.1.11. Gewalt unter Drogen 185

| | |
|---|------------|
| 6.2 Drogen..... | 186 |
| 6.2.1 Familie und Drogen..... | 190 |
| 6.2.2 Kiffen – ein vielfältiges Phänomen | 192 |
| 6.2.3. Kiffen als Ausdruck von Perspektivlosigkeit | 197 |
| 6.2.4. Kiffen als Problem..... | 200 |
| 6.3 Sport..... | 200 |
| 6.3.1 Sport in Jugendstrafanstalten..... | 204 |
| 6.3.2 Sport als Befreiung | 206 |
| 6.3.3 Sport als Gegenpol zu Hass | 206 |
| 6.3.4 Sport als Bewältigung der Lebenssituation Inhaftierung | 207 |
| 6.3.5 Exkurs: Tanzen im Medium von Körper und Leib | 211 |
| 6.3.6 Die Herausforderung: Sport ist nicht gleich Sport | 214 |
| status quo..... | 217 |
| 7. Capoeira | 218 |
| 7.1 Capoeira | 222 |
| 7.1.1 Geschichte | 223 |
| 7.1.2 Capoeira Angola als Theater des Lebens | 228 |
| 7.1.3 Capoeira Regional..... | 230 |
| 7.1.4 Erziehung und Integration durch Capoeira | 230 |
| 7.1.5 Exkurs: Intellektualisierung/ Elitisierung der Capoeira als postkoloniales Phänomen..... | 233 |
| 8. Ergebnisskapitel Teil II: Das Projekt. Eine autoethnografische und rekonstruktive Annäherung | 235 |
| 8.1 <i>Autoethnografische Skizzen als Weg durch das Feld – Annäherungen an die Heterotopie Jugendstrafanstalt</i> | 235 |
| 8.2 <i>Die Konzeption des Projektes und erste Herausforderungen.....</i> | 262 |
| 8.2.1 Begrenzte sprachliche Veräußerung des Erlebten und die Herausforderung der Ergebnisdarstellung | 262 |
| 8.2.2 Grundlegende Überlegungen zu meiner Rolle im Projekt | 266 |
| 8.2.3 Vorarbeit und Feldzugang..... | 268 |
| 8.2.4 Vorstudie in einer berufsvorbereitenden (BVB) Maßnahme | 268 |
| 8.2.5 Vorstellung des Projektes für die Inhaftierten | 270 |
| 8.2.6 Auswahl der Teilnehmer..... | 273 |
| 8.2.7 Bewerben bei den Bediensteten..... | 273 |
| 8.3 <i>Capoeira – eine Komposition aus Tanz, Kampf und Spiel.....</i> | 273 |
| 8.3.1 Tanz..... | 274 |
| 8.3.2 Kampf..... | 277 |

| | |
|--|------------|
| 8.3.3 Spiel | 278 |
| <i>8.4 Fragmentarischen Bestandteile des Capoeira-Trainings</i> | 285 |
| 8.4.1 Training | 286 |
| 8.4.2 Musik..... | 294 |
| 8.4.3 Roda..... | 297 |
| 8.4.4 Batizado | 302 |
| <i>8.5. Effekte</i> | 308 |
| 8.5.1 Überwindung von Berührungsängsten als Ermächtigung | 308 |
| 8.5.2 Der Flow als Medium für Bewältigung | 309 |
| 8.5.3 Mimesis..... | 311 |
| 8.5.4 Emotionskontrolle und Komplexität der Empfindungen | 312 |
| 8.5.5 Körperlicher Umgang miteinander in der Gruppe – die Verwandlung | 314 |
| 8.5.6 Eigene Erfahrungen oder das Anzugdilemma:..... | 315 |
| 8.5.7 Soziale Ordnung in Bewegung oder die Duldung von schwachen Jugendlichen | 317 |
| 8.5.8 Vielfältigkeit in der Capoeira als Qualität für die Gesamtheit und die subjektiven Erfahrungen jedes und jeder Einzelnen..... | 320 |
| 8.5.9 Die wöchentliche Teilnahme | 321 |
| 8.5.10 Auspowern als Moment des Glücks | 323 |
| 8.5.11 Spaß und die Möglichkeit, alles zu vergessen..... | 324 |
| 8.5.12 Der Verzicht auf Goodies | 325 |
| 8.5.13 Stop der Einnahme von Drogen..... | 326 |
| <i>8.6 Das Projekt als Raum für Zusammenhalt und das Entstehen des Gemeinsamen</i> | 327 |
| 8.6.1. Axé | 331 |
| <i>8.7 Zusammenführung der Ergebnisse</i> | 331 |
| 8.7.1 Das Exotische | 333 |
| 8.7.2 Der Meister als Schlüsselfigur und transnationaler Vermittler | 334 |
| 8.7.3 Kritische Aspekte | 338 |
| 8.7.4 Es kommt auch bei der Capoeira auf die Variablen an..... | 338 |
| 8.7.5 Chance | 340 |
| 8.7.6 Was erzählen die Jugendlichen den anderen über das Projekt?..... | 341 |
| 9. Fazit | 343 |
| 9.1 Im Bezug zu der theoretischen Erarbeitung und den Ergebnissen aus den Interviews..... | 343 |
| 9.2 Kategorien aus den Interviews | 345 |
| 8.3 Das Capoeira-Projekt | 346 |
| 9.4 Das Gemeinsame als Besonderes und Begründung von Empathie | 347 |
| 9.5 Capoeira und Resozialisierung?! | 348 |

| | |
|--|------------|
| 10. Ausblick | 353 |
| 10.1 <i>Implikationen und Denkanreize für den Diskurs zu Jugendstrafanstalten.....</i> | 353 |
| 10.2 <i>Weiterführende Gedanken bezüglich der Methoden.....</i> | 354 |
| 10.3 <i>Weiterführende Gedanken zur Heterotopie Jugendstrafanstalt</i> | 355 |
| Literaturverzeichnis..... | 357 |

Vorwort

„Man hört und sieht nur, was man versteht – es sei denn, es schlägt einem vor den Kopf. Das abendländische, dualistische Denken hat Mühe, Capoeira einzuordnen, logisch zu begreifen. Auch europäisches Empfinden tut sich schwer mit dem brasilianischen Kampftanz, prallen hier doch Welten aufeinander, die es sonst säuberlich zu trennen pflegt. Capoeira verbindet so Gegensätzliches wie Kampf und Tanz, Gewalt und Ästhetik, Spiel und tödlichen Ernst, Ritual und Spontaneität, choreografische Strenge und Bewegungsimprovisation, Magie und Realitätssinn, Körperschulung und Lebensphilosophie. Capoeira ist Körper-Kunst, physische Provokation, die bis zum Imponiergehabe Schönheit und Wirksamkeit der tierischen Bewegungen als Kampfmittel einsetzt, ursprüngliche Performance und Vorläufer des wesensverwandten Breakdance, lange bevor diese neuen Bewegungskünste im Zuge der wieder entdeckten Sinnlichkeit und Körperlichkeit ihre Namen erhielten“ (Onori 2002, S. 9).

Lange bevor ich mir Gedanken über die Interventionsmöglichkeiten Sozialer Arbeit in Deutschland gemacht habe, habe ich in Brasilien Capoeira kennengelernt und erfahren. Was mich von Anfang an faszinierte, war die kompositorische Dynamik dieser Körperkunst. Die Art und Weise, wie durch diese resultierende Dynamik der Capoeira in Brasilien Menschen vom Rand der Gesellschaft in die pulsierende Mitte rücken; wie ihnen ein Instrumentarium an die Hand gegeben wird, was es ihnen erlaubt, sich aus der marginalisierten Position zu befreien und selbstbestimmt für sich und das eigene Leben einzustehen. Was zugegebenermaßen sehr sozialromantisch klingt, ließ mich in der Praxis immer wieder staunend zurück; eine Erklärung fand ich vorerst nicht. Das Besondere an der Capoeira ist die ungewöhnliche Mischung aus Angriff und Verteidigung zu den Rhythmen der Instrumente und den Gesängen der Kämpfer*innen. Die Ästhetik des Capoeira-Spiels basiert dabei auf dem Zusammenspiel der Partner*innen. Ziel ist es nicht, den Kampf zu gewinnen, sondern sich aufeinander einzulassen und durch gegenseitiges Herausfordern und durch das eigene Geschick eine ausgewogene Rhythmik entstehen zu lassen. Im Laufe meiner beruflichen Werdung bekam ich zunehmend ein Gespür dafür, dass die Interventionen Sozialer Arbeit einen weiten und vorbewussten Bereich menschlichen Seins und Erlebens ausklammerten, den Körper und vor allem den Leib. Gerade jugendlichen Akteur*innen wurde dies innerhalb des Zwangskontextes, in dem Soziale Arbeit sich häufig bewegt, zum Nachteil. In diesem Kontext erinnerte ich mich an Capoeira, und die Atmosphäre, die sie vermag zu erschaffen, das Miteinander und das leibliche Spüren als Raum der Begegnung.

Lesehinweis

Diese Arbeit ist in ihrem Aufbau und der Weise, wie sie geschrieben wurde, nicht als „klassische“ Dissertation zu verstehen. Die Struktur folgt keiner chronologischen Ausrichtung, die ihren Mittelpunkt im Ergebniskapitel findet, sondern ist vielmehr punktuell, durch mehrere Schwerpunkte, strukturiert. Dadurch entstanden Schwierigkeiten in der Anordnung der Themen, da sie nicht hierarchisch untergliedert werden konnten. Im Verlauf der Bearbeitung wurde deutlich, dass diese Arbeit nicht nur ein Desiderat bearbeitet. Es trat deutlich hervor, dass die für diese Arbeit relevanten Theorien den Leib als Erfahrungshorizont ausklammern und dass es notwendig sein wird, die Theorien, um die Dimension des Leibes zu erweitern. Dadurch ist die Struktur, wie sie vorliegt, notwendigerweise entstanden.

Konkret bedeutet dies, dass die Arbeit mit dem Kapitel 1 die Grundbegriffe der Neuen Phänomenologie diskutiert, die fortwährend genutzt werden. Dabei werden sie nicht nur, wie bereits skizziert, verwendet um die Theorien, auf denen diese Arbeit fußt, zu fundieren. Sie werden systematisch eingesetzt, um die empirischen Daten auszuwerten und rückzubinden an die Thesen, die im Teil I der Arbeit aufgestellt werden und die durch die Ergänzung der klassischen Theorien recht neu erscheinen.

Das empirische Material wurde in 44 Interviews mit jungen Inhaftierten gesammelt. Da sie immer Hinweise sowohl zu biografischen Knotenpunkten als auch rechtlich relevante Passagen aus dem Leben der Jugendlichen offenbaren, war es notwendig ein eigenes Verfahren für die Darstellung des Materials zu entwickeln und die Jugendlichen somit zu schützen. Dementsprechend ist auch das Design und die Diskussion der Daten dem Umstand entsprechend, gewählt. Ebenso wurden die Transkripte nicht angehängt, sondern waren den Betreuerinnen zugänglich.

Teil I: Thema, Forschungsstand und Desiderat

Abstract

Schlagwörter: Soziale Arbeit, Strafanstalt, Atmosphäre, Gefühle, Leib, Bewältigung, Jugendliche, Delinquenz, Resozialisierung, Betroffenheit, Neue Phänomenologie, Hermann Schmitz

„Ich gehe hier in die Turnhalle, ich mache Sport, ich vergesse einfach, dass ich hier in Knast bin. Dann ich komme raus und ich sehe wieder diese Mauern, und dann kommt das wieder wie ein Schlag, bumm. Dann weiß ich erst wieder, dass ich im Knast bin, ja.“

Selbst für Menschen, die nie ein Gefängnis betreten haben, deutet dieses Zitat eines Inhaftierten atmosphärisch an, was mitunter das Quälende am Leben in einer Strafanstalt ist. Wie kaum ein anderes heraus, welche Bedeutung der Sport für die Jugendlichen innehaben kann. Insbesondere um den Haftalltag auszublenden, zu vergessen, wo man ist und Zuflucht zu finden. Vielmehr verdeutlicht das Zitat, dass der Inhaftierte sich durch seine Situation bedroht fühlt. Seine Realität ist für ihn ein Schlag ins Gesicht und sein Ausweg daraus ist der Sport, der Ausweg für einen Moment.

Die Bedeutung der Zumutungen (auf Grund biografischer Erfahrungen) in der aktuellen Lebenssituation Haft sowie die Bewältigungsstrategien, die die Jugendlichen an den Tag legen um diesen Schwierigkeiten zu begegnen, sollen das Thema der vorliegenden Thesis sein. Weitergehend wird auf der Grundlage von diesbezüglichen theoretischen Erkenntnissen sowie vertiefenden Interviews mit den Inhaftierten gefragt, wie diese Strategien, die über den Körper und den Leib ein besseres, sicheres Gefühl vermitteln, in die Strafvollzugskonzeption eingebunden werden können um

andere Strategien, wie den Gebrauch von Drogen oder das Ausleben von Aggression durch Gewalt, zu ersetzen und das Resozialisierungsziel somit zu ermöglichen.

Auf der Suche nach Theorien, die die Bedeutung des Leibes für die Bewältigung des Alltages von Jugendlichen fokussieren, ist ein Desiderat in den Vordergrund getreten, welches nicht nur offen legt, dass das Verständnis um das Handeln der Jugendlichen durch die De-thematisierung des Leibes sehr begrenzt ist, sondern welches ebenso Vermutungen laut werden lässt, woran die Konzepte zur Resozialisierung mehrheitlich scheitern. Dementsprechend wurde nicht nur die Leibphänomenologie von Hermann Schmitz ausführlich vorgestellt, sondern die relevanten sozialarbeitswissenschaftlichen Theorien über die Bewältigungsstrategien von Jugendlichen um die Dimension des Leibes systematisch ergänzt. Aus diesem Blickwinkel heraus wurden die üblichen Interventionen zur Resozialisierung betrachtet und problematisiert um dann – im Rahmen der vorliegenden Forschung – ein Capoeira Projekt als Möglichkeit leiblicher Bewältigung innerhalb kollektiver Atmosphären zu untersuchen.

Um zu verstehen, wie die Jugendlichen die Lebenssituation Haft erleben, welche leiblichen Zumutungen damit einhergehen und welche Atmosphären aus diesen Umständen hervorgehen war es notwendig, die eigene emotionale Involviertheit als Schlüssel zur Analyse zu nutzen.

Dementsprechend wurde sich dem Feld anhand ausgewählter, systematisch interpretierter Skizzen autoethnografisch genähert, um so exemplarisch nachzuzeichnen, wie die Atmosphären in der Anstalt sowie die Strafvollzugskonzeption die Resozialisierung verunmöglichen.

Abstract

Keywords: socialwork, penal institution, atmosphere, feelings, felt body, coping strategies, young people, delinquent, rehabilitation, affectedness, new phenomenology, Hermann Schmitz

"I go to the gym here, I do sports, I just forget I'm in prison here. Then I come out and I see these walls again, and then it comes back like a bang, boom. Then I remember I'm in prison, yes."

Even for people who have never entered a prison, this quote from an inmate indicates what is sometimes the excruciating part about living in a penal institution. It shows especially the importance sport can have for young people. In particular, to fade out everyday life in prison, to forget where one is and to find refuge. In fact, the quote illustrates that the inmate feels threatened by his situation. His reality is a slap in the face and the escape is sport, an escape for one moment. The meaning of the impositions (based on biographical experiences) in the current situation in prison as well as the coping strategies that young people demonstrate to face these difficulties present the topic of this thesis. Based on relevant theoretical findings and in-depth interviews with inmates, it will be furthermore asked how these strategies, which provide a feeling of well-being and security through the felt body can be integrated into the prison concept in order to replace other strategies, such as the use of drugs or acting out aggression through violence, and thus providing the possibility of reaching the goal of rehabilitation. In search for theories that focus on the importance of the felt body in coping with everyday life of young people, a desideratum has become evident that not only reveals that the understanding of the actions of young people is very limited due to the dethematisation of the felt body, but also reveals assumptions about the reasons why concepts of resocialisation in the majority of cases fail. Accordingly, not only was the body phenomenology of Hermann Schmitz presented in detail, but the relevant theories of social work science on coping strategies of young people were systematically supplemented by the dimension of the felt body. From this point of view, the common interventions for resocialisation were considered and problematised in

order to then - within the framework of the presented research - examine a Capoeira project as a possibility of physical coping mechanisms within collective climates. In order to understand how young people experience the situation of imprisonment, which physical demands go along with it and which climates arise from these circumstances, it was necessary to use my own emotional involvement as a key for the analysis.

Accordingly, the field was approached auto-ethnographically using selected, systematically interpreted sketches to illustrate how the atmosphere in prison and the prison concept make resocialisation impossible.

Kapitel 1

Ausgangspunkt dieser Arbeit waren Beobachtungen im Rahmen der eigenen, beruflichen Tätigkeit und die Frage, welche Interventionen zur Resozialisierung jugendlicher Straftäter es gibt, wo diese (ontologisch) ansetzen und inwiefern sie an das gefühlte Erleben, die alltäglichen Bewältigungsstrategien und die Bedürfnisse der jungen Männer anschließen. Hierfür war die Bewältigungstheorie von Böhnisch nicht nur hilfreich, um das Bewältigungsverhalten der Jugendlichen zu verstehen, sondern sein Konzept konnte fortwährend genutzt werden, um die delinquenten Verhaltensweisen auf ihren leiblichen Gehalt und ihre Sinnhaftigkeit mit Bezug zu den (leiblichen) Herausforderungen empirisch zu untersuchen. Da Böhnisch selbst den Begriff des Leibes häufig verwendet, dennoch sehr unkonkret bleibt, dieser Aspekt seiner Theorie jedoch der gewinnbringende für die vorliegende Arbeit war, entschied ich mich, der Neuen Phänomenologie unüblich viel Raum zu gewähren und den Leib nicht nur einführend zu erläutern, sondern mit ihm Dimensionen in den Mittelpunkt der Analyse zu rücken, die sehr voraussetzungsvoll sind.

Da sich diese Arbeit gerade an Praktiker*innen und Lesende richtet, die keine Leibphänomenolog*innen sind, erarbeitete ich ein sehr umfassendes, die Neue Phänomenologie behandelndes, erstes Kapitel.

Um den Leibbezug für die Lebenswelt delinquenter Jugendlicher präziser zu durchdenken und somit den Grundstein für die empirische Forschung zulegen, wird in **Kapitel 2** genau auf Böhnisch und seine Überlegungen eingegangen. Besonders spannend und maßgebend wichtig für das Desiderat ist es dabei, dass er, wie bereits erwähnt, seine Bewältigungstheorie auf einer Dimension menschlichen Spürens aufbaut, die auf die Neue Phänomenologie zurück-geführt werden könnte. Da er diese Dimension, aus der vorliegenden Perspektive nicht konsequent genug weiterdenkt, so dass seine Theorie Handlungsempfehlungen für die Arbeit mit straffällig gewordenen Jugendlichen intendieren könnte, sollen weiterführenden Gedanken formuliert werden, die über den Verlauf der Arbeit konkretisiert und durch empirisches Material aus den Interviews sowie der ethnografischen Forschung untermauert werden.

Kapitel 3 ist ein Zwischenkapitel, in dem genauer auf den Gewaltbegriff eingegangen wird, um auch hier ein Desiderat bezüglich der leiblichen Dimension des Seins

aufzuzeigen. Zuerst wird die moralische Komponente im Gewaltdiskurs problematisiert um folgend einen Bogen zu Gewalt als Kompetenz, sozusagen subversiver Strategie, zu spannen. Darauffolgend werden in den Unterkapiteln wichtige Begriffe der Neuen Phänomenologie systematisch genutzt, um Gewalt als leibliches Phänomen aufzuschlüsseln und somit verständlich zu machen, dass Gewalt nicht nur die ihr zugeschriebene aktiv-intentionale Dimension zur Grundlage hat, sondern der Leib immer schon involviert ist, bevor es zu Gewalttätigkeiten kommt und er von dieser betroffen ist. Was diese Betroffenheit zur Folge hat und wieso Gewalt dementsprechend als subversiv gelesen werden kann, wird durch Bereswill und Neuber sowie Jessel genauer skizziert. Dabei nimmt der Aspekt der Bewältigung als Motor für Gewalt und leiblicher Re-Aktion fortwährend Deutungsraum ein und leitet zu grundlegenden Gedanken über das Gefängnis, seine ent-leibte Konzeption und die daraus hervorgehenden kognitivistischen Interventionen über.

In **Kapitel 4** wird der Jugendstrafvollzug als solcher genauer beleuchtet. Zunächst wird auf den Jugendstrafvollzug, die gesetzliche Grundlage sowie seine Zielsetzung eingegangen, bevor der inhaftierte Jugendliche und mit ihm sein Körper als Objekt des Vollzuges konzeptionell betrachtet wird. Dabei werden zwei Interventionen, das AntiAggressionsTraing sowie der Täter-Opfer Ausgleich genauer vorgestellt um daran anschließend Gedanken zur Resozialisierung zu formulieren und zum Empirie Kapitel überzuleiten.

Mit **Teil II** beginnt die Darstellung der Empirie. **Kapitel 5**, das Methodenkapitel, beschäftigt sich mit dem Dilemma der Sprache und Nicht-Versprachlichung leiblicher Erfahrung, um folgend die Methoden darzulegen, die es vermochten nachzuzeichnen, welche prägenden Situationen ich als Forschende in der Strafanstalt erlebte. Hierfür werden zuerst die Vorteile der methodischen Triangulation aufgezeigt und erläutert, um daran anschließend das Material zu bestimmen.

Im Anschluss daran wird detailliert auf die Ethnografie eingegangen. Dabei wird die beobachtende Teilnahme als eine klassische Methode der Ethnografieforschung mit ihren spezifischen Vorzügen für die vorliegende Arbeit vorgestellt, um in diesem Zusammenhang zu skizzieren, wo die Grenzen jener Methode liegen – in Bezug auf

den Fokus und das Interesse dieser Arbeit. Da das eigenleibliche Erleben stets nur das subjektive Erleben ist und die Beobachtung von Etwas immer die eigene subjektive Bedeutung und Zuschreibung beinhaltet, jedoch nichts über den Leib der Anderen auszusagen vermag, wurde die Autoethnografie als methodologische Erweiterung hinzugezogen. So konnten nicht nur Aussagen über die (beobachteten) zwischenmenschlichen (zwischenleiblichen) Interaktionen getätigt werden, sondern das eigenleibliche Spüren konnte systematisch Hinweise auf die kollektiven Atmosphären liefern, welche als intersubjektive Gefühle verstanden werden. Dementsprechend konnten die kollektiven Gefühle herausgearbeitet und analysiert werden.

Für diese Analyse der zwischenleiblichen Interaktionen spielen die Phänomene der leiblichen Gegenübertragung und Übertragung eine bedeutende Rolle. Im gleichen Maße wie innerhalb des Gruppensupervisorischen Verfahrens gezielt die Ergebnisse aus den Notizen und Protokollen herausgearbeitet werden, können diese Phänomene Verstrickungen unter den Teilnehmenden und übergreifende Gefühle als Zeichen der Annäherung aneinander herausfiltern und der Analyse zugänglich machen. Dementsprechend stellte sich dieser Teil des Methodenkapitels als sehr bedeutsam für die vorliegende Studie heraus, da durch eben diese Vorgehensweise und die methodische Kreativität im Wechselspiel mit der Theorie hinsichtlich der Fragestellung Erhellendes aufgezeigt wurde und innovative Denkanstöße geliefert. Zum anderen wird dadurch ein Beitrag für die Weiterentwicklung leibphänomenologischer Forschung geleistet, da die Autoethnografie eine vielversprechende Methode darstellt, um die eigenen Gefühle als Qualität der Forschung (vgl. Munsch 2015) herauszuarbeiten und somit etwas über das Feld, die angetroffenen Personen und die damit einhergehenden Dynamiken und zwischenmenschlichen Verstrickungen auszusagen.

Im weiteren Verlauf wird auf die Interviews eingegangen, die einen Blick in die Lebenswelt der jugendlichen Inhaftierten zulassen und das Reflektieren über Situationen mit dem Fokus auf das leibliche Spüren ermöglichen. Diesem Abschnitt schließt sich die Darstellung der Interviewformen und deren Auswertung an. Hierfür wurde sich an den Empfehlungen von Michaela Köttig und Gabriele Rosenthal orientiert und sich den Jugendlichen mittels offener Interviews angenähert (vgl. Rosenthal et al. 2006). Detailliert werden die Vorzüge dieses Verfahrens im

Methodenkapitel beleuchtet. Dort wird auch genauer darauf eingegangen, dass die *totale Institution* Strafanstalt (vgl. Goffman 1995) und deren allgegenwärtige und alles durchdringende Hierarchie ein besonders behutsames und einfühlsames Vorgehen erforderte. Die anschließenden problemzentrierten Interviews vertieften im Weiteren die Ergebnisse der ersten Interviews und knüpften an die Sinngehalte an. Dieses Vorgehen ermöglicht, die Themenfelder nochmals eingehend zu hinterfragen, ganz im Sinne des problemzentrierten Interviews (vgl. Witzel 2000), und verschiedene Facetten und Blickwinkel mit Bezug zum körperlichen und leiblichen Erleben, so weit möglich, zu erforschen.

Der nächste Abschnitt des Teils II beginnt mit **Kapitel 6**, welches sich mit den Ergebnissen der empirischen Studie auseinandersetzt. Der Einstieg findet über die Auswertung der Interviewsequenzen mit den Inhaftierten statt. Hierfür wurde sich den wichtigsten Bewältigungsstrategien der Jugendlichen aus ihrer Sicht, in Form der Hauptkategorien, genähert und innerhalb dieser Praktiken auf den Körper und den Leib geschaut. So konnte aus Sicht der Jugendlichen nachgezeichnet werden, welche Bedeutung zum Beispiel Gewalt in ihrem Leben hat. Daran wurde deutlich, dass das Verständnis davon, dass Gefühle *Atmosphären* und leibliche Erfahrungen *subjektive Tatsachen*¹ sind, die uns betroffen machen. Dadurch konnte eine Ebene von Gewalt freigelegt werden, die im Rahmen des Diskurses um Gewalt bislang keine Beachtung fand: Gewalt als nicht intentionale Größe. Jene Erkenntnis ist für die vorliegende Arbeit von eminenter Wichtigkeit, da durch eine derart gelagerte Betrachtungsweise aufgezeigt wird, dass Gewalt nicht genuin intentional ist, sie jedoch bisher überwiegend kognitiv begriffen und hergeleitet wird. Davon lässt sich wiederum ableiten, dass die Interventionen, die Gewalt eben als ein kognitiv-rationales Verhalten konstruieren und auf dieser Ebene behandeln, nicht das geeignete Mittel sein können.

Zudem wird am Ende des fünften Kapitels noch auf die Bedeutung des Drogenkonsums sowie die des Sports als Formen der Bewältigung eingegangen. Auf diese Weise konnte nicht nur bei den Phänomenen Gewalt und Drogen analysiert werden, wie die Jugendlichen jene Formen körperlicher Bewältigung erlebten und

¹ Hermann Schmitz spricht von subjektiven Tatsachen der Bewussthaber, um der privaten Innenwelt eine Definition entgegenzusetzen, die ebenso im Stande ist, Subjektivierung zu erklären, die aber diesen Horizont immer mit den unwillkürlichen Lebenserfahrungen protagonistisch in Verbindung treten lässt (vgl. Schmitz, 2008).

welchen leiblichen Gehalt diese Praktiken hatten. Darüber hinaus war es auch möglich, die Bewältigungsstrategien genau zu betrachten und die Qualitäten des Erlebten miteinander zu vergleichen. Dadurch konnte gezeigt werden, welche Motivationen es für das Verhalten gab und woraus die subjektiven Sinngehalte bestanden, um später aus dieser Perspektive auf das Capoeira-Projekt zu blicken.

In **Kapitel 7** und dem zweiten Teil der Ergebnisse wird zunächst auf die Capoeira eingegangen, wobei anfangs ihre Entstehungsgeschichte beleuchtet wird, um im Weiteren die verschiedenen (auch regionalen) Spielarten und deren jeweiligen Unterschiede aufzufächern. Dem folgt eine Herausarbeitung des erzieherischen und sozialisatorischen Potenzials der Capoeira. Dieses Potenzial wird hinsichtlich der Literatur und den Vermutungen darüber, worin die Wirkungsfähigkeit eines derartigen Projektes mit Bezug zu den Inhaftierten und dem Forschungsfeld Gefängnis liegen könnte, ausgelegt.

Kapitel 8 präsentiert letztendlich zusammengefasst die Ergebnisse aus dem Capoeira-Projekt unter Einbindung der ethnografischen Daten und der Schilderungen aus den Interviews mit den Inhaftierten. Dabei ist der Anfang dieses Kapitel so konzipiert, dass es durch den Stil und die Sprache die Eindrücke vermittelt, die während der Forschung entstanden sind und sich in den Forscherinnenleib eingeschrieben haben. Auf der Grundlage der präzisen autoethnografischen Schilderungen der Erfahrungen werden dann systematisch Ereignisse und Situationen beschrieben, die für das Projekt von Bedeutung waren und die darauf schließen lassen, welche Effekte das Projekt auf die Jugendlichen, aus Sicht der Forschenden unter Hinzunahme von Schilderungen der Jugendlichen, hatte.

War zu Beginn der Arbeit noch geplant, die Empirie lediglich auf das Capoeira-Projekt zu stützen, wurde das Forschungsfeld Gefängnis im Laufe der Zeit immer bedeutsamer und ließ sich an einem gewissen Punkt nicht mehr nur als das Feld, in dem die Forschung stattfand, eingrenzen. Durch den repressiven und gewaltigen Charakter der Institution Jugendstrafanstalt sowie auf Grund der besonderen und prägenden Erfahrungen, die ich als Forschende dort machte, erschien es notwendig, eine Einführung in die totale Institution anhand verschiedener Exkurse zu geben. Dies ermöglicht es den Leser*innen, mittels der eigenen Erfahrungen, ergänzend durch die Äußerungen der Jugendlichen, in das Feld einzusteigen und quasi Teil der Szenerie zu werden. Hierzu werden Schlüsselmomente des zehnmonatigen

Forschungsaufenthaltes wiedergegeben, die aus heutiger Sicht die Weichen für eine Annäherung an die Logik der Institution mit all ihren Herausforderungen und Unmöglichkeiten stellt, welche in direktem Zusammenhang mit dem Ziel der Resozialisierung stehen. Dies wurde einmal mehr erforderlich, da es von immenser Bedeutung war, ein Gespür dafür zu entwickeln, welchen Herausforderungen die Soziale Arbeit gegenübersteht und wie genau die Momente bzw. deren Inhalte aussehen, die die Resozialisierung der Inhaftierten nicht nur erschweren, sondern in Teilen verunmöglichen. In meinen Ausführungen wird fortwährend Bezug zu den körpersoziologischen und leibphänomenologischen Begriffen genommen. Diese werden systematisch genutzt, um zu analysieren, welche Situationen im Gefängnis vorgefunden wurden und was diese Erlebnisse in mir und um mich herum auslösten.

Im **Fazit** werden die Konsequenzen mit Rückbezug zu den Ergebnissen formuliert. Hier wird noch einmal auf die theoretischen Schlüsse, die Kategorien aus den Interviews und das Capoeira-Projekt geblickt. Daran anschließend wird erneut gefragt – unter Einbeziehung dieser vorangegangenen Überlegungen –, ob Capoeira einen Beitrag zur Resozialisierung jugendlicher Straftäter leisten kann.

Im **Ausblick** erfolgen Implikationen und weitere Gedanken hinsichtlich der Interventionsmethoden, welche dann in Bezug zu der Jugendstrafanstalt gebracht werden.

1. Theoretische Verortung: die Neue Phänomenologie als theoretisches und analytisches Fundament

Die Theorien, die ich für diese Arbeit genutzt und sowohl dem Desiderat als auch dem Forschungsstand, der Fragestellung und der Analyse der empirischen Daten zu Grunde gelegt habe, ergänzen einander und machen es so möglich, sich dem Projekt anzunähern und das Datenmaterial zu interpretieren. Sie stehen nicht nur in engem Bezug zu den Methoden und der Autoethnografie als Methodologie, sondern beides, Theorie wie auch Methode, bedingen und benötigen einander. So wird durch den wechselseitigen Bezug möglich, beispielsweise den Forscherinnenleib nicht nur methodisch zu verwenden, sondern den Erfahrungshorizont systematisch durch die Begriffe der Neuen Phänomenologie aufzuschlüsseln. Ebenso konnte durch das empirische Vorgehen eine methodische Diskrepanz der Neuen Phänomenologie überwunden werden, nämlich die Frage, welche Methoden es geben kann, die auf das leibliche Erleben ausgelegt sind und es ermöglichen, Phänomene mit Blick auf die leibliche Kommunikation (zwischen verschiedenen Subjekten) zu untersuchen und kollektive Atmosphären wissenschaftlich nachzuzeichnen. Eine weitere Stärke dieser Arbeit, gerade mit Blick auf die Handlungsmaxime der Sozialen Arbeit als Menschenrechtsprofession, ist es, neue Möglichkeiten auszuweisen und der vorherrschenden, disziplinierenden und einschüchternden Atmosphäre des Gefängnisses Erlebnisse entgegen zu setzen.

Doch wenn auch verschiedene Theorien vorliegend genutzt werden, ist die Neue Phänomenologie von Hermann Schmitz für das Thema und die Ausarbeitung von zentraler Bedeutung. Da nicht auf alle wichtigen Begriffe seines umfassenden Werkes eingegangen werden kann, wird zum einen ein Einstieg ermöglicht, zum anderen die Begriffe herangezogen, die der Analyse und der Diskussion des Themas dienlich sind.

Somit werden die für diese Arbeit wichtigsten Begriffe erläutert und in Teilen, gedanklich, mit anderen wichtigen Bezügen verknüpft, um in das Thema einzuführen und die Vorannahmen offen zu legen.

1.1. Das Innenweltdogma bei Hermann Schmitz

Schmitz hat mit seiner Neuen Phänomenologie nicht nur alternative Begriffe etabliert und alltäglichen Begriffen eine neue Dimension eingehaucht (z.B. *Situationen*, *Atmosphären...*), er hat auch die Philosophie und die Anthropologie hinsichtlich der

Konzeption, wie Menschen etwas an sich und von der Welt wahrnehmen, sich subjektiv entwickeln und in der Welt bewegen, revolutioniert. Kerstin Andermann und Udi Eberlein sprechen von einer „Neuorientierung der gesamten Philosophie“ (Andermann und Eberlein 2011, S.7).

Die Entscheidung, das Menschenbild, welches Schmitz durch seine Neue Phänomenologie zeichnet, als Grundlage meiner Ausarbeitung und Analyse zu nutzen, entstand anfangs durch die Beschäftigung mit seiner Kritik, dem Innenweltdogma. Dort fand ich Aspekte wieder, die mich selbst bei der Bearbeitung der Literatur und der Sichtung der Sozialarbeiterischen Konzepte störten und die aus meiner Sicht dazu führen, dass nicht alle Menschen und Handlungsweisen berücksichtigt werden. So kritisiert er, wie nun genauer aufgezeigt wird, ein psychologisches Verständnis von den Gefühlen des Menschen. Dieses Verständnis ist mitunter dafür verantwortlich, dass Diskurse wie die Gewaltforschung, Phänomene wie kollektive Gewaltatmosphären nicht in Betracht für das Entstehen für Gewalt ziehen und die Entstehung von Gewalt intentionalisieren und individualisieren. Ebenso greift die Sozialarbeitswissenschaft auf die Diskurse der Psychologie zurück, um beispielsweise deviantes oder delinquentes Verhalten zu erklären. Auch die Bedeutung der Gefühle und der Gefühle als kollektiver Erfahrung (als intersubjektives Moment) werden vernachlässigt, was durch diese Arbeit genauer beleuchtet und kritisiert wird.

Innerhalb der Sozialpädagogik gibt es durchaus verschiedene wissenschaftliche Schulen mit Bezug zu unterschiedlichen disziplinären Traditionen. Allen zu Grunde liegt jedoch ein allgemein weitverbreitetes Bild vom Menschen. Dieses bezieht sich darauf, wie ein Mensch hinsichtlich seiner Verarbeitungsmechanismen und der Aufteilung in Körper, Geist und Seele funktioniert. Er hat demnach ein Innen und ein Außen. Innen liegen seine Gefühle, wie der Schatz eines Menschen, den es zu verteidigen gilt. Nur Auserwähltes wird in das Innere hereingelassen. Das Innere wäre folglich das Eigentum des Individuums und begründet seine Seele (vgl. Schmitz, 2015 S.14).

„Für jeden Menschen zerfällt die Welt in seine Außenwelt und seine Innenwelt mit der Maßgabe, dass ihm ein Gegenstand seiner Außenwelt höchstens dann zu Bewusstsein kommen kann, wenn er in seiner Innenwelt mindestens einen Vertreter hat. Dieser kann Empfindung, Vorstellung, idea, perceptio, intentionaler Akt oder ein Komplex von dergleichen sein“. (Schmitz 2008, S. 95f.)

Diese Konzeption des Menschen hat nach Schmitz' Ansicht viele folgenreiche Schwächen, beispielsweise die Zerlegung der Welt und die Bedingung, dass der Mensch die ihn umgebende Welt nur erfährt, wenn sie etwas mit ihm „zu tun“ hat. Seine Antwort oder vielmehr seine Gegenthese ist, dass das menschliche Leben durch die unwillkürlichen Lebenserfahrungen, das Betroffensein, durchzogen wird. Dieses Betroffensein ist nicht im Menschen angelegt, sondern es prasselt durch Gefühle in Form von Atmosphären auf ihn nieder, setzt sich auf ihm fest und dringt durch ihn hindurch. Dabei hebt Schmitz das Verständnis von Innen und Außen auf. Er gliedert das Innenweltdogma in drei Teile, die seine Kritik fundieren: den **Psychologismus**, den **Reduktionismus** und die **Introjektion**.

„Der Psychologismus besteht in der Einquartierung des gesamten Erlebens eines Menschen in seine Innenwelt wie in ein Haus mit Mauern und Stockwerken, worin er als Vernunft Herr sein kann; dieses Haus führt jahrtausendlang den Namen >>Seele<< und dient der Abgrenzung und Zentralisierung des Erlebens im Interesse des Verfügungkönnens über die eigenen unwillkürlichen Regungen“ (Schmitz 2015, S. 10)

Durch diese Ausführung zum **Psychologismus** wird deutlich, wie sich der Glaube an eine Seele formiert. Demzufolge kann die Sichtweise Demokrits noch immer als etabliert und gesetzt verstanden werden: *„Das Glück wohnt nicht im Besitze und nicht im Golde, das Glücksgefühl ist in der Seele zu Hause“* (Demokrit). Jenes Zitat unterstreicht die Auffassung, dass die Gefühle des Menschen in seiner Seele wohnen. Dieser Ansicht nach kommen Gefühle aus dem Menschen heraus, aus seinem tiefsten Inneren und finden dort ihren Ankerpunkt, das *Zuhause*.

Durch Schmitz Kritik wird deutlich, dass der Mensch zu etwas hochstilisiert wird, das die Kontrolle über das Außen in dem Sinne hat, als dass nur ausgewählte Phänomene Einlass finden in den menschlichen Organismus. Die Außenwelt ist abgeschnitten von unserem Erleben. Dabei ist es die Welt und die mit ihr einhergehende unwillkürliche Lebenserfahrung, die uns in ihren Bann zieht, uns betroffen macht und letzten Endes

die Chance bietet, in der Atmosphäre aufzugehen, sich dem Erlebnis zu verschreiben und alles andere zu vergessen.

Ein weiterer Aspekt seiner Kritik ist der **Reduktionismus**. Auf diese Weise ergänzt Schmitz die Innenwelt um das Außen und wie damit im Allgemeinen verfahren wird:

„Der Reduktionismus besteht in der Abschleifung der Außenwelt schlechthin – d. h. der Außenwelt nach Abzug aller Innenwelten – bis auf wenige Klassen besonders leicht (intermomentan und intersubjektiv) identifizierbarer, manipulierbarer und quantifizierbarer Merkmale, die an der Oberfläche fester Körper abgelesen werden können und noch heute die gesamte Abstraktionsbasis der Physik bilden; nach Aristoteles und Demokrit handelt es sich um Größe, Gestalt, Zahl, Ruhe, Bewegung, Lage und Anordnung, die später so genannten primären Sinnesqualitäten“ (Schmitz 2016a, S. 10 f.)

Der Denkapparat des Menschen stellt somit die zentrale Instanz in Form der obersten Spitze einer hierarchisierten Existenz dar, von der aus alles gesteuert wird. Dementsprechend wären die Einflüsse von außen etwas, was in das Innen integriert werden kann. Mit der Verbindung der Psychologie und der Neurowissenschaften wird es so möglich, jede Regung des Menschen und seine Empfindungen biochemischen Prozessen zuzuordnen und sich damit zu erklären, warum ein Mensch wann etwas fühlt, wobei dem Fühlen auch immer etwas Intentionales zugeschrieben wird. Ein Beispiel wäre hier, dass ein Mensch sich etwas in Gedanken herbeiruft und dadurch in sich selbst etwas Emotionales auslöst. Die Allmacht der Gedanken, die das Individuum selbst hervorbringt, wäre in der Lage, Gefühle zu kreieren, die wir dann durch unser Verhalten und durch die Formen der Kommunikation nach außen strömen lassen.

Als drittes Merkmal des Innenweltdogmas stellt Schmitz die **Introjektion** vor.

„Die Introjektion ist die Ablagerung des vom Reduktionismus abgeschliffenen Abfalls in der im Dienst der Selbstbemächtigung bereitgestellten Innenwelt. Situationen – darunter die erwähnten vielsagenden Eindrücke – und Atmosphären werden zerschlagen; ihre Bedeutsamkeit [...] wird subjektiviert und zu Aggregaten von Gedanken, Urteilen, Entschlüssen usw. in der Seele umgedeutet; Atmosphären, die den Menschen leiblich spürbar ergreifen oder beschleichen, werden in private Gefühle (umgedeutet, Anm. der Verf.) [...] der spürbare Leib wird ganz vergessen oder, soweit man Restbestände wie den Schmerz nicht vergessen kann, in einen Zustand des

sezierbaren Körpers, und eine Empfindung in der Seele, die später auch andere Namen wie >>das Gemüt<<, >>the mind<< oder >>das Bewusstsein<< erhält, aufgelöst“ (Schmitz 2015, S.14f.)

Verständlicher wird die vorliegende Kritik, wenn man sich mit seinem Konzept der Atmosphären als Erfahrungshorizont beschäftigt. Gerade das Zerlegen der Atmosphären, wie er es oben anspricht, ist für sozialwissenschaftliche Phänomene und die Individualisierung von Verhalten als Reaktion auf diese Atmosphären von besonderer Bedeutung.

Die Atmosphären und die genaue Zuschreibung von Merkmalen sind ein besonderer Verdienst von Schmitz und sind, wenn man die Atmosphären betrachtet, die Gefühle sind, einer der revolutionären Aspekte seiner Theorie.

Da der Begriff der Atmosphäre erst später genauer besprochen wird, soll nun zur Einstimmung ein eigener Vergleich vorangestellt werden, gewissermaßen als Auftakt zu den folgenden Definitionen.

Der Geruch

Wäre die althergebrachte Vorstellung, dass die gespürten Erfahrungen Platz in einer Seele finden, so sind diese Erfahrungen für Schmitz etwas, was dem Menschen anhaftet, wie ein Geruch, der sich in einem Mantel verfängt und somit Teil von ihm wird. Dabei kann dieser Geruch vergänglich oder besonders hartnäckig sein.

Ich kann diesen Geruch wahrnehmen, dennoch wird er nicht zum Teil meines eigenen Geruchs, so wie eine Atmosphäre die mich nicht ergreift, oder aber ich gehe in dieser Atmosphäre auf, sie hüllt mich ein, der Geruch durchsetzt meine Kleidung und in diesem Moment ist nur noch dieser eine Geruch präsent ohne zu wissen, ob er aus mir herausströmt oder mich durchdringt. Dann bin ich Teil dieser Atmosphäre und zu Hingabe gezwungen. Ich habe nicht die Wahl, ob dieser Geruch mir behagt, ob ich ihn annehmen möchte.

Genauso verhält es sich, wenn wir betroffen sind und sich diese Betroffenheit auf unsere Gefühle niederschlägt. Gefühle passieren einem, was in der Konsequenz eine Herausforderung darstellt, die zudem in eine Überforderung

münden kann und die Menschen vor Probleme stellt. Diese Überforderung zu bewältigen ist eine Aufgabe, die Menschen bis in existenzielle Krisen treibt und Strategien notwendig werden lässt, die aus der Perspektive Anderer nicht nachzuvollziehen sind, zum Beispiel delinquente Strategien, die Hingabe an Gewalt, das Gleiten in den Rausch oder ähnliches. Aus diesem Grund soll durch die vorliegende Arbeit das unwillkürliche aus den Erfahrungen herausgeschält und offen gelegt werden um daran anschließend einen neuen Zugang zu den Strategien zu ermöglichen, die die Jugendlichen anwenden, um den Herausforderungen zu begegnen und der (emotionalen) Schief-Lage Herr zu werden.

1.2. Grundbegriffe der Neuen Phänomenologie von Hermann Schmitz

Wie bereits erwähnt ist nicht nur die Definition des Leibes für diese Arbeit von Bedeutung (und wird folgend als erster Begriff analytisch vom Körper als Ding unterschieden), sondern im Besonderen nimmt der Begriff der Atmosphäre viel (Deutungs-) Raum ein. Da diese beiden Bestandteile der Neuen Phänomenologie auf anderen wichtigen Begriffen beruhen und auf ihnen aufbauen, soll nun ein genauerer Einblick erfolgen. Somit wird es ermöglicht, im Verlauf der Arbeit durch die Brille der Neuen Phänomenologie auf die Themen und Phänomene zu blicken. Dadurch können die Leser*innen mit einem Basiswissen und bereits Themen-bezogenen Gedanken in das Empiriekapitel (Teil II: Empirisches Design der Studie) starten. Dabei war es eine Herausforderung, die Begriffe chronologisch anzuordnen und nacheinander zu besprechen, da sie immer im Wechselbezug stehen. Somit konnte nicht vermieden werden, an manchen Stellen etwas vorweg zu nehmen oder vorauszusetzen, insgesamt jedoch sollte die folgende Vorstellung der Begriffe mit der Verknüpfung eigener, das Thema betreffende Gedanken, hilfreich sein.

Ebenso werden die Begriffe durch Erklärungen anderer Autor*innen ergänzt, die sich ebenfalls auf Schmitz beziehen, die jedoch Phänomene weitergedacht haben, so wie es Gernot Böhme mit dem Begriff der Atmosphäre insgesamt oder Barbara Wolf mit Blick auf die Verknüpfung des Atmosphärenbegriffes im Bezug zur Pädagogik getan haben. In der Auseinandersetzung mit den Begrifflichkeiten hat sich folgende Struktur ergeben:

1.2.1. Differenzierung von Körper und Leib

Es existiert ein Unterschied zwischen Körper und Leib, der immer gegeben ist und nie überwunden werden kann. Der Körper ist in seiner materiellen Form stets zugegen und stellt immer eine Einheit dar. Er ist kontinuierlich ausgedehnt (vgl. Lindemann in Gugutzer 2017, S. 60). Der Leib hingegen ist nicht kontinuierlich ausgedehnt im Sinne einer einzigen Entität, sondern besteht aus verschiedenen Inseln, die im Meer schwimmen, sich dabei aber verändern, ab- und auftauchen und fließend miteinander ein Gefüge ergeben. Er ist fluide. Dabei sind die Leibesinseln nicht *absolut örtlich* (vgl. ebd.) wie der Körper, der nur exakt an genau einem Ort existieren kann, sondern sie können tendenziell unterhalb oder oberhalb und hinten oder vorne verortet werden (vgl. ebd.). Schmitz unterscheidet zudem die Eigenschaften des Leibes und differenziert somit nicht nur zwischen Körper und Leib, sondern auch zwischen verschiedenen Eigenschaften des Leibes. So bezeichnet er zum Beispiel den Leib, der mit Blick auf verschiedene Leibesinseln gespürt wird, als „körperlichen Leib“, welcher sich dadurch auszeichnet, dass er auf die Umwelt bezogen ist (vgl. ebd., S. 61).

Für Schmitz ist der Leib räumlich organisiert (vgl. Schmitz 2015, S.18), dabei ist er nicht wie der Körper des Menschen durch Grenzen eingeschränkt, sondern ausgedehnt und fließend. Um zu verstehen, wie genau der Leib räumlich strukturiert ist, wird nun zur Einführung eine Definition von Schmitz gegeben, die den Unterschied zwischen Körper und Leib sehr genau und sehr verständlich kontrastiert und somit nochmal genauer einführt:

„Unter dem eigenen Leib eines Menschen verstehe ich das, was er in der Gegend seines Körpers von sich spüren kann, ohne sich auf das Zeugnis der fünf Sinne (Sehen, Hören, Tasten, Riechen, Schmecken) und des perzeptiven Körperschemas (d.h. des aus Erfahrungen des Sehens und Tastens abgeleiteten habituellen Vorstellungsgebildes vom eigenen Körper) zu stützen.“ (Schmitz 2015, S.15f.)

Der Leib kann somit analytisch vom Körper unterschieden werden. Für seine Existenz sind zwei Begriffe maßgeblich wichtig, die in sich die existenzielle Dynamik tragen, aus der der Leib besteht: die Enge und die Weite, die die leibliche Ökonomie des Menschen begründen.

Der Urzustand – die primitive Gegenwart

Für Schmitz spielt das Plötzliche als Erfahrungshorizont für die Gewissheit, dass ich Ich bin, eine bedeutsame Rolle für die Entstehung von Identität (vgl. Schmitz 1990, S.2f.). Für diese Erfahrung ebenso bedeutsam ist das Hier und Jetzt welches veranlasst, dass sich die Erfahrung aus dem Gleitenden, dem Sein ohne Richtung, abhebt. (vgl. ebd.) Dabei ist das Sein des Menschen in der primitiven Gegenwart an fünf Momente gebunden:

„Ich habe dieses Plötzliche in reichere Bedeutung mit fünf Momenten – Hier, Jetzt, Dasein, Dieses (principium individuationis), Ich – an den Erfahrungen des elementar-leiblichen Betroffenseins (wie Angst, Schmerz, Schreck), die der Mensch dem Tier teilt, als primitive Gegenwart aufgewiesen.“ (ebd. S.3)

Somit geht seine Definition über das bloße Zeitliche der Gegenwart hinaus und paart sie mit dem räumlichen, dem Dasein und der Subjektivität (vgl.ebd.). So entsteht nach Schmitz Identität².

Das ist insofern sehr spannend, als dass die Identität und somit auch die Vergewisserung, dass ich lebe und dass ich es bin, die in dieser Weise lebt, das Plötzliche braucht, um Gewissheit zu erfahren. Dieses Plötzliche ist die Quelle des Ich und ermöglicht es, fernab der Erinnerungen oder Motivationen, mich zu spüren in just diesem einen Moment. Genau diese Vergewisserung, so die Annahme, ist das Fundament des Bewältigungshandelns, wie noch genauer sowohl im weiteren theoretischen Teil wie auch bei der Empirie herausgearbeitet werden soll.

Entfaltete Gegenwart

Die entfaltete Gegenwart besteht nach Schmitz darin, dass die fünf (eben beschriebenen) Momente gegeneinander beweglich werden, ohne sich jedoch voneinander zu lösen. (vgl. ebd. S.4 f.) In der entfalteten Gegenwart schält sich das Individuum aus dem Ich-Moment der primitiven Gegenwart heraus und ermöglicht es, subjektive und objektive Sachverhalte zu unterscheiden und personale Emanzipation

² Somit erhebt Schmitz die leibliche Erfahrung der primitiven Gegenwart zu der Quelle der Identität, die, um Kant oder anderen zu entgegnen, nicht die Hinzunahme des Verstandes braucht für eben diese Gewissheit. (vgl. ebd. S.4 f.)

einzuweisen. (vgl. ebd. S.5) Das Subjekt kann sich derart über das Hier und Jetzt der primitiven Gegenwart erheben. Schmitz konstatiert:

„Man wird die Entfaltung der Gegenwart ungefähr mit der Schwelle zur Menschwerdung gleichsetzen können [...] Die Entfaltung der Gegenwart ist keine Tätigkeit. Sie ist ein Vorgang, bei dem sich das Subjekt und die Objekte seiner Umgebung von der primitiven Gegenwart abschälen [...]“ (ebd. S.6 f.)

Somit tritt der Mensch durch die Entfaltung der Gegenwart als Mensch hervor. In diesem Moment ist es möglich zu sich in Abstand zu treten, das „so Gegebene“ in Bezug zu setzen und sich zu den Dingen in der Welt zu verhalten.

Exkurs: Schweifen zwischen primitiver Gegenwart und entfalteter Gegenwart als Möglichkeit, sich der Welt zu entziehen und Vergangenheit und Zukunft unterzuordnen

Wenn alles zu viel wird, wenn es scheint, man hat nicht mehr die Kraft der Welt und den aktuellen Erfahrungen etwas entgegen zu setzen, verspüren wir manchmal das Bedürfnis zu entschwinden, uns zu entziehen, den Kopf und Verstand auszuschalten, zu schwelgen. Dieses Bedürfnis richtet sich auf den Zustand primitiver Gegenwart durch die Fähigkeit, zwischen entfalteter und primitiver Gegenwart hin und her zu schweifen:

„Die Entfaltung der Gegenwart lässt die primitive Gegenwart aber nicht verschwinden; das personale Subjekt bleibt in gleich [...] anzuzeigender Weise auf diese angewiesen und daher fähig, aus dem Reservoir der in sie eingeschmolzenen subjektiven Tatsachen zu schöpfen, indem es explizierend diese teils sich aneignet, teils als objektive Tatsachen, denen die Subjektivität abgestreift ist, distanziert.“ (ebd. S.14)

Es wird dem Menschen möglich, zu ermitteln, was objektiv ist, und ihn nicht betrifft, und was ihm eigen ist, in Form seiner gespürten Subjektivität. Dadurch gewinnt er Abstand zu den Dingen. Dennoch beinhaltet diese Fähigkeit ebenso die Möglichkeit zu entschwinden, in die Erfahrungen, in denen ich bin, ohne abzuwägen und ich mir dadurch Gewissheit schaffe, dass es mich gibt und ich in dieser Erfahrung mit mir und nur mit mir meinen Ankerpunkt finde, mich allem anderen entziehe und dadurch einen Weg finde, auch Überforderungen und Belastungen auszulagern für das Aufgehen in das Hier und Jetzt, ohne weitere Bezüge:

„Aus dieser Fähigkeit entspringt die Beweglichkeit des personalen Subjekts gegen die primitive Gegenwart, sich aus ihr mehr oder weniger zu erheben oder in sie einzugehen. Sowie es sich erhebt, indem es z.B. mutig den Tod auf sich nehmend - das Dasein durch Objektivierung von Tatsachen distanziert, befindet es sich in einer stets labilen und prekären >>exzentrischen Position<< (Plessner), unfähig, sich in völliger Autarkie (etwa als reiner Geist) abzusondern, aber immer fähig zu (oder bedroht von) der Möglichkeit, ganz wieder in primitive Gegenwart einzugehen, die Fassung zu verlieren, panisch und tierhaft zu werden.“ (ebd.)

Es wird deutlich, dass es den Menschen unter Menschen ausmacht, um diese Möglichkeit zu wissen und Zustände herbeizuführen, in denen er die Fassung verliert. Es sind eben diese Momente der Selbstvergewisserung und Bewältigung von dem, was auf jemanden einströmt, die es ermöglichen zu überleben und für den Moment eine Möglichkeit zu haben, das Davor und Danach dem aktuellen erleben unterzuordnen. Es ist die leibliche Bewältigung von dem, was mich überfordert und es wird noch zu sehen sein, wie gerade junge Männer dies bewusst in Form von Bewältigungsstrategien einsetzen, um das (leibliche) Überleben zu sichern. Diesen Zustand der Erschütterung, der das Aufgehen und zurückgeworfen sein auf das zuständige Ich im Hier und jetzt beschreibt, nennt Schmitz personale Regression

Personale Regression

Der Begriff der personalen Regression ist für die vorliegende Arbeit und die Verknüpfung neo-phänomenologischer Begriffe mit der Bewältigungstheorie außerordentlich bedeutsam.

„Im Laufe der Persönlichkeit werden immer wieder Sachverhalte, Programme und Probleme aus der primitiven Gegenwart expliziert, in einen subjektiven und einen objektiven Anteil zerlegt und gleichsam an der jeweiligen Front zwischen Subjekt und Objekt einander gegenüber gestellt; doch bleibt es nicht bei dieser explizierenden Verarbeitung, sondern die Explikate werden in personaler Regression – namentlich durch alle Weisen des Betroffenseins und der Erschütterung, die ja stets, wie etwa das (stets leibliche) Ergriffensein von Gefühlen, die Enge des Leibes in der Person mächtig werden lassen – der primitiven Gegenwart wieder zugeführt, so daß sich an diese ein Hof der mit der Explikation und Objektivierung gemachten Erfahrung anlagert.“ (ebd. S.20)

Personale Regression ist demnach das Moment, in dem der Leib durch seine Betroffenheit eng ist, diese Enge lenkt alles Spüren auf diesen einen Moment. Dabei ist das Wechselspiel zwischen Regression und Emanzipation für den Menschen bedeutsam, die Regression scheint als ein Problem, was sich mächtig über die Person legt und aus welchem es gilt einen Ausweg zu finden. Dabei ist davon auszugehen, dass sie verschiedenste Nivellierungen beinhaltet und dass es dem Menschen nur aus dem Grund, dass er regriert, auch möglich ist die Fassung zu behalten.

An dieser Stelle sollen nun jedoch Gedanken angestellt werden wie, mit Blick auf das vorliegende Thema, auch ein anderer Blick auf das Phänomen *personale Regression* geworfen werden kann und wie daraus ein Potenzial hervorgeht, was die Menschen befähigt ihren Alltag, im Rahmen der Regression, zu bewältigen.

Kontrollierte Regression als Ressource? – eine Möglichkeit zur Ausdifferenzierung über Schmitz hinaus

So wie im Exkurs beschrieben macht es den Anschein, dass personale Regression etwas ist, was es gilt durch die Einnahme von Distanz und des Abwägens, was subjektiv und was objektiv ist, zu überwinden. Personale Regression wird dabei beschrieben wie ein Tal, in das ich herabfalle und aus dem ich mich durch die Bezugnahme zu mir wieder herauskämpfen muss.³ Dabei steckt in ihr auch das Potenzial des Fortbestandes meiner Person, in dem ich den Verstand auslagere und mich hingebe, indem ich entschwinde in das Hier und Jetzt, mein Betroffensein durch Erfahrungen in der zuständlichen Enge, in der ich nicht fähig bin, irgendetwas anderes als das was mich betrifft, zu spüren. So kann man Gewalter- und ausleben oder den Rausch beschreiben. Ich fahre zusammen in der Erfahrung, alles andere verliert seinen Wert und quält mich dadurch nicht in Form einer Bezugnahme. Es ist nicht mehr wichtig, in diesem Moment, wer genau ich bin, wo ich herkomme oder was ich getan habe, ich spüre nur mich, in dieser Situation, die persönliche Situation in Form meiner Biografie und geworden seins sind passé, für den Moment. Dabei ist fraglich, ob es auch eine Art kontrollierter Regression geben kann, in der das

³ Auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Neue Phänomenologie 2019 haben wir intensiv debattiert, ob es nicht sinnvoll wäre, die Metapher des Tales und des Absinkens in Regression, um den Begriff der kontrollierten Regression zu erweitern, was der Vorschlag von Prof. Großheim war.

Subjekt wissentlich in die Situation der Regression gleitet und sich ab dort verliert, um später in der Weiter wieder bewusst zu werden.

Personale Emanzipation

Die personale Emanzipation ist das Moment, in der das Subjekt sich aus der primitiven Gegenwart löst. Wie bereits beschrieben ist sie somit der Gegenspieler der personalen Regression, bei der der Mensch in die primitive Gegenwart zurückfällt (vgl. ebd. S.14).

Dabei ist der Mensch eine Person, nach Schmitz, in all jenen Situationen, in denen er nicht in (panische) Regression verfällt (ebd.). Die Persönlichkeit ist ihm nach in die Auseinandersetzung zwischen personalem Subjekt und primitiver Gegenwart eingebettet (ebd.). Durch Situationen, in denen der Mensch sich in Regression verliert, verliert er seine Persönlichkeit.

„Das personale Subjekt bleibt bei personaler Emanzipation (und Regression) gleichsam im Gespräch mit der primitiven Gegenwart, in einer Auseinandersetzung [...] (ebd. S.20)

Die primitive Gegenwart als Bezugspunkt verliert der Mensch demzufolge nie.

Persönliche Situation

Dabei baut die Konstitution des Menschen nach Schmitz auf viele kreisläufige Prozesse auf. Einer dieser Prozesse ist das Erheben aus der primitiven Gegenwart und der gegenläufigen Bewegung des Zurücksinkens in sie (vgl. ebd. S.20). Dieses Wechselspiel ist ein Wechselspiel zwischen Enge und Weite (auf die folgend eingegangen wird) und damit der Puls menschlichen Lebens. Dabei ist die persönliche Situation der Horizont, unter dem sich all diese Bewegungen, die den Menschen als der konstituieren, der er ist, abspielen. Dazu zählen die ihn betreffenden Phänomene wie die Weltanschauung, sein ihm eigenes Lebensgefühl in Form der leiblichen Disposition, die Erinnerungen, alles das was ihn als Person ausmacht (ebd.). Dementsprechend ist die persönliche Situation das, was in anderen Theorien als die Identität des Menschen verstanden wird (wobei Identität bei Schmitz, wie unter dem Begriff der primitiven Gegenwart in diesem Kapitel subsumiert, die Paarung aus Gegenwart, dem Räumlichen, dem Dasein und der Subjektivität darstellt). Seine Selbstvergewisserung und die Aushandlung dessen, wie er sich in der Welt erlebt und vergegenwärtigt.

Enge und Weite

In Schmitz' Alphabet der Leiblichkeit spielen Enge und Weite eine herausragende Rolle. Deren Dynamik macht den Leib mit seinen Regungen aus, Enge und Weite formen den „innerleiblichen Dialog“. (Schmitz 2008, S. 13)

„Leiblich sein heißt, zwischen reiner Enge und reiner Weite irgendwo in der Mitte zu sein und weder von der Enge noch von der Weite ganz loszukommen, solange das bewußte Erleben dauert. Diese Mittellage beruht auf dem Ineinandergreifen zweier antagonistischer Tendenzen: der expandierenden Weitung und der sie hemmenden und die Leibesinseln zusammenhaltenden Engung. Miteinander bilden sie den vitalen Antrieb, gleichsam den Dampf, unter dem ein Mensch wie ein Kessel steht. In diesem Zusammenwirken bezeichne ich die Engung als Spannung, die Weitung als Schwellung [...]“ (Schmitz 2015, S. 18f.).

So wird es mit den Begriffen der Enge und Weite möglich, nicht nur das alltägliche Befinden genauer zu beschreiben, sondern auch Ausnahmestände und unwillkürliche Lebenserfahrungen auf die leibliche Konsistenz hin zu untersuchen.

Am Beispiel des Schmerzes führt Lindemann vor, welche Bedeutung das Hier und Jetzt bei außergewöhnlichen Phänomenen einnimmt, was später noch sehr bedeutungsträchtig wird:

„Schmerz ist ein Extremfall des Erlebens des Hier/ Jetzt des eigenen Leibes. Bei der Erfahrung intensiven Schmerzes kann die äußere Wahrnehmung zusammenbrechen. Die Schmerzgeplagte verliert den Sinn dafür, wo links, rechts oder oben und unten ist. Es gibt nur noch die Erfahrung, jetzt an diesen Ort gebunden zu sein, weg zu wollen, gleichsam aus sich heraus zu wollen, genau dies aber nicht zu können. Schmitz beschreibt dies als ‚gehindertes Weg!‘ (Schmitz 1964, S. 168), welches in der Schmerzerfahrung dominiert. Der im Schmerz gegebene absolute Ort ist allerdings kein isolierter Punkt, denn er ist als die Enge, in die das leibliche Selbst gezwungen ist, bezogen auf eine Weite als Orientierung des ‚Weg! Als das, wohin die/der Betreffende hinauswill.“ (Lindemann in Gugutzer 2017, S. 61).

Dabei ist es spannend, über den gewöhnlichen Schmerz hinwegzudenken und den Schmerz aus der leiblichen Erinnerung hinzuzunehmen. Traumata, beispielsweise, die den Körper und seine unversehrte Integrität betreffen und das leibliche Erinnern dessen, was einem zugestoßen ist, könnten aus der vorliegenden Perspektive ebenso als Schmerz gedeutet werden, dem es gilt zu entfliehen. Durch die Gebundenheit an

eben diesen Körper und Leib ist es jedoch nicht möglich zu entfliehen, was die Bewußthaberin folglich vor ein unausweichliches Problem stellt. Der Schmerz ist dabei nicht die einzige Zumutung, der man unterworfen ist und die ein Handeln im Sinne einer Bezugnahme zu dem Problem in Form von Bewältigung notwendig werden lässt.

Dieses Begriffspaar, Enge und Weite, lief als Hintergrundfolie, in Form einer bedeutenden Analysekatgorie, immer mit. Sowohl in der eigenen Wahrnehmung in Form einer Selbsterkundung (Autoethnografie), als auch bezüglich der Versprachlichung von Phänomenen, beispielsweise innerhalb der Interviews. Dabei waren die Jugendlichen um Worte bemüht, die jedoch die Tiefe dessen, was die Jugendlichen betroffen machte, nicht intersubjektiv nachvollziehbar machten. Besonders deutlich wird dies beim viel umschriebenen Hass und „abgefickt sein“. Nicht nur während der Interviews, sondern gerade bei meinen fast täglichen Begegnungen mit Jugendlichen im Gefängnis war die Rede vom „abgefickt sein“ und davon, dass sie irgendwen hassten. Sprachlich differenzieren konnten die Jugendlichen ihre Emotionen häufig nicht, insbesondere wenn sie akut-atmosphärisch, im Hier und Jetzt, davon betroffen waren und darum ringen mussten, die Beherrschung nicht zu verlieren. Auf der Spur dessen, was genau diese Phänomene der Jugendlichen ausmachten, halfen mir das Verständnis um Enge und Weite sowie die Ergründung der Strategien, die in direktem Zusammenhang mit der leiblichen Konstitution und der Bewältigung der Situation standen, als Annäherung und Nullpunkt der Analyse.

Dennoch liegen in dem Hier und Jetzt und der Enge und Anschwellung in Form von Druck (Handlungsdruck) auch Möglichkeiten des Ausbruchs mit der Hoffnung auf ein baldiges Gleiten ins Weite und Schlaffe. Auf genau diese Such- und Bewältigungsbewegungen wird zu einem späteren Augenblick eingegangen und in genau diesem Gedanken liegt die Chance des Verständnisses von impulsivem Handeln.

„Die Weite bildet den Hintergrund, vor dem sich die Enge des schmerzenden Leibes abhebt. Schmerz ist gemäß Schmitz ein spannungsvoller räumlicher Gegensatz von Enge und Weite (Schmitz 1965, S. 73). Im Gegensatz von Enge und Weite wird eine Grenze gezogen, denn es ist sehr deutlich, wo ich als subjektiv betroffener Leib bin. Dabei ist es wichtig festzuhalten, dass der Leib nur eingegrenzt ist, indem er über sich

hinaus ist, d. h. zu der Weite in Beziehung ist, vor deren Hintergrund sich die Enge des schmerzenden Leibes abhebt. Insofern gehört die Weite ebenso zum Leib wie die Enge (Schmitz 1965, S. 6). Der Leib ist das als dieser Gegensatz existierende Phänomen. Wenn die Pole des Gegensatzes Enge und Weite nicht mehr aufeinander bezogen sind, hört der Leib auf zu existieren. Der Leib ist keine Substanz, sondern der mehr oder weniger spannungsvolle Vollzug von Gegensätzen, wobei der Gegensatz von Enge und Weite eine besondere Stellung einnimmt.“ (ebd.)

Ich habe Enge und Weite jederzeit bei der Analyse meiner Beobachtungen mitgedacht und finde diesen Aspekt innerhalb der Schmitz'schen Philosophie absolut einleuchtend und prägnant. In Form einer Kurvenbewegung bewegt sich das Empfinden des Menschen zwischen Enge und Weite und dabei zwischen Spannung und Schwellung. Eindrücklich zeigt sich das innerhalb des Ergebnisteils in Kapitel 6 zu den Interviews an einem Zitat eines Jugendlichen über seine Bewältigungsstrategie Tanzen und die verschiedenen Qualitäten der Bewegungen hinsichtlich der Regungen, die damit herbeigeführt, gleichsam aber auch „bearbeitet“ werden. Somit werden die beiden Grundbegriffe im Besonderen dort bedeutsam, wo die Bewältigungsstrategien der Inhaftierten in den Blick genommen werden. Wenn man versteht, wie sich zum einen die Situationen anfühlen, denen die Jugendlichen ausgeliefert sind oder in denen sie „stecken“, und wie die Jugendlichen im Wechselspiel zwischen Körper und Leib darauf reagieren, können daraus Überlegungen abgeleitet werden. Überlegungen, welche Aspekte der Bewältigung das genuin bewältigende, übersteigende Moment sind und folglich was den Jugendlichen helfen kann, sich aus der Betroffenheit und Überwältigung zu befreien und derart (alternativ) zu agieren, dass das Handeln (vormals in Form von Gewalt und/oder Drogenkonsum) eine Form von Bewältigungshandeln ist, dass keinen Anlass für Sanktionen durch die Bediensteten bietet.

Vitaler Antrieb

Dabei ist es auch spannend genauer zu untersuchen, welche Variationen und Ausprägungen von Enge und Weite es gibt, ebenso wie die Verlaufsformen. Eine Vermutung ist, dass viele Phänomene, die Gewalt betreffend, sich nur zwischen Extremen abspielen. Um die Beschreibung der Phänomene konkretisieren zu können, sind die Begriffe der Schwellung und Spannung hilfreich, die an Enge und Weite gebunden sind und den vitalen Antrieb ausmachen.

„Der vitale Antrieb bedarf der antagonistischen Konkurrenz von Spannung und Schwellung. Wenn die Engung aus der Weitung aushakt, wie bei einem heftigen Schreck, ist der Antrieb weg. Ebenso erschlafft er nach der anderen Seite, wenn die Schwellung die Mauer hemmender Spannung durchbricht und die Weitung widerstandslos wird, wie bei der Ejakulation im Geschlechtsakt“ (Schmitz 2015, S. 19).

Weiter geht Schmitz auf das Phänomen der Trance ein, was mit Blick auf das Capoeira Projekt lohnenswert ist zu betrachten. Er konstatiert, dass Trancezustände den Zustand beschreiben, in dem sich die *„Freiwerdung der Weitung aus der Engung“* (ebd.) vollzieht. Gerade innerhalb wechselnder Zustände, wie der Anspannung des Eintritts in einen Kreis von Tänzern und der darauf folgenden Hingabe im Tanz, wie es in der Capoeira üblich ist, sorgt für den Wechsel der Zustände und dafür, dass die Kämpfer*innen nicht mehr bewusst den Bewegungsablauf koordinieren und über Können und Nicht-Können abwägen, sondern dass es möglich wird, über sich hinaus zu wachsen, sich hinzugeben und dementsprechend auch solche Bewegungen auszuüben, die noch im Training unerreichbar erschienen sind.

Der Vermutung nach sollten so Momente entstehen, die über die eigenen Zweifel hinaus in neue Kompetenzen führen, die durch die Gruppe gestützt werden und so andere Formen von Beziehung untereinander möglich werden lassen.

Situationen

Alles im Leben vollzieht sich in Situationen. Dabei sind sie so etwas wie die Bühne, auf der sich das Leben abspielt. Für Schmitz sind Situationen Eindrücke, die auffällig oder unauffällig sein können und die wir mit den Erfahrungen, die wir machen, sowohl bewusst, aber vor allem auch unbewusst lernen einzuschätzen und uns so durch die Welt und ihre vielfältigen Eindrücke, so auch Begegnungen mit Menschen, bewegen (Schmitz 2008, S. 67ff.).

Schmitz zufolge ist die leibliche Dynamik die Quelle von Situationen. Dabei werden sie von den Sinnzuschreibungen der Menschen zusammengehalten und sind ganzheitlich. Programme, die einen Aspekt der Situationen ausmachen, können zum einen die Vorstellungen von Normen als auch die Wünsche sein, die ein Mensch hegt. (vgl. Schmitz 2008, S. 72).

„Weil Situationen die zwischen Subjekt und Objekt gezogenen Grenzen ohne Schwierigkeit überschweben, kommen sie als gemeinsame Situationen genauso gut wie als privatim auf einzelne Personen zugeschnitten vor. Gemeinsame Situationen

sind teils habituell und zuständig, teils aktuell und augenblicklich. In gemeinsame Situationen der ersten Art ist die persönliche Situation des Einzelnen [...] eingebettet“ (ebd.)

Die Situationen, in die die Bewussthaber eingebettet sind, können persönliche als auch gemeinsame Situationen sein. Dabei unterteilt sich die persönliche Situation in die primitive und die entfaltete Gegenwart (vgl. ebd. S.73f.) Innerhalb des affektiven Betroffenseins wie im Schreck, in der die Spannung den Menschen ergreift, befindet der Mensch sich in einem Zustand primitiver Gegenwart (vgl. ebd.).

„Das elementar-leibliche Betroffensein, etwa von heftigem Schreck, Angst, Schmerz und katastrophaler Scham, maßlosem Orgasmus und allen panischen Zuständen, exponiert diese primitive Gegenwart, die in minder drastischer Weise auch bei sanfterer Annäherung an sie durch personale Regression [...] zu spüren ist, etwa im Lachen und Weinen. Das personale Subjekt sinkt beim Absturz in primitive Gegenwart in sein Hier und Jetzt ein, die mit einander und mit ihm verschmelzen, und die Wirklichkeit packt den Betroffenen unmittelbar, ohne ihm seine Distanzierungsfähigkeit zu lassen; alle Eindeutigkeit schrumpft auf die Spitze des Plötzlichen zusammen“ (ebd. S. 75f.).

Diese Situationen des leiblichen Betroffenseins entziehen dem Bewussthaber das Gespür für seine Lebenssituation im Sinne des Kontextes, er dreht sich um sich selbst und seine aktuellen Erfahrungen die gänzlich von ihm Besitz ergreifen. Was an dieser Stelle für den Einen oder die Andere befremdlich klingt oder auch Unwohlsein erzeugt ob der mangelnden Beeinflussung durch den Betroffenen selbst, stellt für Manche eine Chance des Entkommens aus dem bewussten Erleben dar, wie im Rausch der Drogen oder des Erlebens von Gewalt. Diese Situationen, die einen mehrheitlich überraschend treffen, die, so ist zu vermuten, aber auch vorhersehend herbeigeführt werden können, bieten eine Alternative zu den latenten Lebensgefühlen in Form von leiblichen Dispositionen und können somit auch als Highlights und Ausbruch verstanden werden. Das stellt die Chance dar, zum einen für die, die ergriffen sind, als auch für die, die mit Menschen arbeiten die solche Situationen wünschen herbeizuführen, Settings anzulegen, in denen die Überraschung und das Übergreifen der Situation auf das Erleben kalkulierbar oder möglich erscheinen.

So wie diese Situationen für jede* Einzelne*n von großer Bedeutung sind, so können sie auch gemeinsam erlebt werden, wodurch sich mitunter die Gefühle potenzieren können.

Für Schmitz gibt es verschiedene Formen gemeinsamer Situationen. Hier von Bedeutung ist vor allem die aktuelle, gemeinsame Situation:

„Von anderer Art sind die aktuellen gemeinsamen Situationen, die sich augenblicklich bilden und umbilden im Sinn der vielberufenen Gruppenatmosphäre; sie gehen meist auf Einleibung zurück“ (ebd., S. 73).

Dazu zählt auch das Capoeira-Spiel, aber ebenso die Gewalt.

Gugutzer verweist auf die intersubjektive Bedeutung von Situationen.

„Situationen wohnt ein übereindividueller, gemeinsam geteilter Sinn inne, der unabhängig von den Intentionen und Motiven der Situationsteilnehmer existiert und wirkt. Die Wirkung von Situationen ist dabei leiblich-affektiver Art, und in diesem Sinne ist hier die Rede von Atmosphäre gemeint.[...] Der atmosphärische Charakter einer sozialen Situation ist beispielsweise spürbar als >dicke Luft<, die in einem Raum herrscht, in dem gestritten wird, als >aufgeheizte Stimmung< auf einer Party oder als >frostige Atmosphäre< unter Menschen, die sich nichts mehr zu sagen haben. Wer in solche oder ähnliche Situationen gerät, versteht diese auf eine leibliche Weise, weil sie ihm spürbar nahe gehen. Und verstanden wird hier, wie gesagt, der intersubjektiv gemeinte Sinn der Situation und nicht der der subjektiv gemeinte Sinn einer handelnden Person“ (Gugutzer 2006).

Durch Gugutzers Schilderungen entstehen Verlinkungen zu eigenen Erfahrungen, die jeder Bewussthaber, jede Bewussthaberin, in verschiedensten Momenten durchlebt hat. Dabei ist es nicht nur bedeutend, dass diese Erfahrungen intersubjektiv sind, sondern dass sie einen gemeinsamen Horizont aufweisen, der verschiedene Subjekte einschließt und etwas Gemeinsames entstehen lässt.

Jugendstrafanstalt als Situation

Anhand der vorausgegangenen Schilderungen von Schmitz und Gugutzer ist es lohnenswert zu betrachten, was das Gefängnis als Institution und Lebensraum in sich birgt und was dies subjektiv und intersubjektiv bedeuten kann. Gugutzer zieht das Beispiel der dicken Luft, die in einem Raum liegt und für die Subjekte merklich spürbar ist, heran. Dabei kann die dicke Luft aus ganz verschiedenen Situationen bestehen/entstanden sein, die Wirkung dürfte für die Subjekte ähnlich sein.

Denken wir an eine Strafanstalt, an dieser Stelle ist nicht bedeutsam, ob es eine Jugend- oder Regelstrafanstalt ist, schießen einem Gedanken zu der Architektur in

den Kopf. Dass diese zweifelsohne eine Atmosphäre heraufbeschwört und nicht einfach ausgeblendet werden kann, ist logisch. Dass sie eine Situation im Leben der Inhaftierten darstellt, die subjektiv erlebt wird, die aber als Erfahrungshorizont alle Inhaftierten einschließt, hat mannigfaltige Konsequenzen. Die Situation Haft ist eine Herausforderung an die Jugendlichen und ihre Bewältigungsstrategien. Sie ist eine Krisenzeit, die allgegenwärtig durch die Atmosphären und die Struktur bezüglich von Macht und Ohnmacht darstellt und somit das Leben fortwährend beeinflusst. Dabei ist nicht nur die Zeit in sich eine Zeit der Krise, sondern die Dimensionen vom Hier und Jetzt, die bedeutend für die Situation ist (vgl. ebd.), fordern die Jugendlichen heraus, sich immer wieder neu mit der Situation Haft zu beschäftigen und auf sie zu reagieren. Selbst für diejenigen, die nie persönlich in einer Haftanstalt zugegen waren, dürfte es verständlich erscheinen, dass die Stimmungen dort häufig niederschmetternd bis latent aggressiv sind und die Momente, in denen eine positive Stimmung wie die der Freude oder des Glücks vorherrscht, die Ausnahme bilden. Aus diesem Verständnis heraus war es einmal mehr bedeutend, durch diese Arbeit zu hinterfragen, wie die Jugendlichen dahingehend gestärkt werden können, in der Situation Haft Ressourcen zu entwickeln, die den Alltag erträglicher werden lassen und die Jugendlichen aus den vorherrschenden, tristen und wutgeladenen Stimmungen herauszuziehen und sie einem positiven Gefühl zu sich und anderen zuzuführen. Dass dabei die kollektiven Atmosphären ein alternatives Setting zu der Situation als ganzheitlicher Erfahrung eine Chance der vorübergehenden Veränderung darstellen, davon war auf Grund der Lektüre auszugehen. Ob dies aber durch das Capoeira-Projekt gelingen könnte, blieb fraglich.

Leibliche Übertragung und leibliche Gegenübertragung

Hinsichtlich der leiblichen Übertragung und der leiblichen Gegenübertragung bestanden zwei Möglichkeiten, jene beiden Begriffe zu erläutern. Beispielsweise innerhalb dieses Kapitels, da das spezifische, leibphänomenologische Verständnis der Phänomene für die vorliegende Arbeit von großer Bedeutung ist und ich mich nicht der klassischen, psychoanalytischen Interpretation dieser Begriffe anschließe. Dementsprechend wäre es durchaus sinnvoll gewesen, die genaue Definition hier vorzunehmen.

Da die (leibliche) Übertragung/Gegenübertragung ebenso zu den Techniken der Ethnopschoanalyse gehört und letztere mein Mittel der Auswertung der (Auto-)

Ethnografie darstellt, habe ich mich allerdings entschlossen, die begriffliche Bestimmung von Übertragung/Gegenübertragung im Methodenkapitel vorzunehmen und innerhalb des Ergebniskapitels erneut aufzugreifen.

Leibliche Intelligenz

Mit Bezug zu der Analyse des Capoeira-Projektes und hinsichtlich meiner Wahrnehmung gab es ein Phänomen, welches ebenso betrachtet werden sollte um ein Gespür zu entwickeln, welche anderen Konzepte es geben könnte oder müsste, um die Ressourcen mit Bezug zum körperlichen Können und leiblichen Empfinden zu stärken: die Leibliche Intelligenz. Bei Schmitz findet man verschwindend geringe Passagen dazu was leibliche Intelligenz ist:

„Intelligentes Denken im weitesten Sinn kommt in drei Gestalten vor, als leiblich intelligentes, hermeneutisch intelligentes und analytisch intelligentes Denken. Leibliche Intelligenz ist die Fähigkeit intelligenten Umgangs mit Situationen in der Einleibung (4) ohne Explikation einzelner Bedeutungen“ (Schmitz, S. 86).

Dabei ist der Flow, das Handeln aus dem Handeln heraus ohne die Verbindung zur Ratio als Impulsgeber, ein Phänomen leiblicher Intelligenz.

*Jedoch besagt schon der Name, dass sie einen Kontra-Punkt zu dem setzt, was gemeinhin als Referenz der Ziele von Interventionen und Behandlungen angesehen wird: die Kognition und die analytische Intelligenz der Akteur*innen. Leibliche Intelligenz schien mir eine notwendige Bedingung für all das zu sein, was die Jugendlichen mit Blick auf die soziale Verantwortung lernen sollten und wobei sie nicht durch alte Glaubenssätze oder Erfahrungen ausgebremst werden. Aber auch hinsichtlich des Capoeira-Projektes, mit Bezug zu dem gemeinsamen Austausch während des Unterrichtes, wie auch als Basis dafür, Capoeira zu erlernen, erschien mir die leibliche Intelligenz als ausschlaggebend. Ich hatte im Vorfeld bei dem Versuch Capoeira zu erlernen immer wieder die Erfahrung gemacht, dass ich aus meinem Kopf, meinem verständlichen Denken aussteigen musste, um mich einzulassen auf meine Partner*innen, meine körperlichen Fähigkeiten und die Bewegungen der Capoeira, die rational betrachtet eher im unmöglichen Bereich meiner Fähigkeiten lagen. Je mehr ich mich konzentrierte im Sinne von gedanklichem Abwägen und kognitiven Konstruktionen von Bewegungen, umso mehr behinderte ich mich selbst und verunmöglichte mir das Erlernen der Schritte. Wenn ich hingegen in einer Atmosphäre kämpfte, die vertrauensvoll war und mich ermutigte, vollzogen sich die Schritte und*

Radschläge von selbst, sie passierten und nahmen mich mit, ehe mein Verstand hinzugezogen wurde. Ich musste mich und meinen Verstand austricksen und etwas anderem in mir die Kontrolle überlassen, und das glaube ich, mit der leiblichen Intelligenz fassen zu können.

Leibliche Richtung

Im vitalen Antrieb changieren die Erfahrungen und Empfindungen zwischen Enge und Weite und erzeugen so je eigene Qualitäten des Spürens. Es gibt jedoch noch ein anderes, die leibliche Dynamik betreffendes Phänomen, die leibliche Richtung. Als weitere Form der Vermittlung führt die leibliche Richtung:

„ohne wie die geometrische Richtung auf Linien oder gar gerade Strecken angewiesen zu sein, unumkehrbar aus der Enge in die Weite [...]. Beispiele dafür sind der Blick und das Ausatmen, so wie es am eigenen Leibe gespürt wird.“ (Schmitz 2015, S. 20)

Mit dem Bezug zum Capoeira-Projekt stellt insbesondere der Blick eine bedeutsame Kategorie dar. Mit Fortlauf des Projektes und dem emotionalen Bezug zueinander haben sich auch die Blicke verändert, was nicht nur ich so empfunden habe, sondern was die Jugendlichen ganz konkret ansprachen. Der Blick ist ein intimes Phänomen, mit dem man sich ganzheitlich dem*der anderen verschreibt und so mit ihm*ihr die Situation teilt, in der man sich befindet und so aus „Du“ und „Ich“ ein „Wir“ wird.

Leib und Subjektivität

Hermann Schmitz hat seine Neue Phänomenologie mittlerweile auch für die Psychologie und Psychotherapie fruchtbar gemacht und die Bedeutung des Leibes für pathologische Verläufe und Gestalten herausgearbeitet. Aus meiner Perspektive ergänzt er die althergebrachte Sichtweise nicht nur, sondern nimmt ihr das unausweichliche (am Beispiel der Depression als vermeintlich tiefer Trauer) und wirft den Menschen nicht mehr nur auf sein biografisches Gewordensein zurück (was einen großen Teil meiner Kritik an „üblichen“ Maßnahmen ausmacht). Schmitz konstatiert:

„Ein großer Teil der heute ‚psychosomatisch‘ genannten Krankheiten hat seinen Sitz weder im Körper noch in der Seele, sondern im Leib (Gegenstandsgebiet des eigenleiblichen Spürens), von wo er auf den Körper ausstrahlt. Demgemäß setzen auch therapeutisch wirksame Techniken der psychosomatischen Medizin [...] gern beim spürbaren Leib an, namentlich auch an einzelnen Leibesinseln, und können von der Phänomenologie der Leiblichkeit theoretisch fundiert und durchleuchtet werden.“

Auch Neurosen und Perversionen, die auf der Konvertierbarkeit von Angst, Schmerz und Wollust ineinander beruhen, sind aus der Struktur des leiblichen Befindens leicht verständlich und bedürfen nicht unbedingt der lebensgeschichtlichen Herleitung, etwa im Sinne der Psychoanalyse. Sogar die endogene Depression, eine große Psychose, scheint im Kern nicht ein Anfall von Trauer, sondern eine Verstimmung der leiblichen Disposition (Kurt Schneider: Vitale Traurigkeit) zu sein.“ (Schmitz 2008, S. 16)

Was Schmitz hier „macht“, spendet Sinn im Hinblick auf alles, was ich mit dieser Arbeit versuche aufzuzeigen. Denn: Es ist nicht nur absolut logisch, die Phänomene, die die Grundlage für Wut, Hass und Ohnmacht sind, aus einer leibphänomenologischen Perspektive zu betrachten. Schon bevor ich mich mit seinen Ausführungen beschäftigte, folgte ich dem Ansatz, dass es nicht nur das Verständnis der Vergangenheit, der Biografie der Täter bedarf, um die Sinnhaftigkeit und Bedeutung der Praktiken (mit Bezug zum Hier und Jetzt) zu verstehen.

Für Schmitz sind Subjekte „Bewußthaber“, die wissen, dass sie existieren (Schmitz 2008, S. 32). Er verbindet mit der Subjektivität die subjektiven Tatsachen, die nur einen Menschen betreffen und bei denen es nicht auf den Kontext ankommt, über den andere ebenso etwas veräußern können.

„Das Vorkommen solcher für jemand subjektiven Tatsachen kann am affektiven Betroffensein abgelesen werden. Ich verwende dafür gern den Beispielsatz: Ich bin traurig.‘ Wenn ein anderer ihn ausspricht, beschreibt er entweder eine andere Tatsache oder (falls es nicht stimmt) einen anderen untatsächlichen Sachverhalt [...] Grundsätzlich ist die Subjektivität der Tatsachen; von ihr läßt sich die Brücke zur Subjektivität im oberflächlichen, mehr alltäglichen Sinn (,Subjektiv sind Subjekte‘) durch den Satz schlagen: Subjektive Tatsachen des affektiven Betroffenseins sind zureichend und notwendig für die Existenz von Subjekten. Sie sind 1. Zureichend, denn jeder affektiv Betroffene spürt, daß es sich um ihn selber handelt, ist also Bewußthaber; affektives Betroffensein ist das Einzige, was nicht unbewußt sein kann, während dies im Fall von Gedanken, Willenshaltungen und bloß objektiven Gefühlen vom Typ atmosphärischer Stimmungen, die man nicht ‚an sich herankommen‘ läßt oder lassen kann, durchaus möglich ist.“ (ebd., S. 33f.).

Und weiter heißt es bei Schmitz, „Subjektiv sind Tatsachen für jemand nicht deshalb, weil er sie besonders gut kennt, sondern deshalb, weil höchstens er sie aussagen kann“ (ebd., S. 35). Dieses Zitat legt eine Dimension von Schwierigkeiten offen, die ich fortwährend versucht habe durch meine Methoden abzufangen, was jedoch nur gering

gelingen ist. Was Schmitz meint ist, dass ich betroffen sein kann und dementsprechend weiß, dass es mich betrifft (was die Grundlage der Subjektivität ist), dass ich jedoch mitunter nicht im Stande bin, genauer zu beschreiben, was genau mir widerfährt oder wie ich es umschreiben könnte.

Im Methodenkapitel (Kapitel 5) werde ich vorstellen, wie ich mit dieser Diskrepanz derart verfahren bin, dass das Vorgehen zwar besonders, aber umsetzbar wurde.

Leibliche Disposition

Leibliche Dispositionen können als ein Grundgefühl zu sich selbst verstanden werden. Schmitz beschreibt sie als „das Temperament eines Menschen“ (Schmitz 2015, S.18). Das ist für die Betrachtung des Phänomens Jugendstrafanstalt und seiner Insassen sehr aufschlussreich. So unterschiedlich die Jugendlichen in ihrem Empfinden und den unterschiedlichen Charakteren waren, so äußerten sie alle (alle, mit denen ich mehr Kontakt hatte), dass sie ihr Leben „abfücke“, dass die Beamten sie „abfucken“ und sie generell eigentlich ziemlich wütend sind. Es bedurfte jedoch für mich nicht mal der Versicherung der Jugendlichen, dass dies so ist. Die leibliche Disposition vieler, in Form von Zorn und Wut über das Leben, legte sich auf mich nieder und begleitete mich, wie im Anhang zu lesen sein wird, eine lange Zeit. Dieser Umstand beeinflusste nicht nur mein Leben, sondern mein Gefühl zu mir, dem Leben allgemein, den Mitmenschen und allem was mich umgab. Die Disposition der Jugendlichen wurde zu meiner ganz eigenen gespürten Disposition und durch die abgeleiteten Handlungen zu meinem Temperament. Diese Dispositionen durch die Analyse von leiblichen Gegenübertragungen systematisch nachzuzeichnen, war für das Projekt von immenser Bedeutung.

Leibesinseln

Der Leib des Menschen besteht aus den leiblichen Regungen, die entweder durch konkrete Leibesinsel hervortreten oder sich ganzheitlich bemerkbar machen:

„Die Einheit des Leibes ist einerseits dynamisch durch die Gebundenheit an die Enge in Gestalt einer Engung oder Spannung, die entweder aktuell gespürt wird oder in Abwesenheit indirekt aufdringlich ist, als etwas, wovon man z.B. in Entzücken oder Schweben in Seligkeit entkommen ist. Diese dynamische Einheit ist wie eine Verankerung der Leibesinseln; ausgedehnt, und zwar wiederum flächenlos unteilbar

ausgedehnt, manifestiert sich die Einheit des Leibes in den ganzheitlichen, nicht auf Leibesinseln verteilten leiblichen Regungen, wie Frische, Mattigkeit, Behagen, Unbehagen, Müdigkeit, sofern man sich im Ganzen müde fühlt und nicht nur müde Beine oder müde Augen hat; hierzu gehören auch die Regungen bei den den Leib ganzheitlich durchziehenden Gebärden von Stolz, Geknicktheit usw.“ (Schmitz 2015, S. 17).

Die Leibesinseln sind für das Empiriekapitel nicht von wegweisender Bedeutung. Denkt man jedoch über das Phänomen Gewalt nach, liegt die Auseinandersetzung auf der Hand. Denn die *„Leibesinseln haben ihren Platz meist in der Gegend von Körperteilen“ (Schmitz 2008, S. 15).*

Mit Bezug zu Gewalt Er- und Ausleben fällt es leicht, eine Parallele zu ziehen. Die zittrige Hand des/ der Wütenden, das schwelende Gefühl in der Mitte des Körpers, was sich bis zu einer Unerträglichkeit potenziert und Ausbruch sucht....

*„Leibliche Regungen, die auf einzelne Leibesinseln verteilt sind, bezeichne ich als teilheitlich, selbst dann, wenn sie zufällig auf allen Leibesinseln zugleich stattfinden. Schmerz, Jucken, Kitzel, Herzklopfen, Hitzewallung, Kühle im Kopf sind Beispiele solcher teilheitlichen leiblichen Regungen. Diese sind stets in so etwas wie ein Klima leiblichen Befindens getaucht, als das ganzheitliche leibliche Regung jeweils mit einem Schlage den spürbaren Leib durchzieht. [...] Dafür ist die **spürbare ‚Atmosphäre‘ des eigenen Leibes (Hervorhebung durch die Verf.)** verantwortlich, die oft schon durch einige Tassen Kaffee merklich beeinflusst werden kann. Hinter solchen ganzheitlichen, aber flüchtigen Regungen stehen die langfristigen ‚Grundstimmungen‘ des leiblichen Befindens, die ich als leibliche Disposition eingehend untersucht [...] habe (Schmitz 1966; Register; Schmitz 1980a, S. 315-346; Schmitz 1973b)“ (ebd., S. 43).*

Schmitz schreibt, dass für ihn die Depression *„ihren Sitz im Bereich der leiblichen Disposition hat, also der langfristigen ganzheitlichen leiblichen Regungen“ (ebd.).* Wie bereits geschrieben, nimmt die leibliche Disposition eine tragende Rolle innerhalb der Gefühlswelt ein. Eine leibliche Disposition, die von Wut durchsetzt ist, ist zu vergleichen mit einem Körper ohne seine schützende Haut. Alles, was diesen Körper berührt, und wäre es selbst nur eine lieb gemeinte Geste des Streichelns, verursacht Schmerz und potenziert die Empfindlichkeit. Genau so stelle ich es mir vor, wenn ein Mensch auf Grund seiner Erfahrungen eine leibliche Disposition vorweist, die aus Wut oder Trauer besteht. Alles, was (gefühl) an schmerzender Erfahrung hinzukommt, wird zur Bedrohung und verleitet dazu, die Fassung zu verlieren.

An dieser Stelle möchte ich wieder auf das Phänomen, was viele delinquente Jugendliche umtreibt, zu sprechen kommen: dass der langfristigen wütigen leiblichen Regung. Ich gehe davon aus, dass die Jugendlichen, mit denen sich diese Arbeit beschäftigt, ein leibliches Gefühl zu ihrem Leben haben, welches zwar immer vorhanden ist, aber durch private Gefühle wie der Freude kurzfristig überlagert werden könnte. Jene Disposition ist ein Gemisch aus Wut und Hass, die über Jahre entstanden und in dem subjektiven Erleben festgeschrieben ist und sich zum Temperament der der Jugendlichen entwickelt. Dementsprechend sind die Jugendlichen dauerhaft vorbelastet und wo immer sie hingehen oder was immer sie erleben, erleben sie im Rahmen eben dieses Temperamentes, zu dem sie sich verhalten.

Das wird später für die Analyse der Interviews und der Ethnografie des Projektes von Bedeutung sein.

Leibliche Kommunikation

Zuvor kam bereits der vitale Antrieb zur Sprache. Um zu verstehen, was leibliche Kommunikation bedeutet, muss das Phänomen in seinem Zusammenhang zum vitalen Antrieb betrachtet werden. Der vitale Antrieb in Form der leiblichen Kommunikation⁴ ist das übersteigende Moment, was die Bewußthabenden mit Anderen, Sachen und Halbdingen verbindet. Folgend sollen verschiedene Formen mit den Worten von Schmitz vorgestellt werden, da sie die Grundlage für die Analyse der Kommunikation zwischen den Inhaftierten bilden und verschiedene Dimensionen beschreiben. Die verschiedenen Formen werden dabei fett hinterlegt, um sie besser unterscheiden zu können.

„Der vitale Antrieb durchzieht nicht nur den eigenen Leib, sondern schafft auch Gemeinschaft in leiblicher Kommunikation. Diese ist als Dialog der konkurrierenden verschränkten Tendenzen Spannung und Schwellung von vornherein in ihm angelegt

⁴ Gugutzer bezieht sich in seiner Neophänomenologischen Soziologie auf Schmitz und seine Begriffe. Für seine Arbeiten stützt er sich dabei vor allem auf das leiblich-affektive Betroffensein als Quelle und Qualität menschlichen Seins und daraus Handelns und Agierens. Ein anderer, monumentaler Bestandteil seines Zugangs bildet die leibliche Kommunikation nach Schmitz. Gugutzer schlüsselt dabei die Welt des Sozialen mit den Neophänomenologischen Termini auf. Er begründet „leibliche Kommunikation als Quelle der Du-Evidenz und kleinste Analyseeinheit des Sozialen“ (Gugutzer). Er konstatiert, dass leibliche Kommunikation die Grundform der Wahrnehmung ist (vgl. ebd.) und erweitert die Soziologie, die sich gemeinhin mit Bezug zu Philosophisch-Phänomenologischen Thesen und Themen eher Husserl und Schütz widmet, um die Erkenntnisse der Neuen Phänomenologie von Schmitz und verbreitert das Blickfeld.

Der Dialog spreizt sich gleichsam auf zum Drama mit verteilten Rollen“ (Schmitz 2016b).

Leibliche Kommunikation spielt sich zwar zwischen verschiedenen Partnern (auch Antagonisten) ab, diese können jedoch ein und dasselbe Subjekt betreffen. Anders ist es, wenn die leibliche Kommunikation sich auf zwei unterschiedliche Gestalten bezieht:

*„Noch weiter geht die Spreizung leiblicher Kommunikation im Kanal des vitalen Antriebs, wenn sie räumlich getrennte Gestalten verbindet, z.B. beim Blickwechsel; Der mir zugeworfene Blick des Anderen engt mich, ich werfe ihn, gegen die Engung mich weitend, zurück und enge damit den Partner, so dass uns ein gemeinsamer vitaler Antrieb aus Engung und Weitung verbindet. Die leibliche Kommunikation dieses Typs, wobei der gemeinsame vitale Antrieb durch Zuwendung zum Partner der Kommunikation entsteht, bezeichne ich als **antagonistische Einleibung**. Sie ist nicht nur unter Leibern möglich, sondern auch im Verhältnis zu einem leiblosen Gegenstand wie einem heranfliegenden Stein beim Ausweichen vor der in drohender Näherung gesehenen wuchtigen Masse. Dies liegt an der Brückenqualität, die sowohl am eignen Leib gespürt als auch an begegnenden Gestalten – ruhenden, bewegten und ihren Bewegungen – wahrgenommen werden können. Das sind Bewegungssuggestionen – anschauliche Vorzeichnungen von Bewegung ohne solche oder über ihr Maß hinaus – und synästhetische Charaktere, die meist als intermodale Eigenschaften an spezifischen Sinnesqualitäten, aber im Fall weiter, dichter oder drückender Stille auch ohne solche vorkommen. [...]*

Diese Form der Einleibung ist auch für Bewegungen zu einem Musikinstrument von Bedeutung, zumindest wenn es einen Menschen in diesen Moment sinken lässt. Wenn jedoch mehrere Menschen betroffen sind, spricht Schmitz von solidarischer Einleibung:

*Außer der antagonistischen Einleibung gibt es die **solidarische [Einleibung]**, Anm. der Verf.], bei der ein gemeinsamer vitaler Antrieb Mehrere verbindet, ohne dass einer sich dem anderen zuwendet. So etwas geschieht bei stürmischem Mut und panischer Flucht einer Truppe, bei rhythmischen Rufen, Klatschen, Trommeln durch den Rhythmus als die Bewegungssuggestion, die einer Sukzession durch ihre Sukzessivität anhaftet, beim gemeinsamen Singen, Musizieren, Rudern oder Sägen, in Massenekstasen usw. Außer der leiblichen Kommunikation im Kanal des vitalen Antriebs, der Einleibung, gibt es die leibliche Kommunikation im Kanal der privaten Weitung; ich bezeichne diese als **Ausleibung**. Es handelt sich um Trancezustände, in denen die von der Engung aufrecht erhaltene Enge des Leibes in die Weite gleichsam ausläuft. Das ist eine*

Kommunikation, in der der Leib absorbiert wird, ein Rückfluss aus der Zugänglichkeit der primitiven Gegenwart in die maßlose Weite, die durch das Ereignis der primitiven Gegenwart zerrissen wird“ (ebd. S. 39ff.)

Die Möglichkeit der Unterscheidung in die drei Formen der leiblichen Kommunikation mit den je sinnlichen Qualitäten schien nicht nur einleuchtend, sondern vielversprechend, um die intersubjektiven Phänomene genauer bestimmen zu können. Was dabei auch recht ungewöhnlich scheint, für Schmitz aber sehr bedeutungsträchtig ist, ist die leibliche Kommunikation mit Gegenständen oder Tieren. Auch Musikinstrumente können in dieser Form Antagonist der leiblichen Kommunikation werden und den Menschen bis zur Ausleibung „tragen“. Leiblose Gegenstände können dann Partner der Einleibung sein,

„sofern sie mit Bewegungssuggestionen und/oder synästhetischen Charakteren besetzt sind, leibnahen Brückenqualitäten, die ebenso am eigenen Leib gespürt wie an Gestalten wahrgenommen werden können [...]. Bei wechselseitiger Einleibung, wie im Gespräch oder bei Kampfspielen, fluktuiert die Dominanzrolle, indem beide Seiten aneinander wechselweise die Initiative, und damit für den Augenblick die Dominanz, abgeben, die zu ihnen zurückkehrt, wenn sich entscheidet, ob die Initiative >>landet<<“. (Schmitz 2016, S.56 f.)

Im Besonderen der Hinweis auf die Kampfspiele ließ vermuten, dass es ein wesentlicher Bestandteil des Lernprozesses in der Capoeira sein würde, die Dominanz in Teilen an den Partner abzugeben, um so ein fluides Spiel entstehen zu lassen. Wie zu sehen sein wird, war dies ein bedeutender Bestandteil des Projektes, einmal mehr mit Bezug zu dem Resozialisierungsziel.

Wie schon mit Bezug zu der leiblichen Kommunikation angeklungen, unterscheidet Hermann Schmitz zwischen antagonistischer und solidarischer Einleibung, was mit Bezug zu Bewegung und Bewegungssuggestionen und den Regungen und Gefühlen, die der Sport vermag auszulösen, bedeutsam ist. Einleibung entfaltet seine Bedeutung somit zum Beispiel beim gemeinsamen Musizieren, rudern und auch singen (vgl. Schmitz 2015, S.34) und stellt die „Heimstätte gemeinsamer Atmosphären“ (Schmitz 2016, S. 58) dar. Eindrücklich beschreibt er dies mit Bezug zu den kollektiven Gefühlen als Atmosphären:

„Gemeinsames Singen wölbt gleichsam eine Stimmungsglocke über die Teilnehmer, die mit ihren eigenen Impulsen in dieser Atmosphäre aufgehen. [...] Gleiches gilt für die synästhetischen Charaktere [...]. Ein anderes Beispiel ist das Sanfte. Sanfte Musik, sanfte oder milde Wärme, sanfte Müdigkeit stimmen überein in einem synästhetischen Charakter, dessen leibliche Dynamik als Dämpfung, aber nicht Stillstellung des Antagonismus von Spannung und Schwellung im vitalen Antrieb charakterisiert werden kann“ (ebd. S. 34f.).

Diese Dimension der kollektiven Gefühle war besonders spannend. Denn die Musik vermag in der Capoeira nicht nur den Takt vorzugeben, sie intendiert wie das Spiel verläuft und wie die Menschen sich gleichsam einander nähern und voneinander entfernen. Ich sah in den kollektiven Gefühlen die Chance, dass gerade die subjektiven Tatsachen und leiblichen Dispositionen während des Capoeira Unterrichtes derart in den Hintergrund treten konnten, dass die Jugendlichen miteinander Erfahrungen machten, die sie als gemeinsamen Horizont miteinander verbanden und die etwas wie Sympathie oder Verständnis für den anderen und vor allem ein positives Gefühl für die zwischenmenschliche Beziehung empfinden ließen, auch wenn die Jugendlichen vorher keinen oder einen negativ konnotierten emotionalen Bezug zueinander hatten.

Bewegungssuggestionen

Eine erhebliche Rolle spielten dabei auch die Bewegungssuggestionen als Gegenstand leiblicher Kommunikation und Voraussetzung des Capoeira Spiels.

Man sollte meinen, Schmitz beschreibt mit den Bewegungssuggestionen ein Phänomen, welches sich nur auf ausgeführte Bewegungen stützt. Dem ist aber nicht so. Spannend ist vor allem, dass dieses Phänomen sich auch auf Gegenstände bezieht. Für die vorliegende Arbeit ist wichtig, dass die Bewegungssuggestionen in Zusammenhang stehen mit dem Phänomen des Rhythmus.

„[...] der gehörte Rhythmus ist z. B. von dieser Art [Bewegungssuggestion, Anm. d. Verf.], und fast die gesamte Musik besteht nicht in Tonfolgen, sondern in einem Spiel von Bewegungssuggestionen im Medium der Töne (Schmitz 1978, S. 234-260), woraus ihre Macht, Bewegungen zu suggerieren, resultiert.“ (Schmitz 2008, S. 13)

In der Capoeira wird die gesamte Zeit über zu Musik trainiert und gekämpft, was den Raum der Akteur*innen um den der Musik erweitert. Sie ist eine Konstante und

suggeriert ebenso Bewegungen wie die Partner*innen, die sich gegenseitig zuspielden. Dies stellt zum einen eine Motivation dar, sich zu der Musik zu bewegen, zum anderen eine Herausforderung die eigenen Bewegungen nicht nur an dem gegenüber zu orientieren, sondern auch zu dem Rhythmus und dem Tempo der Musik/Instrumente. All diese Anforderungen waren zugleich Anforderungen an die gesamte Gruppe. Aus meinen Erfahrungen mit der Capoeira war es immer die Komplexität des Spiels, was die Subjekte miteinander verband. Zum einen, weil es im Besonderen für Anfänger*innen sehr schwierig ist, die Bewegungen zu erlernen und sie mit einem Gegenüber abgestimmt auf die Musik zu vollziehen. Zum anderen ist die Capoeira und das, was erlernt werden muss, so vielfältig, dass nicht Jeder/Jede alles beherrscht und somit können die Teilnehmer*innen voneinander lernen. Das Erlebnis, teilweise auf sich und die frustrierenden Erfahrungen zurück geworfen zu sein, welche ein Missverhältnis zwischen Erwartungen an sich und den eigenen Körper heraufbeschworen, bewirkt häufig ein gegenseitiges Verständnis, wenn mehrere Kämpfer*innen noch am Anfang stehen, so dass daraus Solidarität resultieren kann. Es war spannend im Vorfeld der Studie Gedanken anzustellen, wie sich diese Erlebnisse auf die Jugendlichen, die Gruppe und die zwischenmenschlichen Beziehungen auswirken würde.

Ein anderes Phänomen, was ich mit Bezug zur Musik und den von ihr ausgehenden Bewegungssuggestionen an mir, und in der Folge an anderen beobachtete, war die Resonanz aufeinander. So wie ich anders laufe, wenn ich Rap Musik höre, so bringen auch alle anderen Formen von Musik spezifische Körper und Atmosphären hervor. Ich sah auch darin eine Chance, dass die Trommeln in der Capoeira einen gemeinsamen Sinn in Form von Vergemeinschaftung stiften würden und dass die Musik, und hier nochmal gesondert vor allem das gemeinsame Musizieren, sich positiv auf die Atmosphäre in der Gruppe auswirken würde.

1.2.2. Gefühle und Atmosphären - atmosphärische Gefühle

Gefühlsraum

Nach Schmitz gibt es zwei bedeutende Räume für den Menschen. Der leibliche Raum und der Gefühlsraum. Da er sich gegen die Introjektion (die Verlagerung nach Innen) der Gefühle wehrt, sind die Gefühle räumlich (außerhalb des Menschen) ergossen. Dabei ist der Gefühlsraum erfüllt und je nach Grad der Fülle ist der Mensch zufrieden oder verzweifelt. Das heißt, dass die Menschen sich diese Räume mitunter teilen, sie

wirken auf ihr Empfinden ein. Das kann sich durchaus verschieden für die Menschen anfühlen, um einer Kritik Soentgens zu entgegnen, der in dem Gefühlsraum eine andere Art der Introjektion der Gefühle sieht. Schmitz entgegnet dem wie folgt:

„Wenn von zwei Menschen der eine zufrieden, der andere verzweifelt ist, also jener die Weite des Gefühlsraums als erfüllt, dieser sie als leer erlebt, wer hat recht? Wenn man nicht zwei verschiedene Gefühlsräume wie Käfige annehmen und auch nicht auf einer von beiden Seiten Täuschung unterstellen will, müsste man eine Vielzahl von Stoffen möglicher Zufriedenheit postulieren und annehmen, dass nicht jedes Subjekt für jeden von diesen empfänglich ist.“ (Soentgen S.8)

Weiter beschreibt er, dass die leibliche Disposition individuell gegeben ist und genau wie die Persönlichkeit des Menschen auf ihn einwirkt, zu dem atmosphärischen Fühlen dazu. (vgl. ebd.) Das ist sehr spannend, da somit die Bedeutung der Atmosphären als Gefühle sehr hoch gehalten wird, die jeweilige Disposition jedoch fortwährend Einfluss auf das Erleben nimmt. Somit könnte man davon ausgehen, dass es Projekte geben kann, die eine positive Atmosphäre herstellen, diese jedoch nicht die einzige Dimension des Fühlens ist, was wiederum die Arbeit mit den Atmosphären, besonders bei belasteten Menschen, erschwert.

„Es gibt keine Gefühle, die ich habe, sondern nur Gefühle, die mich haben; sie sind nicht subjektive Akte, sondern übersubjektive Mächte, die die Weite, in der wir leben, gleichsam atmosphärisch durchziehen, über uns kommen und uns mit sich reißen wie die Winde.“ (Schmitz in Soentgen, Gefühlsphilosophie, S.3)

Diese These von Schmitz, dass der Mensch zu keinem Zeitpunkt ihm eigene (atmosphärische) Gefühle hat, sondern die Gefühle immer schon gegeben sind (vgl. ebd.), ist nicht nur einzigartig in der Philosophie, sie wird auch stark, mitunter von Soentgen, kritisiert. Dabei kritisiert er das „An-sich-seins“ seines Atmosphärenkonzepts, welches ebenso bedingt, dass nach Schmitz die Atmosphären so objektiv seien wie beispielsweise Landstraßen. Sie sind nicht subjektiv (vgl. ebd.). Dementsprechend seien sie das einzig nicht-subjektive in seiner ganzen, umfassenden Theorie. (vgl. ebd.)

„Gefühle als randlos ergossene Atmosphären stellen [...] einen totalen Anspruch, den ganzen Bereich der jeweils präsenten Bühne des Geschehens mit allem, was sich darauf abspielt, in ihren Bann zu ziehen, und verwickeln dadurch den von ihnen Ergriffenen in einen peinlichen Kontrast, wenn ihr

Anspruch an dem unvereinbaren abprallt, den ein konträres Gefühl stellt, das sich in der betreffenden Konstellation ebenso oder stärker zur Geltung bringt." (Schmitz 2007 S. 296).

Der Begriff der Atmosphäre ist nun schon mehrfach gefallen. Dennoch ist es wichtig noch einmal genauer, und demnach auch mit Blick auf die Pädagogik präziser, auf ihn und seine verschiedenen Formen einzugehen. Wie vormals beschrieben, sind die Gefühle nicht nur für die Theorie von Schmitz von zentraler Bedeutung. Auch für die vorliegende Arbeit und die Analyse des empirischen Materials sind sie eine Schlüsselkategorie. Dabei stehen sie nicht nur in einem wechselseitigen Verhältnis zum Leib (als der Träger und Quelle von Ihnen). Sie haben auch diese atmosphärische Eigenschaft, die uns einfängt und an die wir, unterschiedlich in zeitlichem Verlauf und Intensität, unsere Integrität, in Form eines bewussten Steuerns, abgeben. Sie sind *„ortlos ergossene, leiblich ergreifende Atmosphären“* (Schmitz 2015, S. 57). Gefühle sind in ihrer Bedeutung wie auch der Verwendung alltagssprachlich geprägt, und es bedarf nun einer genauen Auseinandersetzung, was sie im Sinne einer neuen phänomenologischen Betrachtung beinhalten.

„In Wirklichkeit spürt man das Gefühl wie das Wetter am eigenen Leib, aber nicht als etwas vom eigenen Leib, sondern etwa so, wie man das Wetter und den elektrischen Schlag spürt, oder die niederziehende Schwere bei beginnendem oder gerade noch abgefangenem Sturz. Die leiblichen Regungen, in denen sich das affektive Betroffensein von Gefühlen abspielt, können teilheitlich (in Körpergegenden lokalisiert) oder ganzheitlich (wie die erwähnten leiblichen Atmosphären und viele Bewegungssuggestionen) sein. Mit der Leiblichkeit verbindet sich im affektiven Betroffensein von Gefühlen stets Subjektivität (Heidegger 1927: Jemeinigkeit; Schneider 1950: Meinhaftigkeit; Heller 1980: Involviertsein), d. h. das Innesein des Betroffenen, daß es um sich selber geht [...] Gefühle sind teils weite, aber richtungslose Atmosphären wie das leere Gefühl [...], teils gerichtete, aber gegenstandslose (wie euphorische oder traurige Verstimmung, vage Bangigkeit, diffuse Sehnsucht und beider Verschmelzung im Ahnungsvollen oder Erwartungsgefühl, das nicht ein subjektives Erwarten ist, sondern eine Atmosphäre unbestimmter, bänglich-verheißungsvoller Ankündigung bis zum Extrem der Wahnstimmung bei beginnender Schizophrenie), teils Atmosphären, die sich auf bestimmte Gegenstände beziehen [...].“ (ebd., S. 22f.)

Gerade der Aspekt zu der Subjektivität mit Blick auf die Gefühle schien mir vielversprechend. Dies birgt für die Arbeit mit Jugendlichen Chance und Gefahr gleichermaßen. Zum einen könnte man vermuten, dass durch Projekte, die positive Gefühle erzeugen, ein anderes Gefühl zu sich entsteht und somit auch die Eigenwahrnehmung um positive Aspekte erweitert wird. Zum anderen können Projekte, die auf Jugendliche einwirken indem außeralltägliche Atmosphären erzeugt werden dazu führen, dass die Jugendlichen sich leiblich an Vergangenes erinnern und somit nicht das erreicht wird, was vormals der Sinn des Projektes war, sondern dass die Jugendlichen von vergangenen Problemen (in Form gefühlter Atmosphären) eingeholt werden.

Bei den Gefühlen spielen auch die Form und die Dauer eine wichtige Rolle. Gefühle sind also:

„Halbdinge wie der Wind, die Stimme, die reißende Schwere, der elektrische Schlag, Melodien und viele Geräusche wie ein durchdringender Pfiff oder stechender Lärm, die Nacht, die Zeit, wenn sie in Langeweile oder gespannter Erwartung unerträglich lang wird. [...] Sie ergreifen den Bewussthaber unmittelbar leiblich affektiv, nicht als von der Einwirkung unterschiedene Ursachen, und sie dauern mit Unterbrechungen wie der Schmerz als eindringender Widersacher, mit dem man sich auseinandersetzen muss. Manchmal überfallen sie den Ergriffenen unversehens wie aus dem Nichts [...].“
(Schmitz in Andermann und Eberlein 2011, S. 30f.).

Außerordentlich spannend sind die Aspekte des unmittelbaren und plötzlichen, wie bereits bei Lindemann (siehe Seite 23 Unterkapitel Enge und Weite) angerissen, die Schmitz mit Bezug zu Gefühlen als Atmosphären herausarbeitet. Das Plötzliche ist, sowohl mit Blick auf bereits erworbene Traumata als auch unter Betrachtung des Hier und Jetzt, die Zumutung, die Bewältigungsstrategien notwendig macht. Wie am Beispiel der delinquenten Jugendlichen zu sehen sein wird, kann diese Zumutung zu einem existenziellen Problem werden. Dabei ist es ebenso von großer Bedeutung, was Atmosphären lostreten, die an bereits Vergangenes erinnern. Schmitz umschreibt die Bedeutung des Wiederkehrenden folgendermaßen:

„sehr oft werden sie durch Ereignisse in der Lebensgeschichte des Einzelnen immer wieder einmal mit Unterbrechungen wachgerufen, etwa ein Gefühl der Bitterkeit nach einer Kränkung oder Versagung, oder durch die augenblickliche Lebenslage, und sind

dann nur dem Einzelnen in der durch seine persönlichen Erfahrungen bedingten Perspektive zugänglich.“ (vgl. ebd.)

Dieser Aspekt verdeutlicht, dass es intersubjektiv schwierig sein kann nachzuvollziehen, welche Auswirkungen vergangene Gefühle auf den Bewussthaber haben. Diese Erinnerungen können sich dabei sammeln und verstärken und (nach meiner Lesart) dazu führen, dass sie die Basis eines latenten Lebensgefühls, der leiblichen Disposition.

Atmosphären des Sozialen – Soziale Atmosphären

Gleich dem Leib, spielt der Atmosphärenbegriff für die vorliegende Arbeit eine ebenso übergeordnete Rolle. Er ermöglicht zum einen, ein Gespür für die Bedeutung der Gefühle innerhalb menschlicher Interaktion zu bekommen. Verweist aber eben zum anderen auf die Unwillkürlichen Lebenserfahrungen (vgl. Schmitz 2015, S. 12). Dies unterstreicht das Verständnis vom Menschen und seinem Leib als offene Entität, die von Gefühlen und Gefühlen als Atmosphären durchdrungen wird und dadurch aufzeigt, dass der Mensch nicht aus Innen- und Außenwelt besteht und ebenso wenig bewusst über seine Gefühle verfügt, wie es ihm behagt. Dies erweist sich im Besonderen mit Blick auf das Phänomen Gewalt als lohnend. Dadurch kann eine Gewalthandlung (zumindest anteilig) als Atmosphäre begriffen werden und entzieht somit dem handelnden Subjekt die intentionale Absicht, die im Gewaltdiskurs gemeinhin unterstellt wird.

Die Atmosphäre ist ein strukturelles Werkzeug, welches durch diese Arbeit führt und die Grundlage der Untersuchung der verschiedenen methodischen Fragmente der empirischen Studie darstellt. Fortwährend werden der Leib und die ihn betreffenden Atmosphären als je subjektive Tatsache (vgl. Schmitz 2016a, S. 10) als Mittel der Analyse genutzt. Somit wird ein weitreichendes Verständnis geschaffen, das es erlaubt nachzuvollziehen, was aus der Perspektive der Forschenden und der Teilnehmenden des Capoeira-Projektes innerhalb der spezifischen Atmosphären zwischen den Menschen geschehen ist und zum Teil eines jeden Erfahrungshorizontes wurde. Diese Erfahrungen ermöglichen es zu überdenken, was es braucht, soziale Verantwortung, als Leitziel der Resozialisierung, in den Jugendlichen anzuregen, und wie Atmosphären in Jugendstrafanstalten gestaltet werden können, so dass ein soziales Miteinander und Perspektivübernahmen durch die Interventionen initiiert werden.

Kollektive Atmosphären

„Der Versuch, Gefühle nicht als Seelenzustände, sondern als den Leib einbettende Atmosphären nach Art des phänomenalen (nicht des physikalischen) Wetters oder Klimas aufzufassen, ist so neu, dass sich seine Tragweite und Berechtigung nicht leicht abschätzen lässt. [...] Trübes, drückendes Wetter unterscheidet sich kaum noch von der Atmosphäre einer dumpfen Miß- oder Schwermut, und die unruhige Schwüle vor dem Gewitter steht der prickelnden und fieberhaften Atmosphäre kollektiver Aufregung und gespannter Erwartung [...] ganz nahe.“ (Schmitz Leib und Gefühl 2008 S.138 f.)

Kollektive Atmosphären sind immer in Situationen gebettet, da sie auf Einleibung beruhen. Diese Einleibung macht den gemeinsamen Erfahrungshorizont zwischen Menschen und anderen Subjekten oder Halbdingen aus, so dass ein gemeinsamer Leib mit einem ihm eigenen Antrieb über alle Personen spannen kann, die von dieser gemeinsamen Situation betroffen sind.

Schmitz spricht auch von Kollektivgefühlen, wenn er Gefühle meint, die mehrere Subjekte betreffen.

Er umschreibt sie als Kollektivgefühle, wenn sie *„mit einem Schlag mehrere oder viele Menschen ergreifen[...]!“* (Schmitz 2016, S.40). Sie beruhen auf Einleibung, welche eine Form leiblicher Kommunikation ist (vgl. ebd. S.56). Besonders beeindruckend sind die kollektiven Atmosphären, wenn sie ergreifende Atmosphären sind *„und von dem gemeinsamen Antrieb der Einleibung ebenso angezogen werden wie von dem des Individuums. Alles Ergriffensein von Gefühlen ist leiblich affektiv [...]“* (ebd. S.58 f.). Dabei kann es zu solidarischer Einleibung kommen, innerhalb derer gemeinsam den Bewegungssuggestionen nachgegeben wird und so ein kollektives, verbindendes Gefühl, wie beim Musizieren oder im Kampfsport, entsteht (vgl. ebd. S.59). Durch die gemeinsame Situation gespürter kollektiver Atmosphären können sich diese Atmosphären, so die Vermutung, gegenseitig bedingen und verstärken was die Atmosphäre intensiver und aufdringlicher macht. Das ist sowohl für Atmosphären der Gewalt als auch für die sportlichen Atmosphären von tragender Bedeutung. Durch die solidarische Einleibung, die verschiedene Menschen umspannt, kann die antagonistische Einleibung in Form von leiblicher Verständigung hervorgehen und die Antagonisten spornen sich gegenseitig an.

Dabei potenzieren sich die vormals beschriebenen leiblichen Phänomene durch ihr Wechselspiel zu mitreißenden Atmosphären, die, verbunden mit leiblichen

Dispositionen, bis zu einer unheilvollen Kulisse menschlichen Spürens heranwachsen können und die Menschen auffordert, sich zu ihnen zu verhalten. In solchen Situationen sind die Menschen genötigt, das aktuelle Geschehen zu bewältigen. Dabei sind sie gezwungen sich zu der Atmosphäre und dem affektiven Betroffensein zu verhalten und ohne die Möglichkeit der Abwägung und rationalen Bezugnahme eine Lösung zu finden. Dabei spielen, wie gerade angerissen, die leibliche Disposition als Temperament des Menschen, die Atmosphäre, welche auch den örtlichen Raum umfasst, das drängende Hier und Jetzt der primitiven Gegenwart sowie die Antagonisten, mit denen ich diese Erfahrung teile, eine herausragende Rolle.

Bezogen auf das vorliegende Thema wird verständlich, dass es gerade bei gewaltigen (gewaltsamen) Atmosphären nicht nur auf die Bewältigung des Hier und Jetzt als Atmosphäre mit Aufforderungscharakter ankommt, sondern je nach Erfahrung und leiblicher Erinnerung (in Form biografischer Erfahrungen /Traumata) diese Komplexität sich potenziert und ein Verstand-geleitetes Verhalten verunmöglicht.

Genau dieser Missstand soll nun in den folgenden Kapiteln genauer beleuchtet werden und auf die Protagonisten dieser Arbeit, junge Inhaftierte, und die Interventionen die den Jugendlichen auferlegt werden untersucht werden bevor die Jugendlichen selbst mit Blick auf ihr leibliches Erleben und ihre Strategien der Bewältigung, zu Wort kommen.

2. Bewältigung – eine leibphänomenologische Konkretisierung des Theorie-Praxis-Modelles von Böhnisch

Den ersten sozialarbeitstheoretischen Diskurs der Dissertation bildet die Beschäftigung mit einer Theorie, die sinnvoll für die darauffolgende Annäherung an die Arbeit mit männlichen, inhaftierten Jugendlichen ist: das Bewältigungsmodell von Böhnisch.

„Das Konzept Lebensbewältigung versteht sich als Theorie-Praxis-Modell. Es entwickelt und systematisiert Hypothesen zum Betroffensein und zu dem entsprechenden Bewältigungsverhalten von Menschen in kritischen

Lebenskonstellationen, die ja den hauptsächlichen Adressatenkreis der Sozialen Arbeit bilden.“ (Böhnisch 2016, S.11)

Dabei denkt Böhnisch sein Modell in drei Dimensionen. Er stützt sich dabei auf die Psychodynamische Dimension, die Soziodynamisch/interaktive Dimension und die Gesellschaftliche Dimension (vgl. ebd. S.11 f.).

Die Drei Dimensionen bilden zudem das Fundament für seine Handlungsaufforderungen, die er an die Praxis richtet. Somit ist sein Modell nicht nur dazu gedacht, Phänomene zu verstehen und zu erklären, sondern er fordert, seinen Dimensionen entsprechend, einen spezifischen Umgang durch die Professionellen in der Praxis. Das ist insofern besonders spannend, als das man erwarten könnte, dass er seine Erkenntnisse auch auf empirisches Material stützt, was die Betroffenen selbst zu Wort kommen lässt. Dem ist jedoch nicht so, sein Modell bleibt hypothetisch.

Das für das Thema bedeutsame an seiner Theorie sind jedoch nicht die drei Dimensionen, sondern der Begriff der Betroffenheit, mit dem er sämtliches (delinquentes) Bewältigungsverhalten erklärt und welcher seine Theorie, sowohl mit Blick auf das bereits Erarbeitete als auch das Desiderat, was folgend erarbeitet wird, besonders wertvoll macht.

Bewältigung kritischer Lebensereignisse in Form von Geschlechtlichkeit

Dabei ist sein Verständnis von Bewältigung an die dichotome Geschlechtlichkeit der Akteure gebunden, was mitunter (vor allem aus einem Diversity- basierten Verständnis) problematisch ist. Das Geschlecht stellt demnach den leibseelischen Kern der Identität dar, welcher bei Betroffenheit reaktiviert wird und auf den die Menschen zurückgeworfen werden, wenn die Hilfesysteme versagen. Dementsprechend rufen Krisen traditionelle Geschlechterbilder auf, die das Bewältigungsverhalten sichern sollen (vgl. Böhnisch 2013, S.23).

„In diesem Zurückgeworfensein auf sich selbst, in der leibseelischen Hilflosigkeit, die sich nun auftut, tritt das Geschlecht in seiner Tiefendynamik hervor und beeinflusst das Bewältigungsverhalten.“ (Böhnisch 2013, S.23)

In den Ausführungen, sowohl zur männlichen Sozialisation, welche ebenso bedeutsam für das vorliegende Thema sind, als auch zu seinem Bewältigungsmodell, spricht er häufig von leibseelischen Antrieben, oder wie oben von der leibseelischen Hilflosigkeit, an Hand derer er sich das Bewältigungsverhalten erklärt.

Grundlegend wichtig für diese Arbeit sind seine Ausführungen zu dem Grund des Agierens, also bezüglich des Handelns und der Konstruktion der Sinnhaftigkeit, die er als Bewältigung versteht.

„Empirische Studien zeigen aber [noch einmal auf den Bezug zum Konzept der hegemonialen Männlichkeit, Anm. d. Verf.], dass gerade sozial benachteiligte Männer in ihrer sozialen Hilflosigkeit zu dezidiert maskulinen Kompensations- und Bewältigungsmustern greifen (Kreher 2007; Dörre 2007). Männlicher Habitus und männliche Dividende scheinen also auch unabhängig von einer jeweils konkreten Führungslinie zu wirken, vielmehr in die ökonomische wie institutionelle Struktur einer Gesellschaft eingeschrieben zu sein. [...] Das Konzept kann also im Grunde nur die Seite der Dominanz von Männlichkeit, nicht aber die Seite der männlichen Verfügbarkeit und Verletzlichkeit, der abhängigen Verstrickung des Mannes in den industriekapitalistischen Verwertungsprozess aufschließen. Damit gerät das Hegemonialkonzept in Gefahr, selbst zum Verdeckungszusammenhang zu werden, in dem dann Leiden von Männern nicht mehr thematisiert werden können [...]. Gerade in kritischen Lebenskonstellationen – wie z. B. Trennung, Arbeitslosigkeit, Konkurrenzdruck – wird männliche Hilflosigkeit sichtbar, auch wenn die betroffenen Männer auf dezidiert maskuline Bewältigungsmuster zurückgreifen: Gefühlsabwehr und Rationalisierung, Kontroll- und Abwertungsstrategien (vgl. dazu Neumann/Süfke 2006). Männlichkeit fungiert hier als Mittel der Lebensbewältigung“ (ebd., S. 33)

Dass er dabei immer wieder auf Geschlechterstereotype zurückgreift ist aus der vorliegenden Perspektive irreführend, dennoch wird es möglich, männlich-adoleszentes Verhalten genauer zu betrachten und auf der Basis der Lebenswelt⁵ zu analysieren.

Delinquenz als Bewältigung

Böhnischs Theorie schafft dabei nicht nur Verständnis für die Sozialisation von jungen Männern, sondern er wendet sich den Akteuren zu und fordert dazu auf, sich von gesamtgesellschaftlich-geprägten Überzeugungen zu lösen und einen pädagogischen Blick anzuwenden:

⁵ Dementsprechend gibt es Zusammenschlüsse mit der Lebensweltorientierung nach Thiersch, was mitunter durch gemeinsame Publikationen deutlich wird (bspw. Böhnisch und Thiersch 2014).

„Für das pädagogische Verstehen von Abweichendem Verhalten gilt, dass dieses solchermaßen öffentlich etikettierte und sanktionierte Verhalten in seinem Kern auch als Bewältigungsverhalten, als subjektives Streben nach situativer und biografischer Handlungsfähigkeit und psychosozialer Balance in kritischen Lebenssituationen und -konstellationen erkannt wird.“ (Böhnisch 2010, S.11)

Böhnisch stützt sich in seiner Ausarbeitung und seinem Erklärungsmodell zwar auf Psychologische, Soziologische und Psychoanalytische Erklärungsmodelle, er denkt sie jedoch für die Pädagogik Abweichenden Verhaltens weiter und reformuliert sie sozialisations- und bewältigungstheoretisch (vgl. ebd.). Dabei konstatiert er, dass die Soziologie zwar wichtige Errungenschaften bei der Entkriminalisierung von Devianz-Theorien erkämpft hat, skizziert aber zugleich die Unzulänglichkeiten (vgl. ebd).

„Gleichzeitig aber waren – und sind zum Teil noch heute – die soziologischen Theorien Abweichenden Verhaltens hinsichtlich der betroffenen Subjekte strukturell starr und unvermittelt; sie lassen den Eindruck entstehen, es handle sich bei den Subjekten eher um passiv reagierende denn um eigensinnig handelnde Menschen.“ (ebd. S.12)

Dabei schreibt Böhnisch den Subjekten mehr Sinnhaftigkeit zu. Gerade mit Bezug zu seinen Ausführungen zu adolescentem, delinquenten Verhalten. Er beschreibt:

„Jugend wird als Lebensphase >>potenzieller Devianz<< thematisiert [...]. Am extremen Bewältigungstyp der Gewalt in ihren verschiedenen Erscheinungsformen werden wir die Mechanismen der Bewältigung am besten studieren können und dabei merken, dass diese auch in unserem Alltagshandeln wirkmächtig sind.“(ebd. S.21)

Böhnisch nimmt sich vor, an Hand der psycho-dynamischen Struktur des Verhaltens die Unbewussten Handlungen freizulegen (vgl. ebd.), zu erklären und durch den Alltagsbezug zu entkriminalisierend. Somit ist es ein Verdienst von Böhnisch, dass er (gewaltsames) Bewältigungsverhalten von jungen Männern⁶ beleuchtet und dabei ent-

⁶ Böhnisch baut seine Theorie auf einem binären Geschlechterverständnis auf:

„Traditionelle Männlichkeits- und Weiblichkeitsmuster treten dort – quer durch alle Schichten – besonders dann auf, wenn es um Bewältigung von kritischen Lebensereignissen und – Konstellationen geht. Situationen also, in denen die gewohnten sozialen Ressourcen und Unterstützungssysteme, in die auch die Geschlechternivellierung eingelassen ist, versagen und die Menschen auf sich selbst zurückgeworfen sind.“ (Böhnisch 2016a, S.23)

Eine Folge dieses verkürzten Verständnisses ist es, dass das Bewältigungskonzept und seine Errungenschaften mit Blick auf das entkriminalisierende Moment nur für das Phänomen männlicher Gewalt gelten. Die Vermutung an dieser Stelle lautet, dass dadurch weibliche Delinquenz mitunter pathologisch gedeutet und typisiert wird, was die Marginalisierung weiblicher Gewalt als Bewältigung potenziert. Dieses Thema kann leider in dieser Arbeit nicht genauer behandelt werden.

punitivierend⁷ansetzt, indem er delinquentes Verhalten nicht per se kriminalisiert, sondern sucht zu verstehen, was das altersadäquate innerhalb der Praktiken ist.

Wie oben beschrieben, spricht er fortwährend von Bewältigung der Betroffenheit in Form leibseelischer Antriebe oder psychodynamischer Strukturen. Häufig drückt er sich dabei derart aus, dass er mit seinen Erklärungen an die Neue Phänomenologie andocken könnte, jedoch erklärt er sich das delinquente Verhalten als Kontrollverlust, was zur Folge hat, dass die Interventionen der Sozialpädagogik nicht greifen können und somit befinden wir uns mitten in einem Dilemma:

Das leibliche als Erklärungsansatz und zugleich Verunmöglichung der Interventionen

„Was bei der Begegnung mit gewalttätigen Jugendlichen immer wieder überrascht, ja verstört, ist ihre offensichtliche Lust an der Gewalt. Es überkommt sie wie ein kalter Schauer und danach macht sich Entspannung breit. Einer der Jungen Männer in Leinwebers Film sagte: >>Wie nach einem Orgasmus.<< Der Körper übernimmt die Regie, eine somatische Dynamik, wie sie in der Stressforschung immer wieder beschrieben wird. Das versperrt den pädagogischen Zugang. Aufklären, die Jugendlichen mit ihrer Tat konfrontieren wollen, geht erst einmal gar nicht. Sie haben ja das für sich Positive, Entspannende am eigenen Leib gespürt.“ (Böhnisch 2016a, S.17)

Böhnisch bezieht sich sowohl bei der Beschreibung des Phänomens, was Gewalt ausmacht, als auch bei der pädagogischen Herausforderung auf den Leib als Akteur. Seinem Verständnis nach übernimmt der Körper die Regie, um Entspannung herbeizuführen. Diese Ausführungen umschreiben nicht nur mit den Begriffen der Neuen Phänomenologie, was der Motor des Handelns ist (Entspannung), sondern Böhnisch hält fest, dass die Jugendlichen im Medium des eigenen Körpers leibliche, atmosphärische Herausforderungen (das Überkommen des Leibes wie ein kalter Schauer) bewältigen. Die Konsequenz ist Ratlosigkeit, wie mit diesen leiblichen Phänomenen und dem konkreten Handeln Umgang gefunden werden kann, scheint es so, als sei alles außer Kontrolle. Böhnisch sieht dabei nicht, dass die Lösung in dem Phänomen selbst liegt: ein leibphänomenologischer Zugang, der auf derselben Ebene

⁷ Dollinger kritisiert die Entsolidarisierung mit Blick auf delinquentes Handeln und sieht einen starken Anstieg bei dem Wunsch nach härteren Strafen und eine Vernachlässigung von Suchbewegung, die Gesamtgesellschaftliche Entwicklungen in den Blick nehmen. Dabei kritisiert er auch die konfrontative Pädagogik nach Weidner, worauf später in dieser Arbeit eingegangen wird. (vgl. Dollinger in Sozial Extra 2010)

Strategien bereit hält wie die, die es zu „behandeln“ gilt. Denn er weiß und konstatiert, dass die Jugendlichen in der arten Situationen weder verbal noch rational-rekonstruierend erreichbar sind.

Dementsprechend wäre es hilfreich, das Vokabular zu verfeinern und neo-phänomenologisch weiterzudenken. Denn so wie die Probleme entstehen, so kann eine Lösung für sie in Form alternativer Bewältigungsstrategien gefunden werden und das „Zurückgeworfensein auf sich selbst“ (Böhnisch 2013 S.23) oder mit Schmitz gesprochen die personale Regression in der primitiven Gegenwart, scheint nicht so ausweglos, wie Böhnisch vermutet.

Leibliche Bewältigung – ein (empirisches) Desiderat

Die Auseinandersetzung mit dem Betroffensein und der unwillkürlichen Lebenserfahrung ist, wie in Kapitel 1 ausführlich dargestellt, die Grundfrage der Neuen Phänomenologie. Das Betroffensein als Motor für Bewältigungsverhalten ist die verbindende Komponente zwischen der Neuen Phänomenologie und dem Bewältigungskonzept von Böhnisch. Wie jedoch bereits umrissen, bleibt Böhnischs Konzept sehr vage, wenn es um den Leib geht, was zur Folge hat, dass ebenso die Interventionen, die auf seiner Theorie aufbauen, unkonkret bleiben und zuweilen Fragen hinterlassen, die ausweisen, dass das, was momentan als Reaktion auf das Bewältigungsverhalten der Jugendlichen angeboten werden kann, unzureichend ist.

Dementsprechend ist eine Grundannahme dieser Arbeit, dass die Neue Phänomenologie nicht nur mit Blick auf die Fragen von Leben und Bewältigung hilfreich ist, sondern darüber hinaus als Grundlage zur Konkretisierung von Hilfsangeboten sowie zum besseren Verständnis der Lebenswelt der Akteur*innen in der Sozialen Arbeit genutzt werden kann.

Konkret: Vorliegend wird vermutet, dass die bestehenden Konzepte Sozialer Arbeit für die Arbeit mit Straftäter*innen durch die Verknüpfung mit den Begriffen der Neuen Phänomenologie systematisch vorangebracht werden können. Darüber hinaus kann man die Konzepte an dem Bewältigungs-Bemühen der Jugendlichen ausrichten, wenn in einem vorherigen Schritt das Erleben der Jugendlichen mit Blick auf das leibliche Erleben untersucht und neo-phänomenologisch analysiert wird und es somit nicht mehr nur bei Hypothesen über Bewältigung bleibt, sondern der Theorie empirische Ergebnisse zu Grunde gelegt werden.

Dementsprechend wird nun damit begonnen, Bewältigung weiterzudenken, indem Begriffe der Neuen Phänomenologie sowie Gedanken zu Adoleszenz und Gewalt miteinander verknüpft und zur Grundlage der weiteren Ausarbeitung genommen werden.

2.1. Neo-phänomenologische Annäherung an die drei Dimensionen von Bewältigung: die Situation, die Betroffenheit und die Bewältigung

Wie bereits angesprochen, baut das Konzept von Böhnisch auf drei neo-phänomenologisch relevanten Aspekten auf, die dabei immer auch eine leibliche Ebene hervorbringen: die Situation der Akteur*innen, das daraus resultierende Betroffensein und die Bewältigung dieser Situation. Um die Tragweite der Phänomene deutlicher benennen zu können, soll folgend über Böhnisch hinausgedacht werden, indem seine Ausführungen mit den Definitionen von Schmitz untermalt werden. Begonnen wird folgend mit dem Situationsbegriff, wobei nicht die alltagssprachliche Definition verwendet wird, sondern die neo-phänomenologische. Der Situationsbegriff bietet die Möglichkeit zur Differenzierung oder genauer zur Verdichtung des Bedeutungshorizontes, wodurch die Phänomene umfassender freigelegt werden. Bei Schmitz bestehen Situationen immer aus Sachverhalten, Programmen oder Problemen. Situationen sind das Fundament des menschlichen Erfahrungshorizontes. Er unterscheidet dabei zwischen aktuellen und zuständlichen Situationen. Aktuelle Situationen sind ihm zu Folge jene, die von Augenblick zu Augenblick verlaufen, wo hingegen zuständliche Situationen längere Zeit bestehen und deren Sinn auf der Kontinuität aufbaut – wie es bei der Persönlichkeit oder der Sprache der Fall ist. Dabei können Situationen einzelne oder mehrere Menschen betreffen:

„Situationen können individuell oder gemeinsam sein. Eine individuelle Situation ist für jede Person ihre zuständliche persönliche Situation, die sogenannte Persönlichkeit der Person. Sie bildet sich aus den Bedeutungen, die für die Person subjektiv sind, in dem Sinn, dass höchstens sie diese Bedeutungen sagen kann. Ebenso ist die persönliche Situation in gemeinsame Situationen eingebunden [...]“ (Schmitz 2016, S.53f.).

Für diese Arbeit werden die Situationen dann bedeutsam, wenn sie es vermögen, etwas über die Akteur*innen auszusagen und im Besonderen, wenn es gemeinsame Situationen sind, die die Jugendlichen vereinen. Hier können Erkenntnisse über Erfahrungen geschöpft werden, die über das individuelle Erleben hinaus gehen und kollektive Erfahrungen ausweisen.

Mit Blick auf das Verhalten von auffälligen Kindern spricht Böhnisch vom *leibseelischen Antrieb* (Böhnisch 2012, S. 14), von Hochgefühlen. Am Beispiel der Gewalt von und unter Jugendlichen wird verdeutlicht, dass die Phänomene, die Böhnisch betrachtet, eine leibliche Qualität beinhalten, er dabei jedoch die Ebene der Deskription nicht überwindet und der Leib inmitten der theoretischen Auseinandersetzung verschwindet. Um zu verstehen, wie sich dieses Betroffen sein mit Blick auf die Gefühle, die gespürten Qualitäten, und der daraus hervorgehenden Bewältigungsstrategien vollzieht, wäre es wichtig hier anzusetzen und in die Tiefe der Auseinandersetzung zu gehen. In seinen Ausführungen fährt Böhnisch jedoch fort und spannt den Bogen zur Sozialpolitik. Der Leib und die mit ihm durchzogene Dimension von Bewältigung verschwinden gänzlich. Einen großen Erkenntnisgewinn hinsichtlich des Einbezugs der Leiblichkeit wird dementsprechend der Analyse von dem vorliegenden, empirischem Material zugeschrieben, welches sich auf die leiblichen Dimension der Bewältigungsstrategien bezieht. Denn dieser Erfahrungshorizont kann nur von denen verbalisiert werden (wenn auch nur in einem geringen Maße), die von diesen Erfahrungen selbst betroffen sind. An diesem Ansatz setzt die vorliegende Arbeit an.

Kontrastierend kann durch die Neue Phänomenologie nachgezeichnet werden, dass Menschen von Dingen und Zuständen, sowie Regungen und Atmosphären betroffen sind und dass der Kampf um Bewältigung sich dementsprechend körperlich-leiblich vollzieht und nicht rational-intentional (in Form therapeutischer Strategien bspw.). Weitergedacht und in der Praxis anknüpfend, könnte die Soziale Arbeit an diesem Leib-bezogenen Verständnis ansetzen und somit die Akteur*innen im Medium des Körpers auf den Leib bezugnehmend befähigen, das Betroffensein zu überwinden und zu sich und der Umwelt (denn soziales Handeln ist immer leibliches Handeln) ein anderes Gefühl zu entwickeln.

Gewalt als (Überlebens-) Strategie

Dabei steht die Soziale Arbeit vor der großen Herausforderung Alternativen bereit zu halten, die es den Jugendlichen ermöglichen ihre Situation unter erschwerenden Umständen zu bewältigen, ohne dabei auf die Strategien zurückgeworfen zu sein, die sie über die Jahre erlernt haben und die es ermöglichen, den Alltag zu überstehen. Schaut man auf jugendliche Straftäter fällt ins Auge, dass die Jugendlichen vor allem

Strategien anwenden, die zu dem Kreislauf der Straffälligkeit geführt haben und somit die Basis delinquenten Verhaltens darstellen, namentlich Gewalt und Drogenkonsum.

Auf diese Strategien zu verzichten würde bedeuten, dass die Jugendlichen sich nicht schützen und das Zusammenleben in der Haft bewältigen könne, von den Problemen, die zu der Inhaftierung geführt haben, ganz zu schweigen. Somit wird deutlich, dass die Jugendlichen auf eben diese Strategien mehr denn je angewiesen sind und es ist zu erwarten, dass die institutionelle Sanktionierung dieser Strategien die Notlage und Ohnmacht der Jugendlichen potenziert und die negativen Gefühle, wie Wut oder Aggression, verstärkt.

2.2 Jugendstrafvollzug als Ort und Herausforderung zur Bewältigung

Diese Arbeit bezieht sich nicht auf sämtliche Felder der Sozialen Arbeit, sondern schaut auf einen spezifischen Bereich: den Jugendstrafvollzug. Dass Bewältigung gerade hier ein bedeutendes Thema ist, liegt an zwei Strängen, die immer wieder zusammenlaufen und sich gegenseitig durchdringen. Erstens der Umstand, dass die meisten der Jugendlichen die im Strafvollzug „behandelt“ werden, Gewalterfahren sind (und somit Gefährder für die Anderen darstellen) und dies zweitens eng an eigene Gewalterfahrungen geknüpft ist (vgl. Bereswill in Dollinger und Schmidt-Semisch, 2011) die leiblich erinnert werden (vgl. Jessel 2010). Gewalttaten können somit als eine leibliche Bewältigungsstrategie dieser vergangenen Erfahrungen sowie als Strategie zur Bewältigung aktueller Probleme gelesen werden (vgl. bspw. Böhnisch 2013; Bernhard und Böhnisch 2015; Böhnisch 2016a, 2017; Jessel 2008, 2010).

Dementsprechend wird durch die Lebenssituation Jugendstrafvollzug eine Verstärkung der Strategien (die drei für diese Arbeit bedeutenden Strategien werden fortwährend expliziert) erwartet. Der Strafvollzug, als krisenhafter, biografischer Einschnitt (vgl. ebd.) in das Leben der adoleszenten Inhaftierten, macht eben diese Bewältigungsstrategie wie auch andere Strategien einmal mehr für das reale und emotionale Überleben in großer Verunsicherung und Angst unter Fremden

notwendig⁸. Das bezieht sich nicht nur auf Gewalt als Bewältigungsstrategie, sondern auch auf den Konsum von Drogen. Mechthild Bereswill hat nachgewiesen, dass jugendliche Strafgefangene, die vor der Inhaftierung keine Drogen genommen haben, in der Haft damit anfangen (Bereswill 2006). Das bedeutet im Umkehrschluss, dass die Bewältigungsstrategien, die die Jugendlichen mitbringen nicht ausreichen, um den Haftalltag zu überstehen!

Das deutet einmal mehr auf den Antagonismus zwischen den Vorsätzen der Institution Jugendstrafanstalt und den Überlebens-sichernden Bewältigungsstrategien hin, welche die Not der Jugendlichen dadurch potenzieren, dass die ihnen bekannten Strategien strafrechtlich relevant sind und durch das Personal geahndet werden. Dieser Gegensatz macht folgende Fragen umso bedeutsamer: Worauf genau zielen die Bewältigungsstrategien der Jugendlichen, was wird dadurch konkret bewältigt, was die Soziale Arbeit durch ihre Interventionen nicht gewährleisten kann und kann es Interventionen geben, die den Jugendliche helfen die Erfahrungen und den Alltag derart zu bewältigen, dass sie nicht auf strafbares Verhalten zurückgeworfen werden?

Adoleszent als verstärkendes Moment

Allgemein kann davon ausgegangen werden, dass das Alter der Inhaftierten als Verstärker der drastischen Situation gesehen werden kann. Matthias Witte formuliert für die Adoleszenz allgemein, dass diese Zeit an sich eine Krise für die Jugendlichen bedeutet, innerhalb derer „*das Verhältnis von Leibsein und Körperhaben in ‚beunruhigende Unordnung‘ versetzt [...]*“ (Witte 2011 S.13) wird.

Dabei erleben die Jugendlichen diese krisenhafte Zeit nicht nur, mit den Worten Plessners, im Medium des *Körper den sie haben und des Leibes der sie sind*, sondern sie bewältigen die Krisen gleichermaßen, wie sie ihnen widerfahren und streben so das Erleben von Selbstwirksamkeit an (vgl. Böhnisch 2016). Es stellen sich diesbezüglich weitere Fragen: Welches Verhalten/ welche Strategien erscheinen den Jugendlichen als sinnvoll? Wie bewusst ist den Jugendlichen, welche Verhaltensweisen problematische Konsequenzen mit sich bringen? Und bezüglich neuer Ansätze der Sozialen Arbeit muss man sich die Frage stellen: welchen

⁸ Wie drastisch die Erfahrung Haft ist, wird an den Statistiken zum versuchten und durchgeführten Suizid gerade von jugendlichen Häftlingen deutlich.

leiblichen, gespürten Gehalt haben mögliche Interventionen, die den Jugendlichen einen ähnlichen Erfahrungsraum ermöglichen, der nicht strafrechtlich relevant ist und indem andere Erfahrungen gemacht werden können, die ein Gefühl von Bewältigung und daher Selbstwirksamkeit begründen.

2.3. Körperliche Bewältigungsstrategien – Gewalt als Kompetenz?

Holger Jessel hat mit seinen Arbeiten zu Leib und Gewalt darauf hingewiesen, dass es nicht hilfreich ist, gewalttätiges Verhalten junger Menschen per se als Delinquenz zu lesen und die Jugendlichen fortwährend (auch durch die Interventionen Sozialer Arbeit) zu pathologisieren, ohne den Versuch einer Annäherung an die Sinnhaftigkeit aus Sicht der Jugendlichen zu wagen. Gewalttätiges Handeln besitzt laut Jessel Funktionen, die es den Jugendlichen ermöglichen, (familiäre) traumatische Erfahrungen im Medium des Körpers zu bewältigen. Zu den traumatischen Erfahrungen gehört das Erleben von Ohnmacht, welches wiederum mittels Gewalthandlungen bewältigt werden kann (vgl. Jessel 2008, 2010; Jessel in Huster und Wendler 2015).

Die gewalttagierenden Körper sind jedoch nicht nur auf die Familie und die Sozialisation zurückzuführen. Eine große Bedeutung nimmt auch die Peer-Gruppe ein. Innerhalb devianter Peers gehören Schlägereien zum Alltag. *„Sie sind ein üblicher Bewältigungsmodus in verschiedenen Situationen“* (Eckert et al. 2000, S. 151). Hier stellt sich mir die Frage, in welcher Form die Jugendlichen über Gewalt sprechen und welche körperlichen Aspekte und leiblichen Sinngehalte dabei hervortreten.

Gewalt kann als körperlich-leibliche Strategie aufgefasst werden, welche als Reaktion auf eine leibliche Empfindung, zum Beispiel eine Regung oder ein atmosphärisches Gefühl, zu verstehen ist. Dementsprechend bedeutungslos ist die Konzeption der etablierten Interventionen, welche sich auf die kognitiv-rationalen Ressourcen der Jugendlichen beziehen (vgl. folgendes Kapitel zum Jugendstrafvollzug). Gewalt ruft nicht nur das Bewältigungsbestreben hervor, sondern dient auch der Ermächtigung. Dies wird jedoch durch den wissenschaftlichen Diskurs **gemeinhin** nicht derart gedeutet, also nicht im Sinne einer Ressource, die aus Sicht der Jugendlichen zum (emotionalen) Überleben beiträgt. Es lohnt sich an dieser Stelle zu hinterfragen, warum

diese Haltung bisher nicht in dem wissenschaftlichen Diskurs berücksichtigt wurde. Um dies genauer nachzuzeichnen wird sich folgend dem Phänomen Gewalt angenähert. Dem Versuch einer interdisziplinären Begriffsbestimmung von physischer Gewalt folgen drei Exkurse, die sich mit der Gewalt als Phänomen personaler Regression (1), mit Gewalt und Aggression als Bewältigung des Gefängnisalltages (2) und dem gewalttätigen Körper im Bezug zum gewalttätigen Leib auseinandersetzen (3).

3. Physische Gewalt – der Versuch einer interdisziplinären Begriffsbestimmung

Ebenso wie mit den pädagogischen Konzepten, die den konkreten Interventionen für die Behandlung von Delinquenz zu Grunde liegen und die Körper der Jugendlichen sowie die leibliche Konstitution ausblenden, verhält es sich mit dem Gewaltdiskurs. Dabei hat Jessel festgestellt, dass es wichtig wäre, das Phänomen aus der eigenen Sinnhaftigkeit heraus zu betrachten:

„Gewalt kann sinn- und identitätsstiftend sein und nur wenn man der Frage nach dem Sinngehalt dieser Verhaltensweisen nachgeht, werden Verstehensprozesse möglich, die jenseits von oberflächlichen Schnelldiagnosen liegen“ (Jessel in Huster und Wendler 2015, S. 316).

Bevor an dieser Stelle ein Diskurs über Gewalt geführt wird, möchte ich allgemein einleitend nachzeichnen, auf welche Art bis jetzt mit dem Phänomen von Jugenddelinquenz umgegangen wird. Es ist mir wichtig, das Phänomen Delinquenz aus einem Blickwinkel zu beleuchten, der es zulässt, sich der Lebenswelt junger Inhaftierter anzunähern. Diese Auseinandersetzung ist unerlässlich, da der Diskurs um Delinquenz und Gewalt meist von einer ethisch-korrekten, neoliberalen Sichtweise geprägt und von jener Moral ummantelt ist. Selbst innerhalb der wissenschaftlichen Auseinandersetzung setzt sich diese (subjektive) Nivellierung systematisch fort und dominiert sowohl den theoretischen Diskurs wie auch den Blick auf die empirischen Daten. Was damit unwillkürlich einhergeht, ist die Abwertung der Akteur*innen, die in einem solchen Zusammenhang betrachtet, erforscht und „behandelt“ werden. Ebenso wird damit auch die Unmöglichkeit verwehrt, innerhalb der delinquenten Praktiken das Bestreben nach Bewältigung sowie Ressourcen und Potenziale innerhalb der Strategien zu erkennen. Im Verlauf der Arbeit werden die Konsequenzen dieses

blinden Flecks für den hier bedeutsamen Arbeitsbereich Sozialer Arbeit – genauer Jugendstrafvollzug – verdeutlicht und maßgeblich durch die Erfahrungen der Jugendlichen und die eigenen Eindrücke während der Feldforschung kontrastiert. Dadurch wird die Tragweite der Marginalisierung der Leiblichkeiten für die Akteur*innen nachgezeichnet.

3.1. Moral und Gewalt

Es ist schwierig, Gewalt zu beleuchten und zu diskutieren, ohne sie unter moralischen Prämissen zu betrachten oder sich von gesamtgesellschaftlichen Dogmen und Gesetzen leiten oder eigenen Ängsten leiten zu lassen. Es gibt Versuche, Gewalt aus diesem theoretisch-normativen Korsett zu lösen – eben jene Zugänge mache ich mir für die vorliegende Arbeit zu Nutze und möchte dort ansetzen. Diese öffnende Perspektive ist wichtig, um später im Rahmen der Analyse und Interpretation der Interviewkategorien das Verständnis aufbringen zu können, sich Gewalt aus einer komplexen und nicht zwangsläufig negierend-richtenden Sichtweise zu nähern.

Michael Staudigl bezieht sich auf das Problem, dass Gewalt analytisch nicht ohne moralischen Diktus zu greifen ist und dass die Tiefe und Differenziertheit der Phänomene somit außen vor bleiben, wie folgt:

„Der theoretische Kampf, auch der gegen eine Form der Gewalt, ist immer die Gewalt eines Unverständnisses; lassen wir uns nicht durch das Partielle, Vereinfachende, Reduzierende des Verstehens gefangen nehmen.“ [Blanchot 2005: 96] (Staudigl 2014, S. 168)

Diese Sichtweise ist besonders spannend, weil sie somit zwei Gewaltarten aufeinander bezieht, somit wäre die Definition von Gewalt selbst eine Form struktureller Gewalt, auch wenn er es nicht mit Begriff der strukturellen Gewalt benennt. Er führt seine Kritik weiter aus:

Zwei grundlegende Probleme belasten die Analyse der Gewalt, so wie sie in den Human-, Geistes- und Sozialwissenschaften geführt wird, in nachhaltiger Weise. Das erste Problem betrifft den Gewaltbegriff und die Gefahr einer Essentialisierung des Phänomens, die dessen – zumeist instrumentell verstandenen – Sinn determiniert.“ (ebd.)

Genau dieses Problem wurde bereits vorher skizziert und führt dazu, dass die Interventionen genauso verkürzt gedacht werden wie die Erklärung für Gewalt selbst. Wo kein differenzierter, überindividueller Sinn von Gewalt für die Außenstehenden zugänglich gemacht wird, kann kein Verständnis entstehen und können keine Überlegungen angestellt werden, wie mit diesen Phänomenen Umgang gefunden werden kann, ohne dabei paternalistisch oder kriminalisierend zu verfahren.

Dennoch sind nach Staudigl alle Erklärungen, auch die, die gesamtgesellschaftliche Strukturen in den Blick nehmen, fortwährend verengend:

„Doch nicht nur, wenn Gewalt als zweckrationaler Einsatz einer zu Verfügung stehenden Ressource verstanden wird, sondern auch dann, wenn sie als Folge soziostruktureller Einflüsse oder als habitualisiertes Antwortverhalten erklärt wird, erscheint ihr Sinn vorgezeichnet, kommt ihr also letztlich kein eigener Sinn zu, wird sie vielmehr als ‚abweichendes‘ Verhalten typisiert, dem sozialtechnologisch etc. gegenzusteuern bleibt.“

Es scheint, dass Gewalt immer ein Phänomen ist, was schon vorgeedeutet wird und über das es keinen O-Ton derer gibt, die die einzigen sein dürften, die etwas darüber aussagen können, weil es sie betrifft: die Täter*innen selbst. Dies führt wiederum dazu, dass Gewalt eindimensional, fast fiktiv, bleibt und immer aus einer (bildungsbürgerlichen und realitätsfernen) Perspektive vorweg-gedeutet wird.

„Das zweite Problem bezieht sich auf die damit verbundene Versuchung, Gewalt, dieses ‚Udenkbare‘, ‚Außerordentliche‘ oder auch ‚Nicht-Integrierbare‘, wenn es sich den genannten Erklärungsschemata entzieht, entsprechend für sinnlos zu erklären. Damit wiederum lässt sich freilich schnell ihrer scheinbar gerechtfertigten (dabei allzu oft ihrerseits eminent gewaltsamen) Beseitigung der Weg bereiten: Denn, so die zugrundeliegende Annahme, denjenigen Ereignissen, denen kein (sozialer) Sinn zugesprochen werden kann, geht schlichtweg die ‚schlechthinnige Prämisse von kultureller Aktivität‘ (Koschorke 2008: 322) ab. Diese Annahme und die aus ihr resultierende ‚Perhorreszierung von Sinnlosigkeit‘ (ebd.: 324) ist freilich keineswegs unproblematisch, ganz im Gegenteil. In ihr spiegelt sich vielmehr eine ganze, überaus wirkmächtige Metaphysik des Sozialen, für die ‚Sinn‘ – um mit Luhmann zu sprechen – in letzter Instanz als eine ‚unnegierbare, differenzlose Kategorie‘ (Luhmann 1988: 96) gilt.“ (ebd.)

An diesem Zitat wird auch die Verunmöglichung deutlich, Gewalt als etwas anderes als nur eine Störung zu sehen, geschweige denn als einen kulturellen Akt. Der Gewalt wird jedweder Sinn abgesprochen, damit geht die Marginalisierung der Gewalt schlechthin einher. Gewalt kann nicht untersucht werden als etwas, was auch Widerstand oder Kompetenz im Sinne von Widersetzung bedeuten kann. Die Gewalt enthält keinen Sinn, sie wird zu einer Praxis von Devianz.

Gewalt als Kompetenz?!

Trutz von Trotha hat als einer der wenigen nicht nur den Schritt gewagt, das Intentionale der Gewalt in Frage zu stellen, sondern auch einen Sinn aus Sicht der Akteur*innen vorauszusetzen und ebenso die leibliche Ebene zu thematisieren:

„Es ist vermutlich unserer Neigung, Gewalt zu delegitimieren oder gar zu pathologisieren, zuzuschreiben, dass wir die hohe Effizienz von Gewalt bei der Durchsetzung ‚aller denkbaren Zwecke‘ vorschnell in Abrede stellen. Zu den Tatsachen der Gewalt ist zu rechnen, dass Gewalt die Zeit und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft neu ordnet, dass sie eine erinnerungsmächtige und eine Wirklichkeit des Körpers, der sinnlichen Erfahrung und der Gefühle ist, dass Gewalt fasziniert, in besonderer Weise unsere Vorstellungswelt besetzt, und alle Gewalt sich vor dem Horizont der absoluten Gewalt, des Tötens und Getötet Werdens, vollzieht“ (Trotha 2005, S. 42).

Was er hier verdeutlicht ist die Neuordnung zeitlichen Erlebens als Motor für Gewalt, was auch für die vorliegende Arbeit und das Bewältigungsstreben der Jugendlichen bedeutsam ist. Denn die Verschiebenheit im Hier und Jetzt ist der Fluchtpunkt jugendlichen (delinquenten) Handelns und der Erfahrungshorizont, der den Schmerz des Vergangenen und die Angst vor der Zukunft ausblendet.

Denn besagte Ursachenforschung vereinfacht nach eigenen Prinzipien die Entstehung von Gewalt und lässt so meiner Ansicht nach das Phänomen verflachen. Sie entnimmt ihm die Komplexität und Sinnhaftigkeit durch den defizitorientierten Blick auf Diskrepanzen/Störungen als Entstehungshintergrund. Trotha ist zudem einer der wenigen in seiner Disziplin, der darum bemüht war, einen Diskurs zur Gewalt einzuführen, der die moralischen Vorstellungen einer idealisierten, gewaltfreien Gesellschaft in Frage stellt und versucht, sich dem Phänomen Gewalt als für sich Stehendes zu nähern:

„Die Bedeutung der Gewalt ist im Gegenteil ein hoch umstrittenes und konflikträchtiges Bedeutungsmuster, [...],[nicht nur, Anm. der Verf.] weil es an einem zivilisatorischen Ideal von Gewaltlosigkeit gemessen wird, sondern weil es mit jeder Macht, ganz unabhängig von einem spezifischen politischen und historischen Ideal der Gewaltlosigkeit, die Rechtfertigungsbedürftigkeit der Macht teilt.“ (Trotha 2005, S. 45)

Es ist die Rede von einer Gesellschaft, in der Gewalt verpönt ist und geahndet wird, wenn auch nicht im Bezug zu jeder Art von Gewalt und nicht homogen im Hinblick auf den, der sie verübt. Gerade dieses Ideal macht es so schwierig, sich dem Phänomen⁹ als solchem aus Sicht der delinquenten Akteur*innen zu nähern und ihnen die Deutungshoheit zu überlassen, über die Sinnhaftigkeit innerhalb ihrer Praktiken/Strategien.

3.2. Exkurs 1: Gewalt als Phänomen personaler Regression¹⁰

Beim Phänomen Gewalt als Interaktion gilt die Herausforderung jedoch nicht nur der theoretischen Annäherung und der Auswahl einer Theorie, die das Phänomen nicht vorverurteilt. Es ist ebenso seit jeher ein ungelöstes Problem, wie zum Beispiel das konkrete Phänomen Gewaltaktion abgebildet werden soll, sind die Agierenden einem Rausch verfallen und sprechen sie davon, dass sie nichts mehr wissen, da alles nur rot oder schwarz war, da alles Geschehene sich somit in einer reflexiven Blackbox befindet. Dem galt es somit anders zu begegnen als bisher in der Theorie geschehen und zwar in der Form, als dass der Zustand an sich, die Regression, begrifflich skizziert wird, um dies für die spätere Analyse brauchbar zu machen. Auch hier erweist sich die

⁹ Für das Gelingen dieser Forschungsarbeit war es aus vielerlei Gründen unerlässlich, sich den Themen und Erlebnissen aus der Sicht der Jugendlichen anzunähern. Ebenfalls die Sicht der Opfer einzunehmen hätte weder dazu beigetragen die Befunde zu präzisieren noch ermöglicht, beide Seiten durch die Methoden herauszustellen. Dies soll nicht bedeuten, dass Gewalt sowohl theoretisch als auch mit Blick auf die empirischen Ergebnisse verharmlost werden soll. Dementsprechend Maße ich es mir nicht an, etwas über die „andere Seite“, die Menschen, die gegebenenfalls in der Vergangenheit unter den Taten zu leiden hatten, irgendetwas auszusagen.

¹⁰ Spannend ist es, mit Schmitz über Schmitz hinauszugehen, wie ich es 2019 auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Neue Phänomenologie getan habe, indem ich diskutierte, dass personale Regression nicht in Kurven verläuft und wenn ich in eine Kurve falle und mich unten befinde, ich der Regression erstmal ergeben bin. Für mich macht es viel mehr Sinn die personale Regression genauso wie die leibliche Dynamik der Enge und Weite auf einer changierenden Linie zu sehen, bei der ganz dynamisch ein hin und her möglich ist, wenn auch dass in der Regression sehr schwierig scheint. Herr Prof. Dr. Großheim hat meine Idee spontan die kontrollierte Regression genannt. Ich habe mir vorgenommen dies noch weiter zu durchdenken und auf einer weiteren Tagung vorzustellen.

Neue Phänomenologie als Richtungsweisend mit dem Begriff der personalen Regression.

Dementsprechend ist an dieser Stelle die Beschäftigung mit zwei Grundbegriffen der Neuen Phänomenologie sinnvoll, die dazu verhelfen kann einzuordnen, wo der Mensch sich befindet, während er in einen Rausch der Gewalt oder andere ähnliche Zustände verfällt. Denn diese Form der Annäherung macht eine antagonistische Tendenz (im Sinne der leiblichen Dynamik nach Schmitz) deutlich, die sich konkret in der Konzeption der Interventionen zur Resozialisierung widerspiegelt: Gewalt bedeutet für den Bewußthaber, dass dieser oder diese in einen Zustand von personaler Regression ver- oder zerfällt, die ihn ganz mit dem zuständigen Spüren des Hier und Jetzt verschwimmen lassen und eine Distanzierung zum eigenen Verhalten oder einem rationalen Zugriff, durch die personale Emanzipation, auf eben dieses unmöglich erscheinen lassen. Dabei ist es nicht von Bedeutung wie die Situation zu Stande kommt – ob es eine Atmosphäre der Gewalt durch eine gemeinsame Situation ist, in die man buchstäblich hineingerät oder ob es eine herbeigerufene Situation ist. Davon unabhängig geht der- oder diejenige in dem Moment, im Hier und Jetzt der Situation auf, der Bewußthaber lässt sich *in die personale Regression fallen* (vgl. Schmitz 2008, S.82) und verschafft sich Erleichterung, wie es auch bei dem Konsum von Drogen der Fall sein kann.

3.3. Exkurs 2: Gewalt und Aggression als Bewältigung des Gefängnisalltages

Es gibt nicht *die* Gewalt, und es gibt auch nicht ihre einheitliche Bedeutung. Ebenso ist es eine sehr unbeteiligte Sichtweise, die gemeinhin unterstellt, dass man immer die Wahl hat, ob man sich schlägt oder der *Atmosphäre* von Gewalt aus dem Weg geht. Es gibt Situationen, in denen es nicht der Frage bedarf, ob es zu einer gewaltsamen Auseinandersetzung kommt, sondern in der sich die Frage stellt, wie tief man sich darauf einlässt. Um diese Dimensionen der Gewalt besser zu verstehen und dann wieder zurückzubeziehen auf die verfügbaren Bewältigungsstrategien, wie auch die Wirkung von Gefängnis und den Interventionen, wird es wichtig sein, dieses Thema genauer zu betrachten und durch die empirischen Daten zu verdeutlichen. Schon vor Beginn der vertiefenden Auseinandersetzung war zu erwarten, dass Gewalt omnipräsent im Leben der Inhaftierten ist und mittels der Prisonierungsprozesse (vgl. Harbordt 1984) verstärkt wird.

„In den qualitativen Arbeiten von NEUBER (2009) und BERESWILL (2002, 2001) wird die subjektive Bedeutung von Gewalt insofern deutlich, als sich gewaltsames Handeln als Mittel zur Wiedergewinnung von Handlungsoptionen darstellt, die in der von Autonomieverlust geprägten Institution ‚Gefängnis‘ eingeschränkt worden sind“ (Neubacher et al. 2011, S. 135).

In diesem Zitat wird deutlich, dass Gewalt als Bewältigung für die Inhaftierten nicht an Bedeutung verliert, sondern diese fortgeschrieben wird. Somit gehört Gewalt zum einen zu den Praktiken/Delikten, die die Situation (Inhaftierung) der Jugendlichen begründen. Zum anderen können sie diese, wie eben bereits erwähnt, nicht erübrigen und die Straffälligkeit wird reproduziert. Die Jugendlichen reagieren auf das Gefängnis mit Gewalt, dafür werden sie sanktioniert, und die Marginalisierung bezieht sich somit auch auf die (gewaltsamen) Bewältigungsstrategien. Gewalt ist demnach eine Hauptkategorie der Analyse und eröffnet den Blick aus Sicht der Jugendlichen darauf, was die Institution ist, was sie mit ihnen macht und inwiefern die Bewältigungsstrategien im Zusammenhang mit Gewalt einmal mehr durch die Institution notwendig werden(obwohl in ihr die Jugendlichen eigentlich umerzogen werden sollen). Doch nicht nur die Institution Gefängnis führt die Marginalisierung der Inhaftierten auf verschiedenen Ebenen fort. Auch der wissenschaftliche Diskurs schreitet voran und verunmöglicht weiterhin die Auseinandersetzung mit Gewalt aus einer ressourcenorientierten Sichtweise um daraus die Interventionen abzuleiten.

Dabei ist Gewalt im Besonderen dann eine Ressource, wird sie als etwas subkulturelles gelesen was über die Zugehörigkeit zu einer Gruppe entscheidet und somit, gerade jungen Männern, verspricht zu einem Kollektiv zu gehören. Im Besonderen dann, wenn sie innerhalb eines Systems wie dem Gefängnis dazu dient, sich andere vom Leib zu halten und sich dadurch zu schützen, dass man für die anderen eine Gefahr darstellt.

3.4. Zusammenfassende Gedanken in Exkurs 3: Gewalttätige Körper – gewalttätiger Leib – eine gedankliche Annäherung alternativer Interventionen

Das Konzept der Bewältigung ist ein rationales Konstrukt mit Anleihen aus der Psychologie. Wo jedoch bleibt der Leib? Ist er eigensinniger Agens (vgl. Meuser 2001)

und stellt er Sozialität her? (Vgl. bspw. Meyer-Drawe oder Gugutzer und einige andere, die Sozialität derart in Bezug gesetzt haben.) Welche Effekte hat Gewalt auf die Leiblichkeit und das Erleben, Empfinden sowie die Vergegenwärtigung von Welt und Selbst? Diesen Fragen wird sich aus der Perspektive der Jugendlichen im Rahmen der Diskussion der Forschungsergebnisse genähert.

Mit voranschreitender, theoretischer Recherche ergaben sich zunehmend Fragen zum empirischen Vorgehen: Wie kann ich die Passagen in den Interviews interpretieren? Welche Literatur wäre eine Grundlage, das Phänomen anders zu beleuchten? Was brauche ich, um Gewalt aus der Perspektive des vorsprachlichen Leibes zu erfassen?

All diese Fragen und viele mehr bilden die Grundlage dieser Arbeit. Zu vielen Fragen gesellten sich andere hinzu, wie zu sehen sein wird gab es aber auch Antworten.

Wie bereits erwähnt, möchte ich mit dieser Arbeit Gewalt grundlegend als ein körperlich-leibliches Phänomen begreifen, was zunächst plausibel klingt. Schaut man jedoch auf die Gewaltursachenforschung, verschwindet meistens selbst der Körper (denn mit dem Körper geht nicht zwangsläufig der Leib einher) aus dem besagten Gewaltdiskurs. Ebenso bleibt es häufig eine unklare Determinante, welche Rolle die Leiblichkeit der Akteur*innen beim Ausleben und Erleben von Gewalt spielt und welche Qualitäten, auch der Komplexität des Erlebens betreffend, mit Blick auf Gewalt angetroffen werden. Jessel spricht davon, dass der Körper und der Leib eine implizite Rolle innehaben:

„Zahlreiche Studien (vgl. u. a. Brettschneider/ Brandl-Bredenbeck 1997; Hahn/ Meuser 2002; Stelter 1996; Villa 2007) unterstreichen die instrumentelle und ästhetisch-expressive Relevanz des Körpers, die ihn geradezu zu einem Kultobjekt werden lässt (vgl. hierzu auch die Untersuchungen zu Körperkult und Schönheitswahn u. a. Gugutzer 2007), und auch die Gewaltforschung betont (allerdings meist implizit) die Bedeutung körperlich-leiblicher Aspekte im Zusammenhang mit Gewaltdynamiken und -biographien (vgl. z. B. Helsper 1995; Koch 2008; Sutterlüty 2003; Weidner/ Kilb/ Kreft 2001). Der Leib spielt in diesen Diskussionen jedoch meist eine untergeordnete Rolle; die folgenden Überlegungen möchten dementsprechend auch einen Beitrag zur Schließung dieser Lücke leisten.“ (Jessel 2010, S. 93)

Für die Theorien der Sozialpädagogik lässt sich feststellen, dass Körper und Leib nicht nur lediglich implizit mitschwingen, sondern dass sie nahezu aus dem Diskurs verschwinden. Dies ist erstaunlich, so sollte doch jedem und jeder verständlich sein,

dass ohne die Körper der Akteur*innen keine physische Gewalt entstehen kann, somit auch die Gewalt die Körper formt und prägt und Gewalt auf verschiedenen Ebenen (verschiedene Formen und Level der Prävention und der Be-Kämpfung) Anlass für Interventionen der Sozialpädagogik ist. Ebenso macht die Gewalt etwas mit dem Empfinden und dem Erleben der Jugendlichen, das ebenfalls nicht auf den Gehalt des (eigen-)leiblichen Spürens untersucht wird. Jessel hat mit seiner Arbeit den Weg geebnet und die Diskussion darüber angestoßen, wie wichtig das Verständnis um körperliche und leibliche Erfahrungen für den Diskurs um Gewalt ist. Er verdeutlicht, dass die *„[...] Phänomene der (Zwischen-)Leiblichkeit für sämtliche Handlungsfelder der Sozialen Arbeit und auch für die Gewaltprävention von zentraler Relevanz [sind]“* (Jessel in Huster und Wendler 2015, S. 316).

Doch eine derart gelagerte Frage oder Fokussierung bringt methodologische Herausforderungen mit sich und in die vorliegende Arbeit. Wie bei allen körperlich-leiblichen Phänomenen ist es schwierig, das, was man empfindet, in Worte zu fassen. So auch Worte, die umschreiben, was man empfindet, bevor man sich in eine gewaltgeladene Situation begibt. Schwierig vor allem, wenn man bedenkt, dass Gewaltsituationen solche sind, die einen überwältigen, mitreißen und betroffen machen. Die Herausforderung, einen anderen Blick auf diese Phänomene zu richten und sie somit zugänglich zu machen, kann nur angenommen werden, indem man sich eine Theorie sucht, die ein „Darüber hinaus“ ermöglicht. So umreißt Jessel die Herausforderung für ein tiefergehendes Verständnis von Gewalt wie folgt:

„Die herausragende Bedeutung eines psychomotorischen Zugangs zur Gewaltprävention wird jedoch erst dann verständlich, wenn man berücksichtigt, dass Gewalt ihrem Wesenskern nach unmittelbar an die Körperlichkeit, Leiblichkeit und Emotionalität der Akteure gebunden ist. Diese enge Verschränkung betrifft nicht nur unterschiedlichste Gewaltformen (physische, psychische, verbale, sexualisierte und auch strukturelle Gewalt), sondern vor allem den übergeordneten und letztlich untrennbaren Zusammenhang von Wahrnehmen, Erleben, Denken, Fühlen und Handeln, der wiederum entwicklungstheoretisch betrachtet wird [...]. Die Gewaltforschung hat außerdem gezeigt, dass die Entstehung gewalttätiger Verhaltensweisen ebenfalls eng an die Körper- und Leiberfahrungen sämtlicher Beteiligter gekoppelt ist (vgl. u. a. Sutterlüty 2003; Eckert 2008; Koch 2008). Missachtungs- und Ohnmachtserfahrungen stellen bedeutsame Risikofaktoren für die transgenerationale Übertragung von Gewalt sowie für den Kreislauf von familiären

Gewalterfahrungen und außerfamiliärer Gewalt dar. Diese Erfahrungen hinterlassen in der Regel deutliche Spuren, nicht nur emotional, sondern zugleich auf der basalen Ebene der leiblichen Integrität (vgl. van der Kolk 2006, IX). Das bedeutet, dass sich Menschen diesen Spuren meist nicht vom Bewusstsein aus, gleichsam top-down gesteuert, nähern können, sondern – wie die Traumaforschung deutlich gezeigt hat (vgl. ebd.; Levine/Kline 2007; Opitz-Gerz 2008) – in erster Linie bottom-up gesteuert, nämlich über körperlich-leibliche Erfahrungen. Auch dieser Zusammenhang spricht für eine grundlegende Erweiterung der Gewalt(präventions)forschung um eine psychomotorische Perspektive“ (Jessel 2008, S. 172).

Jessel stellt die Bedeutung der Leiblichkeit für die Gewaltforschung erstmals heraus und ergänzt die Forschungslücke zudem um eine Chance, einen Ausblick. Denn er kann sehr genau benennen, woran es fehlt – in der Umsetzung vielmehr skizziert er, welchen Theorie-Praxis-Transfer es geben könnte, um innerhalb neuer Interventionen durch die Adressierung an die Leiblichkeit junger Straftäter die Ressourcen der Akteur*innen zu stärken, denn diese liegen *bottom-up*, also müssen sie vom Leib her gedacht werden und nicht wie momentan üblich, *top down* von der kognitiv rationalistischen Beschaffenheit (vgl.ebd.). Es braucht allerdings dann auch die Theorie, die dieses *bottom-up* genau beschreiben und auf seine Phänomene und Qualitäten hin untersuchen kann. Eine vertiefende Interpretation, die ausdifferenzieren kann:

- was hinter einem voller Anspannung zitternden Körper steht
- welche Bedeutungen diesen Empfindungen zugeschrieben werden können
- und vor allem: welche Qualitäten das bergen kann.

Da die inhaltliche Arbeit mit den Inhaftierten im Strafvollzug stets der Sozialen Arbeit obliegt, müssten geeignete Interventionen aus praktischen Konzepten der Sozialpädagogik heraus entstehen, welche sich wiederum auf passende/adäquate Impulse aus der Theorie beziehen sollten. Da aber leider die Soziale Arbeit insgesamt, mit Blick auf den Strafvollzug im Besonderen, die Bedeutung von Körper und Leib nur peripher aufgegriffen hat, sind die Theorien für dieses Vorhaben nicht ausreichend aufgearbeitet/ ausgearbeitet.

„Den Körper als Scharnier zwischen Gesellschaft und Individuum zu betrachten, ist demnach keinesfalls neu. Umso mehr verwundert es Auer (Auer 2014, S. 19), dass

dies von der Sozialen Arbeit bisher nicht systematisch zur Kenntnis genommen wurde. Sogar im Diskurs der ‚Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit‘ spielen nach ihrer Meinung Kognitionen eine überragende Rolle, so dass der Körper bestenfalls implizit bleibt (ebd.). Erste sozialpädagogisch inspirierende und ausgesprochen konstruktive Publikationen zur Körperthematik, wie z. B. der Buchbeitrag von Homfeld (1999) ‚Sozialer Brennpunkt Körper‘ fanden bisher erstaunlich wenig Echo. ‚Dabei ist kaum ein Diskurs oder ein Feld der Sozialen Arbeit ohne Körperbezug. Bei den Themen Gesundheit und Krankheit, Behinderung und Alter ist er evident‘ (ebd. S. 20)“ (Huster und Wendler 2015, S. 4).

In dieser Arbeit möchte ich darlegen, dass Gewalt nicht ausschließlich ein bewusstes „um-zu“-Handeln ist und die Motivation ebenfalls nicht immer für sich selbst stehen kann. Gewalt birgt eine Ebene, die auf diese körperlich-leibliche Ebene bisher noch nicht untersucht wurde und welche für diese Arbeit hinsichtlich ihrer Entstehung und daraus folgend für das, was sie um die Akteur*innen mit Blick auf die Empfindungen auslöst, grundlegend ist: Die Atmosphäre in der Gewalt entsteht sowie die Dimension der Betroffenheit, die daraus hervorgeht. Denn gerade die Konsequenzen derartiger Erfahrungen betreffend, gibt es Überzeugungen, die einer neophänomenologisch-basierten Betrachtung folgend unzulänglich sind wie bei Inhetveen (in Gugutzer 2017 Band II) mit Bezug zu Heinrich Popitz deutlich wird: *„Der Mensch muß nie, kann aber immer gewaltsam handeln“* (ebd., S. 103). Dem möchte ich widersprechen.

Vorwegnehmend beziehe ich mich auf die Interviews in meiner Arbeit, durch die ich nachweisen kann, dass es Momente gibt, die sich ereignen, die den Akteur*die Akteurin überwältigen und er*sie als Re-Aktion auf das, was ihn betroffen macht, „nur noch“ handeln kann. Das ist eine wichtige Erkenntnis. Es geht nicht darum, einen sozialromantisch-rechtfertigenden Blick auf die „armen“ Akteur*innen zu werfen. Viel mehr ermöglicht uns diese Sichtweise einen Zugang zu Gewalt als etwas, das nicht kognitiv und rational abgewogen werden kann. Gewalt wird als etwas gesehen, das (zumindest teilweise) viel stärker ist als alles, was wir selbst beeinflussen und kognitiv steuern können. Jene Verständnisweise wiederum macht deutlich, dass „Gewalt vermeidende“ Interventionen nicht greifen können die darauf fußen, dass die Ratio der Adressat der Intervention ist. Der arte Interventionen sind dem Akteur*der Akteurin keine Hilfe, wenn wir uns in die Situation hineinversetzen und Überlegungen anstellen, was unterstützend sein kann, wenn der Akteur*die Akteurin zukünftig anders agieren und sich nicht gewaltsam verhalten soll. Nehmen wir es ernst, dass die Gewalt den

Akteur*die Akteurin leiblich affiziert und ihn betroffen macht, so sind es andere Sphären, die angesprochen werden sollten – was zur Konsequenz hat, dass die Interventionen, die zur Verfügung stehen, angepasst, verändert oder ausgetauscht werden müssen. Die Interventionen müssen durch leibliche Kommunikation sowie eine vertrauensvolle Atmosphäre den bekannten Situationen¹¹ etwas entgegensetzen und es den Akteur*innen ermöglichen, die eigenen Regungen bewusst wahrzunehmen und diese Erfahrungen in das Selbst zu integrieren.

Solche Erlebnisse sensibilisieren und schaffen dementsprechend die Basis einer Auseinandersetzung mit dem Eigenen (Erleben) und machen es reflexiv zugänglich. Somit können die Jugendlichen auch Situationen, die gewaltgeladen sind und die auf sie einwirken, eher erspüren und verstehen, was geschieht, und sich dem nicht hingeben. Eine der Vorannahme diesbezüglich ist, dass durch das Stärken der Eigenwahrnehmung der Jugendliche vielmehr für sich entscheiden kann, ob es diese Atmosphäre ist, in der er verbleiben mag. Ich stimme Inhetveen dementsprechend zu, wenn sie resümiert, dass *„der Körper die Basis für die Gewaltfähigkeit und die Gewaltoffenheit des Menschen [ist]“*, weshalb er *„[...] konkretes Gewalthandeln nicht erklären [kann]“* (ebd., S. 103).

Wichtig Betrachtung findet auch noch eine andere Ebene, die bei Gewalt mitspielt: die Gefühle, welche währenddessen empfunden werden und die sowohl Antrieb als auch Überforderung darstellen. Denn Gewalt birgt ohne Zweifel ein Potential, das in einen rausch- oder glücksähnlichen Zustand führen kann.

Nicht intentionale Gewalt als Neo-Phänomenologisches Phänomen

An dieser Stelle soll ein kurzer Exkurs zur Verknüpfung des theoretischen Konstrukts Gewalt und der Struktur des Leibes in Enge und Weite erfolgen, da – wie im Desiderat aufgezeigt – es keine Herleitung zwischen Gewalt und unwillkürlicher Lebenserfahrung gibt, dies aber zu einem weitreichenden und umfassenden Verständnis um Gewalt dazu gehören müsste. Zum einen wird damit der Diskurs über Gewalt erweitert, zum anderen soll daran skizziert werden, welche Gedanken ich mir im Vorfeld zu der Studie gemacht habe. Gedanken verbunden mit der Hoffnung, den

¹¹ Vgl. Schmitz Kapitel 1

Phänomenen des Betroffenseins und als Folge die Strategien in Form von Gewalter- und ausleben (aus einer leiblichen Perspektive) auf die Spur zu kommen.

Die Idee, die ich nun ausführe, war auch Gegenstand der Interviews oder vielmehr lag diese Idee der Konzeption des Leitfadens zu Grunde. Das Verständnis darum, wie Gewalt entsteht und welche Facetten sie aus Sicht der Jugendlichen hat, sollte den Weg ebnen zu den leiblichen Qualitäten des Empfindens während des Agierens, um danach ein Gespür für die Beantwortung folgender Frage zu entwickeln:

- Wenn dem so ist, dass Gewalt als Bewältigungsstrategie über etwas hinaus hilft (wie schon im Forschungsstand dargelegt), was sind die Gefühle und Regungen, die damit einhergehen und kann dieser Strategie eine Alternative geboten werden – zum Beispiel durch Sport?

Schmitz hat in all seinen Publikationen und Ausführungen wenig zu Gewalt geschrieben. In der Beschäftigung mit den Ausführungen Lindemanns (siehe Seite 23 Unterkapitel Enge und Weite) habe ich die Chance gesehen, einen Bezug zwischen Schmerz und Gewalt herzuleiten. Dabei bedeutet der Übertrag nicht, dass Gewalt als genuin erlebte Gewalt definiert ist und es somit eine logische Verknüpfung zum Schmerz als Bestandteil des Gewalterlebens gibt. Vielmehr werde ich in dieser Arbeit, auf der Grundlage der Kategorien aus den Interviews, eine Dimension von Gewalt betrachten, die selten bis gar nicht in den Blick genommen wird, die aber aus der Perspektive der Akteure betrachtet eine immanente Bedeutung hat: Gewalt als nicht intentionales (soziales) Handeln. Das ist insofern wichtig, als dass mit einer derart gelagerten Betrachtung Gefühle und Erfahrungen einhergehen, die nicht nur die Jugendlichen in der konkreten Situation überfordern, sondern im gleichen Maße die Interventionen vor eine schwierige Aufgabe stellen.

Retrospektiv:

Denn die Interventionen, die es bereits gibt, machen nur Sinn, wenn das klassische Verständnis zur Entstehung von Gewalt (wie mehrfach bereits skizziert) beibehalten wird. Wenn Gewalt als etwas verstanden wird, was intentional verläuft, stellen die kognitiv-rationalen Interventionen eine realistische Chance dar, auf das Handeln Einfluss zu nehmen und gegebenenfalls zukünftig anders zu agieren. Zum Beispiel wird es dann möglich, sich zu kontrollieren und durch die Vorausschau auf das, was

sich anbahnt, gedanklich Einfluss zu nehmen (so wie etwa im AntiAggressionsTraining intendiert).

Neo-phänomenologisch:

Wie sollen hingegen der Arte Interventionen greifen (die an das etablierte Verständnis von dem rationalen Subjekt anschließen und Handeln als Konsequenz von Entscheidung und Intention verstehen), wenn die Gewalt aus einer kollektiven Atmosphäre heraus entsteht und die Jugendlichen in Form von kollektiven Gefühlen in ihren Bann zieht und überwältigt? Nach Lindemann geschieht so etwas in Form einer kompletten Vereinnahmung im Sinne des leiblichen Erlebens mit dem Bezug zum Hier und Jetzt als absoluter Ort, wo in Folge dessen der Verstand ausgehebelt wird (vgl. Lindemann in Gugutzer 2017 Band II).

Ebenso bietet Schmitz weitere Definitionen, die ein anbahnen an die schwer zugänglichen Phänomene in Zusammenhang mit Gewalttätigkeiten ermöglichen. Er spricht mit Bezug zum Phänomen des Zorns auch von fassungslosen Zuständen, welche er als *„Zustände, in denen der Bewussthaber sich gar nicht mehr als Relat einer Identifizierung zur Verfügung steht und sich dennoch in der Intensität der Erregung oder Umnachtung deutlich spürt“* (Schmitz 2016b) definiert. Der Bewussthaber ist also merklich vom Zorn befallen, er kann sich mit diesem aber nicht derart identifizieren und emanzipieren, dass er ihm Herr werden kann. Genauso verstehe ich die Situationen, die zu einem Verhalten veranlassen, ohne dass das Subjekt abwägen oder austarieren kann. In diesen Situationen fehlt häufig der Zugriff darauf, was gerade geschieht. Ebenso wird in diesen Momenten nicht abgewogen, welche Konsequenzen die eigene Re-aktion/ das Verhalten, wie z.B. das Ausagieren von Zorn durch Gewalt, nach sich zieht.

Diese Gedanken begleiteten mich während der gesamten Arbeit und wird im fortwährend weitergedacht.

4. Strafvollzug – eine Annäherung

Jails and prisons are designed to break human beings, to convert the population into specimens in a zoo - obedient to our keepers, but dangerous to each other

* Angela Davis

Durch die vorangestellten Theorien folgt nun die Einarbeitung in das Feld, auf das sich die gesamte Arbeit bezieht.

Folgend wird ein Einstieg in den wissenschaftlichen Diskurs um den Strafvollzug ermöglicht. Hierfür wird die Konzeption der Institution Justizvollzugsanstalt (JVA), mit dem Fokus auf den Jugendstrafvollzug, vorgestellt. Innerhalb der theoretischen Auseinandersetzung wird fortwährend die Rolle der Sozialpädagogik in der Praxis reflektiert und in Zusammenhang mit der Zielsetzung des Jugendstrafvollzuges, der Resozialisierung, gebracht. Darauf Bezug nehmend werden kritische Aspekte sowie der Stand der Forschung skizziert. Abschließend werden die konkreten Interventionen vorgestellt, die der Resozialisierung dienen sollen.

Um zu verstehen, warum aus meiner Sicht die Marginalisierung der jugendlichen Inhaftierten durch die Interventionen Sozialer Arbeit fortgeschrieben wird, folgt ein Überblick über die Konzeption der Anstalt und die Interventionen. Im Laufe der Arbeit und mit Zuspitzung der Auseinandersetzung wird diese Konzeption in Kontrast zur Lebenswelt der jungen Männer, ihren Bewältigungsstrategien und Alltagspraktiken (diese Praktiken ermöglichen das alltägliche, emotionale Überleben der Jugendlichen) gesetzt. Eingebettet werden die Ausführungen in den aktuellen, interdisziplinären Diskurs, der die Kriminologie (hier sind im Besonderen Michael Walter und Bernd-Rüdiger Sonnen zu nennen) streift, der aber auch an andere Disziplinen wie der Soziologie (maßgeblich vertreten durch Bereswill) und der Sozialpädagogik angrenzt. Im Fokus stehen die Fragen, welche Positionen innerhalb der wissenschaftlichen Debatten zu den Strafanstalten existieren und welche Diskurse es sich zur Aufgabe gemacht haben, einen kritischen Blick auf die Institution und den Vollzug von Strafe zu richten. Dieses Vorgehen (Überblick als theoretische Grundlage, Fokussierung auf den konzeptionellen Blick auf die Inhaftierten und die konkreten Interventionen zur Resozialisierung, sowie die theoretische Erarbeitung der Konstitution der Entitäten durch die Körpersoziologie und die Leibphänomenologie) ermöglicht den Erkenntnisgewinn, woran es innerhalb der Konzeptionen der Strafanstalten mangelt und wie verheerend die Lücke der Auseinandersetzung in der „Behandlung“ der

männlichen Jugendlichen durch die konkrete Umsetzung des Konzeptes in der Praxis ist.

4.1 Status quo des Jugendstrafvollzuges – wo steht die Sozialpädagogik?

Jugendstrafanstalten sind *totale Institutionen* (vgl. Goffman 1995), die die Inhaftierten aus der (Parallel-)Gesellschaft reißen und sie zusammen mit anderen jungen Männern für eine gewisse Zeit in diesem Zwangskontext verwahren. Dass es sich hierbei um Jugendstrafanstalten handelt, ist besonders zu betonen, da der Strafvollzug für junge Menschen¹² anders konzipiert ist, als der Erwachsenenstrafvollzug. Die adoleszenten Inhaftierten haben mitunter andere Bedürfnisse als Inhaftierte, die diese Phase bereits abgeschlossen haben. Zudem spreche ich hier nur vom Vollzug für junge Männer. Der Strafvollzug für junge Frauen ist grundlegend anders konzipiert, und im Hinblick auf die Prekarisierung der jungen Frauen wäre es eine eigene Arbeit wert, diese Unterscheidung in den Blick zu nehmen, da diesbezüglich die Forschung noch randständiger ist (vgl. Bereswill in Dollinger und Schmidt-Semisch 2017, S. 546).

Soziale Arbeit und Sozialpädagogik als Teil des Justizsystems und maßregelnder Teil des Strafvollzuges sind somit nicht nur Bestandteile des Problems, sondern die ausführende Instanz, welche die *Dressierung und Disziplinierung* (angelehnt an Foucaults Ausführungen in Überwachen und Strafen) der Jugendlichen vornimmt. Mit den ersten gesetzlichen Regelungen zum Jugendstrafvollzug ab 2007 hat auch eine neoliberale Haltung Einzug gehalten (vgl. Sonnen 2007). Daraus resultiert das strukturelle Merkmal der Vollzugskonzeption, dass die Jugendlichen zu fördern und zu fordern seien:

„Sie sind gemäß § 2 verpflichtet, an der Erreichung des Vollzugszieles mitzuwirken. Ihre Bereitschaft hierzu ist zu wecken und zu fördern. Gefangenen, die durch besondere eigene Anstrengungen und Leistungen bestrebt sind, ihrer Mitwirkungspflicht nachzukommen und das Vollzugsziel zu erreichen, können Vergünstigungen im Vollzug gewährt werden“ (vgl. Bereswill in Dollinger und Semisch, S.546)

¹² Jugendlicher ist, „wer zur Zeit der Tat vierzehn, aber noch nicht achtzehn, Heranwachsender, wer zur Zeit der Tat achtzehn, aber noch nicht einundzwanzig Jahre alt ist“ (Jugendgerichtsgesetz, § 2, Punkt 2).

Über die Bemühungen und die daraus abgeleiteten Vergünstigungen entscheiden die Sozialarbeiter*innen, die ihre Entscheidungen dann pro forma innerhalb der gemeinsamen Sitzungen mit der Anstaltsleitung darlegen.

Die Umsetzung der Maxime, die Jugendlichen zu fordern, geht mit Interventionen einher, an denen die Jugendlichen teilnehmen müssen.

Die Tatsache, dass die Interventionen durch Zwang durchgesetzt werden, ist für die vorliegende Arbeit von maßgeblicher Bedeutung, da ihr die Frage zu Grunde liegt, ob Capoeira als Intervention zur Resozialisierung junger Inhaftierter geeignet ist und die Beurteilung, ob dem so ist, durch die Jugendlichen vorgenommen wird. Das ist unkonventionell, da die Interventionen, die den Jugendlichen üblicherweise vorgeschrieben werden, verpflichtend sind und die Resozialisierung in der totalen Institution nicht an den Bedürfnissen der Vollzugs-Subjekte orientiert und konzipiert ist, sondern an dem „objektiven“ Ziel, der Integration der Inhaftierten, damit diese von erneuten Straftaten absehen und somit keine Gefahr mehr für die Mehrheitsgesellschaft darstellen (vgl. Jugendgerichtsgesetz, JGG).

4.2 Gesetzliche Grundlage - JGG

Das Jugendstrafgesetz ist grundlegend auf der Bundesebene ausformuliert und stellt den strukturellen Rahmen, an dem sich die einzelnen Länder orientieren. Die konkreten Regelungen werden durch die Gesetze der Landesregierungen gesetzt. Im Vergleich hat zum Beispiel Bayern striktere und härtere Regelungen und Gesetzeserlasse, Hessen dagegen eher mildere.

Dem hessischen Jugendstrafvollzug liegen zwei Aufträge zu Grunde. Erstens: „§ 2 *Erziehungsziel und [zweitens, der] Schutz der Allgemeinheit*“ (*Hessisches Jugendstrafvollzugsgesetz*). Der inhaltliche Anspruch an das Erziehungsziel sieht folgendermaßen aus:

„Durch den Vollzug der Jugendstrafe sollen die Gefangenen befähigt werden, künftig in sozialer Verantwortung ein Leben ohne Straftaten zu führen (Erziehungsziel)“ (Hessisches Jugendstrafvollzugsgesetz).

An Paragraph 2 werden die beiden Pfeiler deutlich, auf die sich die Konzeption stützt. Zum einen die (Um- oder „Primär“-)¹³Erziehung der Jugendlichen, zum anderen der Schutz der Gesellschaft. Die Erziehung setzt direkt bei den Jugendlichen an, für den Schutz der Gesellschaft hingegen ist es ausreichend, dass die Jugendlichen weggesperrt sind. Der Schutz der Gesellschaft ist somit das oberste Ziel, dem folgend sollen die Jugendlichen innerhalb der Zeit so erzogen werden, dass in Zukunft keine erneute Gefahr von ihnen ausgeht. Der Fokus und das Resozialisierungsziel sind auf die Mehrheitsgesellschaft ausgerichtet, der Jugendliche soll angepasst werden, als handelndes Subjekt ist er nicht zu erkennen. Bereswill verdeutlicht durch ihre Arbeiten, dass der Erziehungsbegriff und der diesbezüglich (sehr überschaubare) wissenschaftliche Diskurs problematisch (geblieben) sind (vgl. Bereswill in Dollinger und Schmidt-Semisch 2017, S. 545). Die Veränderung des Jugendlichen soll durch die Interventionen bewirkt werden, hierauf bezieht sich das Resozialisierungsziel, welches anhand der Erziehung¹⁴ umgesetzt wird.

Folgend wird nun der Blick auf die Perspektive des Justizsystems gerichtet, mit dem die einzelnen Straffälligen betrachtet werden, da durch diese strukturelle Betrachtung die fortschreitende, defizitorientierte Sichtweise auf die Jugendlichen deutlich wird. So kann nachgezeichnet werden, dass dieser Blick die Kriminalisierung (die mit der Verhandlung einhergeht) der Inhaftierten fortschreibt. Diese Diskrepanz wird im Besonderen dann verständlich, wenn man das konzeptionelle Spezifikum des Jugendstrafvollzuges betrachtet, dass die Zeit in der Haft (eigentlich) nicht der Strafe dient, die mit der Verhandlung vor Gericht abgegolten ist, sondern ausschließlich der Erziehung und Resozialisierung. An dieser Stelle möchte ich betonen, dass meinem Verständnis nach jeder Form von Erziehung vorausgeht, dass es eine Beziehung zwischen den Erziehenden und den zu Erziehenden gibt. Dazu gehört auch ein Verständnis um die Ressourcen der zu Erziehenden, ihren Fähigkeiten und Potenzialen. Dass der Strafvollzug qua Konzeption ein Missverhältnis

¹³ Im Gespräch mit dem Gefängnisleiter sah dieser in seiner Anstalt eine Chance für die Jugendlichen, durch die Erziehung Regeln und Grenzen zu lernen, da sie dazu in ihrem bisherigen Leben noch nicht die Möglichkeit hatten. Für ihn ist der Anspruch nicht der, die Jugendlichen umzuerziehen, sondern er geht davon aus, dass es bisher keine Erziehung im eigentlichen Sinne gab.

¹⁴ An der Erziehung sind konzeptionell alle Bediensteten in der JVA beteiligt. Ich möchte an dieser Stelle darauf hinweisen, dass die Schließer keine pädagogische Ausbildung haben.

heraufbeschwört, welches es den Sozialarbeiter*innen innerhalb ihrer Möglichkeiten verunmöglicht, das Resozialisierungsziel mit Blick auf die Akteur*innen umzusetzen, wird folgend genauer betrachtet.

4.3. das verschwundene Subjekt – die Identität des Inhaftierten als Objekt des Vollzuges

Innerhalb der fachlichen Diskussion darum, was der Vollzug bewirkt und wie mit den Jugendlichen verfahren werden kann, ist der Begriff der Identität sowohl im Diskurs, der Konzeption als auch in den Interventionen grundlegend verankert. Die Identität ist der Adressat für das Vollzugsziel der Resozialisierung, was im Folgenden näher diskutiert wird. Jedoch ist es mit dem Begriff der Identität ähnlich wie mit dem Resozialisierungsziel. Er wird im Hinblick auf den Strafvollzug kontrovers diskutiert und sowohl von Seiten der Justiz als auch der kritischen Gefängnisforschung herangezogen, um die jeweils eigenen Standpunkte zur Sinnhaftigkeit beziehungsweise Unsinnigkeit der Konstruktion der Institution zu verdeutlichen. Anzumerken bleibt, dass der Diskurs um den Strafvollzug sich auf ein Verständnis von Identität stützt, das durch das traditionelle, psychologistisch-kognitiv-fundierte Paradigma bestimmt wird und somit den rationalen Menschen als Adressaten (und Verantwortlichen für seine Taten) ausweist. Dementsprechend wirft der Diskurs folgend um den Identitätsbegriff bei Schmitz und weitere Gedanken ergänzt.

3.3.1. Kritische Gefängnisforschung und die Leibphänomenologie

Neo-Phänomenologische Annäherung an den Begriff Identität

Dass Identität sich leiblich bildet und der Leib als Basis personaler Identität verstanden werden kann (vgl. Stockmeyer 2004; Gugutzer 2002; Niekrenz und Witte 2013), ist Bezugspunkt dieser Arbeit und erweitert somit den Strafvollzugs-Diskurs um eine gänzlich neue Sichtweise. Durch diese Perspektive wird es möglich zu verstehen, dass die Konzepte, wie sie derzeit vorherrschen, an einem Verständnis ansetzen, das an sich, aus Sicht der Leibphänomenologie und der Körpersoziologie, durchlässig ist und ein Grund dafür sein könnte, warum die Interventionen nicht greifen und das Resozialisierungsziel somit mehrheitlich scheitert. Der Leib ist jedoch nicht nur kein Gegenstand des Diskurses um den Jugendstrafvollzug. Auch mit Blick auf die Theorie und ihrer Erklärung zu Jugenddelinquenz bleibt der Leib und mit ihm der emotionale Gehalt delinquenten Agierens sowie die daraus hervorgehende, spürbare Bewältigung

ausgespart. Das ist wiederum eine Erklärung dafür, dass die Antwort auf delinquentes Verhalten, welches sich körperlich vollzieht und immer leiblich gespürt wird, in Form von Interventionen keinen oder selten einen Körper, und in der theoretischen Ergründung keinen Leibbezug ausweist.

Einen Kontrapunkt zu der üblichen Betrachtung von Identität und Gewalt setzt Jessel mit seiner Dissertation und der darauf gründenden näheren Auseinandersetzung mit dem Leib und (Jugend-) delinquentem Verhalten. Jessel hat mit seinen Ausführungen nicht nur die Gewalt von Jugendlichen aus dem Blickwinkel der Leiblichkeit betrachtet, sondern erweitert seine Analyse auf das leibliche Erleben innerhalb des Heranwachsens. Auch er konstatiert, dass es nicht nur einer theoretischen Ergänzung bedarf, um die Gewaltforschung um die Betrachtung der leiblichen Ebene zu ergänzen. Es bedarf einer völlig neuen Erarbeitung des Verständnisses, um die Phänomene, wie Gewalt, aus diesem Blickwinkel zu betrachten.

„Das wechselseitige Verhältnis von Leiblichkeit und Reflexivität ist auch ein zentraler Gegenstand der identitätstheoretischen Überlegungen von Robert Gugutzer (vgl. 2002, 16). In Anlehnung an sein Konzept der reflexiven Leiblichkeit werden Körper und Leib der hier vorgeschlagenen Identitätstheorie nicht einfach als zusätzliche Themen hinzugefügt, sondern ihr vielmehr zugrunde gelegt. Diese Vorgehensweise schließt die (eigenleibliche) Bewegung als Verwirklichung unserer Körperlichkeit und Leiblichkeit mit ein“ (Jessel 2010, S. 92).

Jessel war der Erste, der Gewalt und Leiblichkeit für die Soziale Arbeit zusammengedacht hat. Diese Verknüpfung der Leibphänomenologie mit Delinquenz ist bisher noch kein Bestandteil der Konzepte zur Resozialisierung junger Männer in Jugendstrafanstalten. Die leibliche Beschaffenheit des Menschen kann nicht in der Konstruktion des Subjektbegriffes für die theoretische Konzeption und praktische Umsetzung der Institution Jugendstrafanstalt vorausgesetzt werden.

4.3.2 weiterführende, kritische Gedanken

Wie auch immer das Verständnis um Identität konstruiert wird, seit den 70er-Jahren gibt es immer wieder deutlich kritische Positionen zum Jugendstrafvollzug wie die von Walter. Er konstatiert, dass das Gefängnis mitunter eine schädliche Wirkung auf die Identität der Inhaftierten habe (vgl. Walter 1972, 1999; Walter 2011). Da er mit seinen

Ausführungen einer der wenigen ist, die die Zweifel derart äußern, wird sich auch in der heutigen, kritischen Gefängnisforschung noch immer auf ihn bezogen. Spannend ist es an dieser Stelle, erneut den Blick auf den Leib als identitätsstiftende Entität zu lenken. Nach Walter wird die Identität der Inhaftierten durch den Gefängnisaufenthalt beschädigt. Würde man vermuten, dass diese Schädigung nur dadurch abgeschwächt werden kann, indem die Identität gestärkt wird, würde das aus einem leibphänomenologischen Verständnis bedeuten, dass die Interventionen, die im Strafvollzug die Identität stärken sollen, an den Körper und mit ihm das leibliche Erleben gerichtet sind und keinesfalls nur die kognitive Konstitution der Inhaftierten adressieren.

Marcel Schweder vermittelt den Eindruck, dass allen Seiten durchaus bewusst ist, dass das Gefängnis schädigende Einflüsse auf die Entwicklung der Jugendlichen habe:

„Gleichsam wird immer wieder darauf verwiesen, dass es sich beim rechtlich legitimierten Entzug der Freiheit um eine ultima ratio, ein letztes Mittel, handelt bzw. handeln muss. Gewollte wie auch ungewollte Einflüsse auf die Identität der In-Haft-Genommenen werden aufseiten der Befürworter_innen und Gegner_innen durchaus wahrgenommen und reflektiert“ (Schweder 2015, S. 7).

Drastischer formuliert es Johannes Stehr, indem er ausführt, dass die Institution auf „[...] die Zerstörung der vormaligen sozialen Identität zielt“ (Stehr in Ochmann 2016, S. 16). Diese Sicht intendiert ein maßgebliches Problem und den Antagonismus des Resozialisierungsauftrages und der konkreten Umsetzung. Es wird deutlich, dass der Strafvollzug die Marginalisierung der Jugendlichen dementsprechend nicht mindert, sondern sie vielmehr verstärkt. Die Identität und, unter der vorliegenden Perspektive, mit ihr die leibliche Konstitution der Jugendlichen, wird geschädigt.

Einmal verständlicher wird die Drastik, wenn man sich anschaut, was die Zielsetzung der Institution ist und wie Jugendliche Identität entwickeln. Ein Beispiel aus dem Alltag in den Jugendstrafanstalten ist, dass der Strafvollzug jugendlichen Subkulturen entgegenwirkt, sie sanktioniert und die Jugendlichen dahingehend erzieht, ein anderer Mensch zu werden, der sich regelkonform verhält und dementsprechend „gut führen“ lässt. Das steht aber gerade der Erfahrung Jugendlicher entgegen, die ihre

Bedürfnisse bezogen auf die Selbstmächtigkeit nicht verwirklichen konnten¹⁵ und die dadurch ihren Subkulturen und Peers wesentlich mehr Bedeutung einräumen, wie es für Jugendliche notwendig ist, die über einen vermeintlich „gesunden“ Referenzrahmen verfügen.

„Jugendliche entwickeln (wie alle Menschen) Fragen nach dem, was sie selbst sind und haben Wünsche, wie sie selbst gesehen werden wollen. Ihre Orientierung hat eine doppelte Richtung; auf der einen Seite sind es die eigenen Gefühle, Wünsche und Kompetenzen, die sie zu entdecken suchen, auf der anderen Seite sind es die Chancen der Anerkennung, die sie eben für diese Bedürfnisse und Fähigkeiten zu finden hoffen. [...] Für diejenigen, bei denen Ansprüche und Realisierungschancen von Sozialer Geltung auseinandertreten, ist das Bilden einer abweichenden Gruppe, in der ein neues Selbstbewusstsein aufgebaut werden kann und ein Raum für ‚heimatlose‘ Gefühle und Kompetenzen gefunden wird, eine dieser Lösungen“ (Eckert et al. 2000, S. 15).

Von besonderer Relevanz ist bei dieser Betrachtung die Bedeutung der Gefühle, die zu keinem Zeitpunkt Raum im Strafvollzug finden und die ziellos umherdriften, bis sie auf ein Gegenüber treffen. Ebenso werden Gefühle als Atmosphären ausgespart, die die Gefühle der Jugendlichen nicht nur beeinflussen, sondern die zu einem Teil der Jugendlichen werden; und selbst Menschen, die nie in einem Gefängnis waren, dürfte es verständlich erscheinen, dass die überwiegende Zahl der Atmosphären im Gefängnis belastend und beschwerend auf die Subjekte einwirken.

Wie das Gefängnis erlebt wird und welche Re-Aktionen es bei den Inhaftierten hervorruft, wird im Anhang durch die Ethnografie Skizzen umrissen. Sowohl in den autoethnographischen Skizzen als auch im Kapitel 6 zu den Interviews werden die Schilderungen der Jugendlichen durch die Strategien, die die Jugendlichen sich im Verlauf ihres Lebens zur Bewältigung ihrer Erfahrungen und der Atmosphären angeeignet haben, ergänzt. So war es möglich, die Bewältigungsstrategien mit Blick auf die Gefühle der Jugendlichen zu betrachten, um ein Gespür dafür zu bekommen, wie die Jugendlichen negativen Gefühlen und Emotionen entgegentreten. Dadurch konnte man schauen, ob es Projekte geben kann (wie zum Beispiel das [Capoeira-](#)

¹⁵ Hierauf wird noch genauer mit Bezug zu Böhnischs Ausführungen zu den Bewältigungsstrategien delinquenten Jungen eingegangen.

[Projekt](#)), die es den Jugendlichen ermöglichen, den negativen Empfindungen und den damit einhergehenden Bewältigungsstrategien etwas Positives entgegenzubringen.

Die Gefühle spielen auch für die omnipräsente Verletzungsoffenheit der Jugendlichen im Strafvollzug eine signifikante Rolle. Ich gebe zu bedenken, dass jugendliche Inhaftierte, deren herausgebildete Identität nicht gestärkt, sondern wesentlich zerstört wird, einmal mehr ungeschützt den Bediensteten der Institution und den Übergriffen der Mitgefangenen ausgeliefert sind. Daraus schlussfolgere ich, dass sich die Jugendlichen nunmehr Strategien aneignen müssen, um dem Alltag in der Strafanstalt etwas entgegenzusetzen. Auch die Strukturen per se, die der Haftalltag vorgibt, schwächen die Kompetenzen der Jugendlichen und können nicht dafür Sorge tragen, dass die Resozialisierung der Jugendlichen (mit Blick auf die leibliche Integrität) begünstigt wird. Kerstin Krüger skizziert das Problem wie folgt:

„Ein strikter Tagesablauf, eine feste Routine des Alltags, sowie ein hohes Maß an Fremdbestimmung trainieren den Inhaftierten die eigene Verantwortung und Selbstgestaltung ihres Lebens regelrecht ab. [...] Dieser Verlust an Kompetenz für das eigene Leben, der in der Gruppe der Gefängnisinsassen zumeist bereits bis zu einem gewissen Grad in ihrem gesellschaftlichen Leben existierte, äußert sich in zwei verschiedenen Phänomenen:

1) der Insasse beschäftigt sich viel mehr (meist negativ) mit sich selbst und entwickelt häufig Selbstvorwürfe oder Minderwertigkeitsgefühle

2) die in der Institution verbrachte Zeit wird als verloren beziehungsweise vergeudet angesehen“ (Krüger et al. 2015, S. 6).

Was Krüger thematisiert ist ebenso ein bedeutsamer Aspekt mit Blick auf die institutionellen Gegebenheiten und den Umgang mit den Inhaftierten. Die Jugendlichen, die vormals einen großen Wert auf den Umgang mit Gleichaltrigen gelegt haben und innerhalb ihrer Peer auch die Möglichkeit hatten, sie mit anderen zu vergleichen, erfahren nun eine „Behandlung“, die die Probleme an den Jugendlichen als Individuen festmacht. Sie stehen alleine im Mittelpunkt der Betrachtung und ihnen wird gespiegelt, dass sie das eigentliche Problem sind. Dadurch das Subkulturen unterbunden und der Kontakt zu den anderen Jugendlichen erschwert wird, werden die Jugendlichen nicht nur isoliert sondern die negativen Gefühle, die sich auf den Selbstwert niederschlagen, potenzieren sich. Mit dem Verlust an eigenmächtigem

Handeln und der Kriminalisierung der gesamten Persönlichkeit spitzt sich die Situation für den Jugendlichen, wie folgend analysiert, fortwährend zu.

4.3.3 „das Ticket hierher hast du selbst gebucht“¹⁶ - Individualisierung der Probleme

Im Folgenden wird die bereits angedeutete Problematik der Begrifflichkeiten der Strafvollzugskonzeptionen aufgegriffen. Der Erziehungsbegriff im Gesetz und der daraus hervorgehenden Konzeption der Institutionen ist nicht nur problematisch, sondern intendiert eine Ausrichtung, die es praktisch nicht geben kann. Würde man die Perspektive der Akteur*innen, die erzogen werden sollen, miteinbeziehen, würde die Ambivalenz des Erziehungsgedankens noch deutlicher werden. Was diese Betrachtungsweise erschwert, ist der Umstand, dass in wissenschaftlichen Diskursen selten die Perspektive der marginalisierten Subjekte eingenommen und aus dieser Perspektive auf die Theorien geschaut wird.

Die Forschung zu dem Phänomen Gewalt spart überwiegend die Sichtweise derer aus, von denen gesprochen wird (vgl. Kapitel 3), so ist es in der Forschung zum Jugendstrafvollzug ebenfalls. Es gibt Studien, die über die Straftäter*innen berichten, in denen versucht wird zu erklären, wie es zu der Inhaftierung kam. Wie jedoch der Strafvollzug erlebt wird und welche Konsequenzen die Inhaftierung für das Subjekt hat, wie konkrete Interventionen und die Beziehung zum Anstaltspersonal erlebt werden, bleibt unerforscht. Jörgen Schulze-Krüdener macht die Konsequenz des Fehlens einer Akteur*innen-bezogenen Forschung deutlich:

„Die reale Bedeutung des ‚Erziehungsgedankens‘ im JGG zeigt sich ganz besonders deutlich an dem weitgehenden Fehlen qualitativer Untersuchungen über die inhaltliche Ausgestaltung und Wirkung der Sanktionen einschließlich der Berücksichtigung der Sichtweisen der Betroffenen [...]. Weder der Gesetzgeber noch die Rechtsanwender oder gar die – eigentlich zur Kritik verpflichtete – Wissenschaft stellen sich dieser Herausforderung. Stattdessen herrschen quantitative, an bloßem Zahlenwerk orientierte Forschung vor [...]. Immerhin bestätigen Befürworter des Erziehungsgedankens selbst, dass die Sanktionspraxis tendenziell zur ‚Doppelbestrafung‘ führt“ (Schulze-Krüdener 2013, S. 514).

¹⁶ Zitat einer Sozialarbeiterin

Es bleibt unklar, was der Vollzug bei den Jugendlichen anrichtet. Es zeichnet sich hingegen deutlich ab, dass die Umsetzung des Resozialisierungsziels nicht nur nicht erreicht wird, sondern dass die Institution erneuten Straftaten nicht vorbeugt, da die meisten Inhaftierten nach der Entlassung erneut strafrechtlich auffällig werden und viele Delikte, die sich im Gefängnis abspielen, nicht erfasst werden.

„Jugendstrafe ohne Bewährung weist mit etwa 78 % die höchste Rückfallquote auf, mit Bewährung dagegen nur 60 %.[32] "Wirkliche" Rückfalldeterminanten sind weitgehend unbekannt. Alter (junge Entlassene), Geschlecht (Männer), Vorerfahrungen (frühe formelle Polizei- und Justizkontakte), "kritische Zeiträume" nach Haftentlassung (höchste Rückfallgefahr in den ersten drei bis sechs Monaten nach Haftentlassung), u.U. die Beendigung der Bewährungsaufsicht markieren rückfallbegünstigende Faktoren“ (<https://www.bpb.de/apuz/32971/jugendstrafvollzug?p=all>).

Innerhalb der Recherche für das Desiderat wurde vergeblich nach einer Begründung gesucht, die das System der Strafvollzugsanstalten in den Mittelpunkt der Erklärung für das rückfällige Verhalten der Inhaftierten stellt. Was jedoch insgesamt, mit Blick auf die Rückfallquote als auch auf die konkreten Interventionen, zu finden war und was beim Scheitern des Resozialisierungszieles mitschwingt, sind die individuelle Verantwortung der Inhaftierten und die vermeintliche Unfähigkeit hinsichtlich der Verhaltensbesserung. Gelingt es nicht, die Jugendlichen „auf den Kurs“ zu bringen, wird das Scheitern an den Subjekten festgemacht.

Es ist jedoch auch möglich, das Scheitern der Resozialisierung überindividuell zu betrachten, ähnlich wie die Gewaltursachenforschung die Gewaltphänomene kontextualisiert, indem sie die Gründe für Gewalt nicht in den Kausalitäten sieht, sondern auf die gesellschaftlichen Bedingungen, die Gewalt begründen, blickt (vgl. (Bonacker 2002). So könnte man fragen, was die Inhaftierung in den Subjekten auslöst, welche problemverstärkende Wirkung die Anstalt hat und wie schädlich die Art und Weise ist, wie die (meist einseitige¹⁷) Beziehung „gestaltet“ wird. In Bezug zu einer Akteur*innenperspektive konnte Bereswill durch die Interviews mit Inhaftierten

¹⁷ Die Beziehung zwischen Inhaftierten und Sozialarbeiter*innen gestaltet sich, meinen Beobachtungen nach, paradox. Häufig werden Jugendliche, die sich den Sozialarbeiter*innen nicht öffnen (können, wollen, ...), dafür sanktioniert. Ich werde zu einem späteren Zeitpunkt auf die Sinnhaftigkeit der Verschlussenheit der Jugendlichen eingehen, die durch das Justizsystem, zum Beispiel durch öffentliche Verhandlungen und die Ausschlichtung biografischer Probleme, verstärkt wird.

innerhalb ihrer Langzeitstudie erste Erkenntnisse gewinnen (vgl. Bereswill 1999, 2001, 2002, 2006).

Es bleibt jedoch die grundsätzliche Frage, wie die leiblichen Erfahrungen der Inhaftierten von ihnen selbst umschrieben werden (können) und ob Forschungen, die auf der Versprachlichung von Erfahrungen basieren, ausreichend sein können. Die Konsequenzen einer derart gelagerten, kritischen und systemischen Sichtweise wären verheerend für die konventionellen Konzeptionen der Jugendstrafanstalten. Sie würden eine klaffende Leere in der gesetzlich verankerten Rechtfertigung für den Strafvollzug und in der daraus resultierenden Konsequenz, wie er umgesetzt wird, also den konkreten Interventionen, hinterlassen.

4.4. Resozialisierung oder Zuspitzung des Problems?

Es kann festgestellt werden, dass im Vergleich mit anderen Feldern Sozialer Arbeit sowohl die Forschung als auch die Theorie, im Hinblick auf den Jugendstrafvollzug insgesamt, noch immer überschaubar ist.

Schweder hat das erste Handbuch zum Jugendstrafvollzug 2016 veröffentlicht, das Mut machend ist hinsichtlich des Standes der Institution und was diese für das Heranwachsen der Delinquent*innen leistet:

„In Reflexion dieses Bewusstseins [dass die Haft Einflüsse auf die Identität hat, Anm. d. Verf.] wird die Inhaftierung heute nicht mehr nur als Antwort auf etwas, in dem Falle die Sanktionierung strafbaren Handelns, verstanden. Vielmehr ist sie gleichermaßen gestaltendes Mittel zum Zweck. Mit der Inhaftierung – oder genauer dem Gefängnis als Institution – wurde ein Raum geschaffen, welcher Sozialisation und damit Resozialisation ermöglichen soll“ (Schweder 2015, S. 7).

Wie das gelingen kann, bleibt fraglich. Ebenso sind die erzieherischen Ziele, die auf die sozialen Kompetenzen der Jugendlichen ausgerichtet sind, nicht ausgeglichen ausgeprägt:

„Beim auf soziale Verantwortung zielenden Lernen haben wir in Deutschland noch nicht dieselbe Professionalität erreicht, wie das für das schulische und berufliche Lernen der Fall ist. Einer der Gründe dafür ist sicher darin zu suchen, dass wir uns hier nicht in dem selben Umfang professioneller Spezialisten von außerhalb bedienen können, wie das in der Schule und in der Berufsausbildung der Fall ist. Um soziales Lernen zu stimulieren, sollte der gekonnte, gewaltfreie Umgang mit Alltagsproblemen und

Konflikten im Alltag der Jugendstrafanstalt erfahrbar und erlernbar sein. Gerade das ist aber eher selten der Fall, denn das Leben im Strafvollzug ist meist total reglementiert. Übernahme von Verantwortung für sich selbst und andere wird in der totalen Institution des Gefängnisses, bei gleichzeitiger Vollversorgung, von den Gefangenen nicht nur nicht verlangt; sie wird ihnen sogar weitgehend unmöglich gemacht. Wie also soll soziale Verantwortung gelernt werden, wenn sie im Vollzugsalltag kaum erlebt werden kann? Die Antwort ist theoretisch einfach, in der Praxis jedoch schwierig umzusetzen: Wenn der Vollzug in der Gestaltung des Alltags vom normalen Leben abweicht, so muss eben eine Angleichung des Lebens im Vollzug an die allgemeinen Lebensverhältnisse angestrebt werden. Diese ‚Angleichungsgrundsatz‘ genannte Maxime ist in Deutschland ein wichtiger und gesetzlich verankerter vollzuglicher Gestaltungsgrundsatz. Sein Hauptziel ist die Zurückdrängung tradierter, aber dem Resozialisierungsziel des Strafvollzugs oft widersprechender Besonderheiten des Anstaltslebens sowie der Import von Normalität in die ‚totale Institution‘. Daneben sollte Angleichung aber auch darin zu bestehen, dass eine Gerechtigkeitsstruktur in der Anstalt geschaffen wird, die von den Insassen als fair, legitim und gerecht wahrgenommen werden kann“ (Walter 1999, S. 9).

Divergierend intendiert die Selbstdarstellung der Strafanstalten, dass die Jugendlichen in der Haft zu „besseren“ Menschen mit einem „gelingenden Leben“ hin-erzogen werden. Diese Selbstdarstellung kann man zum Beispiel über den Webauftritt der JVAs nachvollziehen. So zu sehen auf der Webseite der erforschten JVA:

„1. Während ihres Aufenthaltes im Jugendvollzug sollen unsere jungen Gefangenen erleben und einüben, was ‚gelingendes‘ Lernen bedeutet. Deshalb wird der Alltag in unserer Anstalt, die sich als Lebensschule versteht, konsequent erzieherisch im Sinne der Hilfe bei der Bewältigung der Entwicklungsaufgaben ausgestaltet. Erzieherische Auseinandersetzungen, schulische und berufliche Aus- und Weiterbildung, Anleitung zu aktivierender Freizeitgestaltung sowie ein gestaltetes Zusammenleben in der Wohngruppe sind die maßgeblichen Lernfelder, mit denen wir die Persönlichkeitsbildung, aber auch die Persönlichkeitsstabilisierung der jungen Gefangenen fördern“ (<https://justizvollzug.hessen.de/justizvollzug/jva-rockenberg/leitbild>).

4.4.1. Der Resozialisierungsbegriff und seine praktische Umsetzung

In dem soeben zitierten Textabschnitt des Internetauftritts der JVA Rockenberg steht die Erziehung der Inhaftierten in Zusammenhang mit der Vermittlung dessen, was gelingendes Leben. In der Erziehung wird konkret der Auftrag der Hilfe zur

Bewältigung von Entwicklungsaufgaben gesehen. Dass die Begründung und Legitimierung des Jugendstrafvollzuges sich auf die Erziehung der Inhaftierten stützen, ist per se kein unproblematisches Konstrukt, da die Erziehung einhergeht mit Strafen und Sanktionen. Heinz Dollinger gibt zu bedenken:

„Erstens ist ‚Erziehung‘ als Leitmaxime des strafrechtlichen Umgangs bekanntlich offen für sehr unterschiedliche Interpretationen (exemplarisch: Cornel 2010; Gerken & Schumann 1988). Empirische Erhebungen machen deutlich, was auch die pädagogische Fachdebatte prinzipiell festhält: Die Intention, ‚Erziehung‘ zu realisieren, kann auf verschiedene Weise konkretisiert werden; stehen jugendliche Delinquenten im Fokus, so können Erziehungsansprüche sowohl mit strafenden wie auch mit helfenden Maßnahmen assoziiert sein (Dollinger 2011). Auch international wird eine Ambiguität von Erziehungsansprüchen angemahnt: Einerseits werden sie als Option gesehen, unterstützend und unter Achtung der Menschenrechte zu intervenieren (Hammarberg 2008); andererseits aber wird zu bedenken gegeben, dass ‚Erziehung‘ als Teilelement einer bloßen Bestrafungslogik fungieren kann (Lanskey 2011, 48). Erziehung ist als Konzept folglich in sich unklar strukturiert und es bedarf eines genaueren Blicks auf die handelnden Akteure, um verstehen zu können, welche Konsequenzen aus Erziehungsforderungen faktisch gezogen werden“ (Dollinger 2017, S. 2).

Hier zeigt Dollinger eine weitere problematische Ebene der unbekanntenen Determinanten zum Strafvollzug auf – die Sicht auf das Agieren der Professionellen.

Im sozialpädagogischen Diskurs darüber, was unter Resozialisierung verstanden wird und was innerhalb dieses Konzeptes praktisch geschehen soll, gibt es verschiedene Standpunkte.

Heinz Cornel hingegen sieht im Auftrag der Resozialisierung keinen „Fachbegriff mit klar definierter Bedeutung“, sondern vielmehr ein ganzes Programm, von dem nicht ganz deutlich wird, was es leisten soll. Ihm scheint nicht verständlich, ob die Resozialisierung die „Rückführung in die Gesellschaft“ bedeutet oder das Konzept an das soziologische Konstrukt der Sozialisation anschließt, welches als ein lebenslanger Prozess verstanden werden kann, durch den die Resozialisierung als etwas begriffen wird, das die bisherige Sozialisation ergänzt und mit den gewünschten Attributen überschreibt (Cornel 2009, S. 27).

Bernd-Rüdeger Sonnen findet dazu klare Worte und sieht in diesem Konzept die Verschlechterung der Situation der jungen Inhaftierten:

„Durch den Vollzug von Jugendstrafe würden soziale Bindungen, die dem Jugendlichen Halt geben könnten, zerrissen oder zumindest gefährdet. Geschlossene Kontrolle und Reglementierung bewirke Autonomieverlust und Abbau von Eigeninitiative und Problemlösungskompetenz; dadurch werde in ganz erheblichem Maße das Erlernen von Selbstverantwortung behindert. Weiterhin werde in Folge der Monotonie und Ereignislosigkeit des Tagesablaufs das Zeiterleben gestört, [...weiterhin] fänden eine Auslieferung an die Statushierarchie der Gefangenen, ihre Prozesse der Machtbildung, an Abhängigkeit, das Handelssystem mit Ware und Dienstleistungen statt und werde eine Anpassung nicht an die Gesellschaftsnormen sondern an die Insassensubkultur gefördert [...] Schließlich führe der Vollzug von Jugendstrafen die erziehungsbedürftigen Jugendlichen hinein in die ‚hohe Schule des Verbrechens‘“ (Sonnen 2006, S. 237).

Die Ausführungen Sonnens machen deutlich, wo die Probleme in der Praxis liegen. Die Jugendlichen werden nicht dahingehend erzogen, eigenverantwortlich zu handeln und ein Gespür dafür zu bekommen, wie Verhalten gelingen kann, so dass kein anderer zu Schaden kommt. Vielmehr werden Verhaltensweisen nötig, die in der Gefangenenkultur eine hohe Bedeutung aufweisen und dem entgegenlaufen, was in der Zeit in Haft, mit Blick auf die „Freiheit“ erlernt werden soll. Die Jugendlichen orientieren sich aneinander und schreiben den Kreislauf aus (delinquenter) Bewältigung und Sanktionierung durch die Erziehenden fort.

Das Problem liegt sowohl in der Praxis, in der praktischen Umsetzung als auch in der Struktur des institutionellen Konzeptes. Ein Aspekt der Problematik ist das doppelte Mandat. Krüger trifft folgende Einschätzung zum doppelten Mandat der Sozialen Arbeit innerhalb des Strafvollzuges:

„Aus systemtheoretischer Sicht sind Maßnahmen der Sozialen Arbeit innerhalb des Justizsystems unmöglich, demnach gäbe es kein sozialarbeiterisches Handeln im Strafvollzug, da das Justizsystem (und speziell die Justizvollzugsanstalt) als funktional ausdifferenziertes System eine Organisationseinheit bildet, die darauf bedacht ist sich selbst in ihren (Vgl. Bräunig 2008, S. 506f. 76 Rundbrief Straffälligenhilfe 1995, S. 30. 77 Vgl. Peters/Cremer-Schäfer 1975, S. 46-48) Strukturen zu erhalten. Am Beispiel des Codes Recht/Unrecht entsteht die Form dieses Systems und schließt es operativ. Soziale Arbeit würde mit dem Anspruch, den sie an sich haben sollte jedoch anstreben

den Code und damit die Organisation zu verändern. Sie steht im Grunde außerhalb dieses Teilsystems bzw. ist ein nicht systemkonformes eher simultan und parallel arbeitendes Organ. Hier stellt sich die Frage ob die Soziale Arbeit sich der Praxis des Justizsystems vorbehaltlos anpassen und willfähriger Partner sein muss, um agieren zu können? In diesem Fall würde die Eigendynamik dieser Profession von ihrem eigenen praktischen Handeln behindert werden, sie würde sich zum Agenten des Justizsystems und somit auch zum Teil der totalen Institution machen. Soziale Arbeit muss auf Distanz zum Justizsystem gehen, auch in Bezug auf Erklärungsmuster; Dramatisierungs- Einstiegs- und Pathologisierungsthese, sowie dem normativen-moralischen Anspruch zur vermeintlichen ‚Besserung‘. Sie sollte ausschließliche Unterstützung der Betroffenen leisten und deren Eigenständigkeit und Vertraulichkeit bewahren“ (Krüger et al. 2015, S. 23).

Es kann sogar noch gravierender formuliert werden, denn Nadine Ochmann et al. resümieren, dass der Strafvollzug auf „[...] die Zerstörung der vormaligen sozialen Identität zielt“ (Ochmann 2016).

Sehr nüchtern betrachtet auch Bereswill den Anspruch, die Inhaftierten durch die bestehenden Systeme zu resozialisieren:

„Die Härten von Strafe und Abschreckung stehen in dauerhafter Spannung zum Anspruch der Resozialisierung von Inhaftierten – ein Ziel, das umstritten ist und immer wieder als wenig aussichtsreich eingeschätzt wird“ (Bereswill in Schweder 2015).

Nach all der Kritik und einem Empfinden, dass diese Barrieren unüberwindbar scheinen, stellen sich folgende Fragen: Wie kann die Soziale Arbeit re-agieren, ist der Auftrag ein nicht zu bewältigendes Doppelmandat und sind die Interventionen angelegt an eine Struktur, die nicht die Selbstermächtigung und das Autonomiebestreben (wir erinnern uns, dass es dieses ist, was Soziale Arbeit als Prämissen und Handlungsintention versteht) vorzusehen scheint? Wie könnten Interventionen aussehen, die den Jugendlichen ermöglichen, sich selbst zu be-greifen, zu entfalten und die schwierige und prekäre Situation, in der sie sich befinden und die das Gefängnis schier unendlich multipliziert, zu überwinden?

Rückbezug zur Fragestellung

Im Laufe der Bearbeitung der Fragestellung wurde deutlich, dass der Nullpunkt der Konzeption geeigneter Interventionen das Verständnis darum sein muss, wie die

Jugendlichen bisher ihren Alltag bewältigen. Darüber hinaus entstand die Frage, ob die Bewältigung so, wie sie bisher von den Jugendlichen vollzogen wird, ausreicht oder ob die Strategien den Kreislauf aus Delinquenz und Sanktionierung sogar eher begründen und es somit notwendig wäre, Strategien zu erfahren, die:

- 1. an der Bewältigung ansetzen (und mit Blick auf das körperliche und leibliche Erleben es ebenso ermöglichen, Probleme zu behandeln) oder
- 2. eventuell dazu führen, die Jugendlichen zu ermächtigen und ihnen zu positiven Erfahrungen zu verhelfen, die sich dann als körperlich-leibliches Wissen manifestieren und auf die die Jugendlichen gestaltend zurückgreifen können.

Aus diesen Fragen resultierte die deduktive Erarbeitung der Kategorien aus den Interviews, die einen Einblick in die Bewältigungsstrategien gewähren. Sie ermöglichen es die Inhaftierten als Akteur*innen ihrer selbst zu sehen, nicht mit Bezug zum Geworden-Sein (aus einer biografischen Perspektive), sondern in der konkreten Auseinandersetzung mit dem Körper und dem Leib der Jugendlichen.

Dass die Strafanstalt ein Setting ist, das die Annäherung von Pädagog*innen und Inhaftierten erschwert, liegt nicht nur an der Institution, sondern auch an dem langen Weg, den die Inhaftierten bis zu ihrer Inhaftierung gegangen sind und auf dem sie immer wieder mit den „Hilfen“ durch Professionelle der Sozialen Arbeit in Berührung kamen. Zudem ist die Frage, rückkehrend zu meiner theoretischen Fokussierung und Rahmung, wie Beziehung entstehen kann, wenn Körper und Leib nicht intendierter Gegenstand der Situation und der Arbeit (Interventionen) sind und die Beziehung zur Welt und zueinander hingegen immer eine leibliche ist. Dabei sind diese Fragen nicht dazu gedacht, in dieser Arbeit eine Antwort zu finden. Sie werden vielmehr gestellt und folgend durch weitere Ausführungen und das empirische Material unterfüttert, um Forderungen für den weiteren Umgang im Ausblick zu stellen und zum Nachdenken anzuregen.

Konkretisierung der Fragen

Auf Grund all dieser Verwirrungen und Unzufriedenheiten mit Blick auf die verfügbaren Theorien und die Umsetzung der Interventionen in der Praxis formulierte ich meine Fragen; Wie bewältigen die Jugendlichen ihren Alltag, was hilft ihnen dabei? Ausgehend von der Vermutung, dass Drogenkonsum und Gewalt von den

Jugendlichen eingesetzt werden, um mit Problemen umzugehen/sie bewältigen zu können – welche leiblichen Qualitäten gehen damit einher, wie wird das konkret von den Jugendlichen veräußert? Was sind die positiven Konnotationen, hervorgerufen durch diese Praktiken? Können körperliche Interventionen, die an den Sport angegliedert sind, den Jugendlichen zu Empfindungen verhelfen, die als vergleichbar positiv (erleichternd) erlebt werden und die es den Jugendlichen ermöglichen, negative Erfahrungen, Provokationen und Konflikte anders zu bearbeiten, und ist es möglich, durch körperlich-leibliche Erfahrungen nicht nur ein re-aktionelles Bewältigen der Situationen zu erreichen, sondern darüber hinaus etwas zur Selbstermächtigung der Jugendlichen beizutragen? Ist es denkbar, dass in solchen Interventionen Beziehungen geschaffen werden, die ansonsten immer stark belastet sind und entweder zum Personal unter der ständigen Anspannung der Umsetzung des Resozialisierungsziels liegen oder im Bezug zu den Inhaftierten untereinander, die im Alltag damit beschäftigt sind, ihr Gesicht zu wahren und sich vor gegenseitigen Übergriffen zu schützen? Um sich noch genauer mit dem wie es ist und dem wie es sein könnte auseinanderzusetzen werden nun die Interventionen vorgestellt, die derzeit Anwendung finden und aus der vorliegenden Perspektive den leiblichen Zustand der Jugendlichen prekarisieren.

4.5 Interventionen zur Resozialisierung – soziale Trainingskurse

Im Folgenden werden die konkreten Interventionen vorgestellt, die es ermöglichen sollen, die Jugendlichen zu resozialisieren und ihnen Kompetenzen an die Hand zu geben, um zukünftig kein delinquentes Verhalten, mit der Fokussierung auf gewalttätiges, körperliches Verhalten, zu zeigen und alternative Verhaltensweisen einzustudieren. Besonders interessant ist der Antagonismus innerhalb der Konzeption und der praktischen Ausrichtung, die sich an die kognitiven Fähigkeiten der Jugendlichen richtet. Dahinter steht das Ziel, dass die Jugendlichen lernen sich zu disziplinieren, dass sie Strategien entwickeln, die auf die rationale Entscheidungsfähigkeit gegen Gewalt abzielen und die Herstellung der damit verbundenen Kompetenz, die die soziale Verantwortung begründet: Empathie.

Der Soziale Trainingskurs ist mittlerweile ein fester Bestandteil der Behandlung von jugendlichen Straftätern. War er in der Vergangenheit ein Teilbereich der sozialen Gruppenarbeit nach dem KJHG (Gesetz zur Neuordnung des Kinder- und

Jugendhilferechts), so ist er spezifiziert worden für den Jugendstrafvollzug und ist dort mit verschiedenen Konzepten verankert:

„In der Begründung zum 1. JGG-Änderungsgesetz wird darauf hingewiesen, dass der ‚Soziale Trainingskurs‘ nur als eine Form von Gruppenarbeit zu sehen ist. Andere Formen, wie z.B. Anti-Aggressivitätstraining (vgl. Kap. 3.2.2), können je nach Bedarf konzipiert werden (vgl. Ostendorf, 2007, 96, § 10). Der ‚Soziale Trainingskurs‘ erfuhr eine Neubewertung. Vorerst war dieser vor allem für Straftäter konzipiert, die erst auffällig waren. Mit zunehmender Erfahrung gelangte man zur Einsicht, dass vor allem jugendliche und heranwachsende Mehrfach- und Intensivtäter (vgl. Kap. 2.1) mit erheblichen sozialen Defiziten (vgl. Kap. 2.3) als geeignete Klientel angesehen werden müssen“ (Teichert 2010, S. 56f.).

Dabei haben sich manche Konzepte, wie nun diskutiert wird, durchgesetzt.

Folgend nehme ich zwei Konzepte des sozialen Trainingskurses in den Blick, die häufig per richterlichem Beschluss angeordnet werden und die beide mit Gewalthandeln und dem Verlernen dieses Verhaltens in Verbindung stehen. Was ebenso Teil der Betrachtung werden soll ist die Vermutung, dass mit den Interventionen weitere spezifische Belastungen einhergehen, welche auch mit Labeling oder Pathologisierung umschrieben werden können. Ich möchte vorwegnehmen, dass allen Jugendlichen, denen ich in der JVA begegnete, die Interventionsformen „Täter-Opfer-Ausgleichs (TOA)“ wie auch „AntiAggressions Training (AAT)“ bekannt waren. Entweder, weil sie selber damit Erfahrungen gesammelt oder weil sie von anderen davon erfahren hatten. Aus Sicht der Jugendlichen war das eine Reaktion des Systems, auf das Verhalten der Jugendlichen (oder sogar auf die Person selbst) und die damit einhergehende Abwertung und das Vorhaben, dieses zu verändern. Mit jener Dynamik geht meines Erachtens einher, dass die Jugendlichen schon vor Beginn einer solchen Maßnahme mit Abneigung reagieren und es verunmöglicht wird, dass die Jugendlichen sich darauf einlassen. Durch die Darlegung dieser beiden Konzepte wird es nun möglich, noch einmal genauer zu skizzieren, warum diese Konzepte mit Blick auf die Konstitution der Jugendlichen defizitär gedacht sind.

4.5.1. Täter-Opfer-Ausgleich (TOA)

Interessant an dieser Intervention ist das **Wie**, nicht das **Was**. Der Täter-Opfer-Ausgleich (TOA) zählt zu den etablierten Methoden in der Arbeit mit Straftätern.

Konzeptionell kann man ihn derart einordnen, dass die Täter einen gefühlsbezogenen Zugang zu ihren Taten bekommen, die Situationen in einem pädagogischen Setting be- oder verarbeiten und sich daraus folgend in ihre Opfer hineinversetzen. Die Kompetenz, die mit diesem Training einhergehen soll, kann als empathisches Empfinden für die Opfer verstanden werden. Durch die Perspektivübernahme und den systematisch hergeleiteten Rollenwechsel soll es den Tätern möglich werden, die Tat aus Sicht der Opfer, wie am eigenen Leib, zu erfahren. Dadurch sollen sie zum einen ihr Verhalten bereuen und zum anderen den Wunsch verspüren, sich zu entschuldigen. Perspektivisch sollen die Täter eine emotionale Beziehung zu ihren Taten herstellen, welche negative Konnotationen mit den Taten hervorruft um somit erneute Straftaten verhindert werden. Bei diesem Ansatz ist es bemerkenswert, dass durch kognitivistische Methoden, wie das verbal-flankierte, therapeutische Setting, emotionale Regungen herbeigeführt werden sollen, die es dem Täter ermöglichen, Empathie mit seinem Opfer zu empfinden. Durch die Leistung der gedanklichen Erarbeitung der Tat, was rational verläuft, sollen Gefühle entstehen, die den Täter in die Situation des Opfers versetzen. Nicht nur, dass diese Prozesse nicht „bottom up“ (siehe die Ausführungen in der Doktorarbeit von Jessel 2011) verlaufen, also von den Gefühlen zur Reflexion führen, ist problematisch. Ich zweifele an, dass Empathie erlernt werden kann, indem die mentalen und die kognitiven Fähigkeiten angesprochen werden, sind Gefühle doch leiblich verortet und entstehen häufig auch im Dazwischen und vollziehen sich atmosphärisch (hierzu genauer im Theoriekapitel Kapitel 1). Die Bedeutung der Leiblichkeit als Voraussetzung für Empathie hat Jessel in seinen Arbeiten zur Gewaltprävention herausgestellt. Er konstatiert mit Bezug auf die Ausführungen von Stern, dass die leibliche Intersubjektivität oder auch Zwischenleiblichkeit, für die Herausbildung von Empathie konstitutiv ist (vgl. Jessel in Huster und Wendler 2015, S. 318). Somit verweist er darauf, dass die Basis aller Empathie Fähigkeit die leibliche Konstitution des Akteurs ist. Mit Blick auf die Zwischenleiblichkeit sind die Sozialarbeiter*innen, die den Jugendlichen die Kompetenz vermitteln wollen, ebenso bedeutsam.

Demgegenüber wird, wie bereits angerissen, in der Literatur zum Täter-Opfer-Ausgleich die zu erlangende Kompetenz als eine Denkleistung konstruiert. Die Kompetenz und das Potenzial, welche der*die Akteur*in erbringen muss, gleicht meiner Ansicht nach denen eines*einer Schauspielers*Schauspielerin, wobei es sich um das Hineindenken in eine Rolle und deren Darstellung handelt. Dem Hineindenken

sind jedoch Grenzen gesetzt: Bin ich mir und meiner Person bewusst und weiß ich, dass ich mich nur temporär hineindenke? Zudem ist das Setting rein konzeptionell schwierig, da es das reproduziert, was eingangs als problematisch festgestellt wurde. Ein Setting, in dem sich die pädagogische Fachkraft und der Jugendliche einander gegenüberstehen, es klare Erwartungshaltungen gibt und der Jugendliche durch seine „Karriere“ sehr genau wissen dürfte, was von ihm sozial erwünscht ist. Zudem sind sich die Jugendlichen bewusst, wie sie sich verhalten müssen, damit sie positiv wahrgenommen und in Folge dessen gelobt oder belohnt werden.

4.5.2. AntiAggressionsTraining (AAT)

Das AntiAggressionsTraining (AAT) ist Bestandteil der Konfrontativen Pädagogik (vgl. Weidner et al. 2009). Es ist in seiner Weise, wie es durchgeführt wird, ebenso vielfältig wie die Kritik, die sich auf diese Konzept Sozialer Arbeit und dessen konkrete Interventionen bezieht.

„AAT/CT orientieren sich an einem lerntheoretisch-kognitiven Paradigma und werden theoretisch dem Begriff der konfrontativen Pädagogik zugeordnet. [...] D.h. auf der Grundlage einer von Sympathie und Respekt geprägten Beziehung gilt es, wiederholt aggressive oder abweichende Verhalten ins Kreuzfeuer zu nehmen. Das Ziel ist eine Einstellungs- und Verhaltensveränderung beim Betroffenen“ (Schweder 2015b).

Hier wird bereits deutlich, dass das Verhalten über Kognition verändert werden soll. Die wahrscheinlich bekannteste Intervention ist die Übung namens „heißer Stuhl“. Erstaunlich ist hierbei das Verständnis dahingehend, wo das Training ansetzt, vor allem mit Blick auf die praktische Umsetzung wie auch die Ziele, die erreicht werden sollen. Albert Scherr macht diesbezüglich eine Diskrepanz deutlich, die den Kontrast von Disziplinierung und Empathie betrifft:

„AAT und CT zielen jedoch keineswegs nur auf die Habitualisierung disziplinierter und kontrollierter Männlichkeit, sondern zugleich auf Stärkung von Empathie, von Einfühlungsvermögen in die Opfer. Dieser Widerspruch – harte Konfrontationen fördern nicht den Aufbau emphatischer Fähigkeiten, sondern den Aufbau von Charakterpanzerungen – durchzieht auch das methodische Vorgehen“ (Scherr 2002, S. 3).

An dieser Stelle wird die Kritik an dem AntiAggressionsTraining derart weitergedacht, dass es nicht funktionieren kann, einen kognitiv-rationalistischen Ansatz anzuwenden, um eine Kompetenz wie Empathie – die Einfühlungsvermögen bedeutet und somit im

leiblichen Bereich menschlichen Erlebens liegt – herzustellen. Scherr entzaubert die Wirkung des AAT auch dahingehend, dass er die Evaluation von Kilb und Weidner, die dieses Konzept etabliert haben, in Frage stellt:

„Auch die Ergebnisse der empirischen Evaluation können, anders als Kilb und Weidner (in diesem Heft) behaupten, diese Begründungslast nicht tragen. Denn im Vergleich von AAT-Trainierten mit AAT-Untrainierten zeigt sich (Ohlemacher u. a. 2000a, 6f.): ‚Die Rückfallrate ist in beiden Gruppen fast identisch. [...] Auch die Rückfallhäufigkeit ist ähnlich hoch [...] Die Rückfallgeschwindigkeit ist [...] ebenfalls fast identisch. [...] Mit Blick auf die Rückfallintensität (Gewaltdelikte) erweist sich die Gruppe der AAT-Untrainierten als ‚ungünstiger‘ [...] Diese Differenz ist jedoch nicht signifikant.‘ Darüber hinaus ist festzustellen (s. Ohlemacher u. a. 2000a und b): AAT erzielt zwar leicht bessere Ergebnisse, als eine Praxis des bloßen Einsperrens, aber keine erkennbar besseren Ergebnisse als andere Methoden der pädagogischen bzw. therapeutischen Arbeit mit vergleichbaren Adressaten. Folglich kann nur, und dies durchaus in Übereinstimmung mit Ergebnissen der vergleichenden Therapieforschung, festgestellt werden: Was wirkt, und zwar unabhängig von der spezifischen Methode, ist der Aufbau pädagogischer bzw. therapeutischer Beziehungen im Unterschied zu einer Praxis, die allein auf die heilende Wirkung des Strafaktes und sozialer Isolation setzt. Die Frage, ob und ggf. wie AAT und CT spezifisch wirken, kann dagegen gegenwärtig nicht empirisch fundiert beantwortet werden“ (ebd., S. 3).

Scherr spitzt seine Kritik weiter zu, indem er in AAT und CT eben keine geeignete, konzeptionelle Antwort auf männliche Gewalt sieht:

„Gleichwohl sind AAT und CT hinsichtlich ihrer Begründung und ihrer Wirkungen durchaus kritikbedürftige Methoden, für die keineswegs der Anspruch erhoben werden kann, sie seien die angemessene gesellschaftliche Antwort auf Formen der Jugend- und Männergewalt. Über den Sinn und die fachliche Legitimität ihrer Verwendung wird auch künftig in Auseinandersetzung mit jeweiligen Problemdiagnosen und Handlungsalternativen zu diskutieren sein. Dabei wäre es nicht zuletzt von Interesse, ihre Verankerung in der US-amerikanischen Kultur der Gewalt und des Autoritarismus ebenso näher zu analysieren wie ihr implizites Subjektmodell, das in schwer durchschaubarer Weise lerntheoretische Elemente mit einem bestimmten Verständnis des Sozialcharakters deklassierter junger Männer vermischt, ohne sich auf eine gründliche Auseinandersetzung mit der Fragen nach dem Zusammenhang von sozialer Ungleichheit und männlicher Identität einzulassen (s. Scherr 2002)“ (ebd., S. 7f.).

Jessel intendiert die Lesart von Gewalt mit Bezug zu den biografischen Ohnmachts- und Missachtungserfahrungen der „Täter“. Eine solche Lesart bedeutet, dass es Interventionen geben sollte, die vorsehen behutsam mit den Jugendlichen umzugehen, um dadurch zu ermöglichen, Erfahrungen zu machen, die die Jugendlichen leiblich erfahren und reproduzieren, die zu ihren eigenen Ressourcen durch die Erfahrung werden und zukünftig als Basis für die sozialen Praktiken dienen können. Interventionen, die eine erneute Erniedrigung (und mitunter personale Regression) und das Erleben von Ohnmacht mit sich bringen, schreiben nicht nur das gewohnte Verhalten der Jugendlichen (in Form gewalttätiger Bewältigung) fort, sondern erschweren den Umgang der Jugendlichen mit den Trainer*innen (die häufig die Bezugspersonen sind, da die AATs durch angestellte Sozialarbeiter*innen durchgeführt werden) und verunmöglichen das Entstehen von Vertrauen in der Anstalt. Solche Interventionen beschwören eine Atmosphäre des Unbehagens herauf, welche ihrerseits wieder Schutzmechanismen notwendig werden lässt oder, was noch verheerender ist, das latente Gefühl der Ohnmacht und Erniedrigung fortschreibt und so in Form von Wut als kollektive Atmosphäre auf die Jugendlichen einwirkt.

4.6 Abschließende Gedanken zur Re-Sozialisierung und Überleitung zur empirischen Forschung

In der Auseinandersetzung mit den Interventionen in den JVAs, die delinquentem Verhalten entgegenwirken sollen, fällt auf, dass der Körper wie auch der Leib und alle diesbezüglichen Praktiken innerhalb der Behandlung durch die Interventionen der Sozialen Arbeit verschwinden. Lediglich im Randbereich des Sports, der sich abseits der Pädagogik befindet, wird ein körperbezogenes Erleben ermöglicht, was jedoch den Körper adressiert und nicht automatisch das leibliche Befinden der Inhaftierten¹⁸. Demgegenüber dienen der Körper, und konsequenterweise auch der Leib, der Bewältigung schwieriger Lebensprozesse und bedingen diese. Die Bewältigung der Probleme, die in der Haft (durch diverse Erfahrungen und allgegenwärtige

¹⁸ Gugutzer hat in seinem Aufsatz „Phänomenologie männlicher Leiberfahrung“ darauf verwiesen, dass er davon ausgeht, dass mit dem body turn und der neuen Aufmerksamkeit für den männlichen Körper nicht gleichfalls eine Aufmerksamkeit für die leibliche Selbsterfahrung einhergeht und Männer dazu neigen, „ihre leiblichen Erfahrungen in körperliche Erfahrung zu transformieren“. (Gugutzer 2016) Das ist insofern für den vorliegenden Kontext bestimmend, als das die Arbeit am Körper, die sich in der Sportabteilung vollzieht, nicht zu gleich als Arbeit am Selbst und der leiblichen Disposition ist, was die Erfahrung dementsprechend für die Resozialisierung unpassend macht.

Atmosphären) verstärkt werden, verläuft „bottom-up“ (vgl. Jessel 2010), gründend auf Gefühlen die qua Persönlichkeit und Ressource bewältigt werden müssen, und wird nicht durch die rationalistisch- kognitiverenden Interventionen der Sozialen Arbeit adressiert. Vielmehr nehmen die Interventionen den Umweg über die Kognition und sparen somit nicht nur die Körper-bezogenen Ressourcen der Jugendlichen aus, sondern verstärken ihren Defizitblick auf Grund ihrer Orientierung an den kognitiven Fähigkeiten.

Aus der Kontrastierung der Bedürfnisse der Jugendlichen und ihrem lebensweltlichen, delinquentem, Verhalten sowie der Betrachtung der Interventionen, die die Defizite der Jugendlichen bearbeiten sollen, entwickelten sich folgende Fragen: Welche Rolle kann man dem Körper und dem Leib hinsichtlich der Bewältigung aus Sicht der Jugendlichen zuteilen? Wie steht das in Zusammenhang mit den Interventionen im Gefängnis? Welche Bedeutung hat das Gefängnis als Sammelbecken von belastenden Atmosphären? Welche Haltung braucht die Soziale Arbeit, um die Resozialisierung an die Bedürfnisse der Jugendlichen anzupassen?

Abschließend:

„Resozialisierung als Integration und Partizipation kann nur im Ansatz gelingen, wenn die bisherige Sozialisation und soziale Lebenssituation innerhalb des Vollzuges nicht noch mehr beeinträchtigt, sondern als besondere Lebenslage begriffen werden, die nach Bewältigung verlangen“ (Krüger 2015)

Dieser Anspruch mit Bezug zur Bewältigung sollten dem Forschungsvorhaben gedanklich zu Grunde gelegt werden.

In all den theoretischen Analysen, die bis zum jetzigen Zeitpunkt vorgenommen wurden, konnte verständlich werden, wo die Probleme im Strafvollzug liegen, nähert man sich ihm aus einer neo-phänomenologischen Perspektive. Dabei wurden zahlreiche Facetten aufgemalt, die die Prägnanz des Problems leib-ferner Strafvollzug andeuten und den leiblichen Bewältigungsstrategien gegenüberstellt.

Dennoch ist diese Arbeit keine Analyse, die sich rein theoretisch mit den Phänomenen beschäftigt. Vielmehr soll sie etwas einführen und hinzufügen, was bisher keine Bedeutung einnahm, was aber laut Vorannahmen einen Ausweg bieten kann, aus den

vormals beschriebenen Problemen: eine Leib-und Körperbezogene Intervention, die den alltäglichen Bewältigungsstrategien hinzugefügt werden kann.

Dementsprechend nähern wir uns jetzt, durch die Forschung, den Möglichkeiten, die für den Strafvollzug bestehen und die an den Bedürfnissen der Jugendlichen ausgerichtet sind.

Es folgt eine Hoffnung, die durch das Erleben der Jugendlichen und die Annäherung der Forschenden genauer untersucht wird.

Teil II: Empirisches Design der Studie

5. Methodologie und Methoden ... ein gewagter Versuch leiblicher Annäherung und Explizierung

Kann Capoeira als Intervention zur Resozialisierung mittels kollektiver Atmosphären in Jugendstrafanstalten genutzt¹⁹ werden, und dadurch der Marginalisierung der (Gefühle) Leiblichkeit etwas entgegensetzen? Als eine Konsequenz aus einer derart gelagerten Fragestellung, die sich in ihrer Erörterung innerhalb der systematischen Analyse auf die Termini der Neuen Phänomenologie bezieht, war es unabdingbar, die eigene Leiblichkeit nicht nur „mitlaufen“ zu lassen und am Rande zu dokumentieren, sondern sich tief in die Szene einzulassen. Das eigene Befinden und die Atmosphären der Gefühle²⁰ herauszuarbeiten und daraufhin zu versuchen, ein Verständnis dafür zu entwickeln, was während der Stunden geschehen ist und wie Capoeira auf jeden Einzelnen innerhalb gruppenspezifischer Prozesse wirkt, musste methodisch umgesetzt werden.

„Forschungen zum Phänomen der Atmosphäre beginnen strukturell mit einer Phänomenexposition, die vergleichbar ist mit der augustinischen Frage nach

¹⁹ In all den Jahren und während all der Gespräche mit Capoeira-Meister*innen wurde mir klar, dass es nicht **die** Capoeira gibt und es maßgeblich auf die Meister*innen und ihr Selbstverständnis ankommt. Die Schwierigkeit der Studie bestand von Anfang an darin, der Capoeira nur einen instrumentellen Platz zuzuteilen, was ihr nicht gerecht werden kann. Da das Thema aber eben auch theoretisch relevant ist und die Hinleitung zur Studie nicht nur eine Einführung, sondern ebenso theoretische Ausführung ist, gab es für das Dissertationsformat keine andere Lösung.

²⁰ Der Terminus Atmosphäre ist nicht mit dem Alltagssprachlichen Atmosphären-Begriff gleichzusetzen. In dieser Arbeit verwende ich den Begriff so, wie ihn Schmitz in seiner Neuen Phänomenologie konzipiert hat. Die genaue Erläuterung ist im Theorie-Kapitel zu finden.

der Zeit: Es soll etwas expliziert werden, das geläufig und alltäglich ist, aber seine Geläufigkeit und Alltäglichkeit einbüßt, sobald es in den Fokus hermeneutischen Fragens rückt. Das Phänomen entrückt sich aus der Bekanntheit in eine Besonderheit. Jedoch ent- und bestehen Atmosphären immer und überall. Sie stehen für den erlebten Raum, der durch alle im Raum angebotenen, vorhandenen und wahrnehmbaren Gegenstände konstituiert wird, wozu neben Dingen auch Personen und ihre Stimmungslagen zählen. Phänomenologische Forschung zu Atmosphären sucht Situationen auf, in denen sich die am eigenen Leib spürbar widerfahrende Lebenserfahrung als spezifische Erscheinung zeigt und damit zu einem der (so- wohl aktiven wie pathischen) Wahrnehmung zugänglichen (Forschungs-) Objekt wird.“ (Brinkman et al. 2017, S.292)

Das Geschehen nachzuzeichnen und auf die Qualität der Gefühle hin zu untersuchen, war eine maßgebliche Herausforderung der herangezogenen Methoden. Dabei verhält es sich mit den subjektiven Gefühlen mit Blick auf die Analyse genauso, wie mit den kollektiven Atmosphären:

„In den Wissenschaften werden Gefühle selten aus der Perspektive der Wesen, die sie haben und mit ihnen konfrontiert sind, thematisiert. Es dominieren kausale Erklärungen und funktionale Analysen, ganz gleich, ob man an biologische oder neurowissenschaftliche Befunde denkt oder sich kulturwissenschaftliche und soziologische Auseinandersetzungen mit Gefühlen oder verwandten Phänomenen wie Stimmungen vor Augen führt. [...] Für die Individuen, welche von einem Gefühl betroffen sind, spielt die kausale und funktionale Erklärung dieser Prozesse zumeist keine Rolle. Nicht nur dies: Selten erkennen sie das, was in der wissenschaftlichen Analyse zur Darstellung gelangt, im eigenen Erleben wieder. In subjektiver Perspektive stellen sich Gefühle zumeist ganz anders dar als aus dem externen Blickwinkel der Wissenschaften. Der ‚subjektive‘ Standpunkt ist mit Sicherheit nicht der allein maßgebliche, aber er wird in den Wissenschaften und in einer an wissenschaftlichen Methodenidealen orientierten Philosophie häufig zu Unrecht in den Hintergrund gedrängt.“ (Blume, Anna; Demmerling, Christoph 2007, S.113)

Mit welchen Methoden genau diese Dimension, die Phänomene wie Atmosphären als gemeinschaftliche Gefühle, herausgearbeitet werden kann, war die Frage. Dabei konnte nicht nur davon ausgegangen werden, dass die Methodik an sich eine Herausforderung im Sinne der Involvierung der eigenen Person darstellen würde. Ebenso war zu erwarten, dass die Analyse der Gefühle und die darauf basierenden Ergebnisse nicht überall Anklang in der wissenschaftlichen Community finden würden, erst recht nicht bei der Beurteilung der vorliegenden Leistung.

Das Sprache ein Mittel zum Zweck im Sinne der Analyse sein konnte und die Bedeutung der Sprache sich eher auf die Beschreibung des Gespürten bezog, war ebenso von vornherein klar.

Im folgenden Punkt möchte ich nun genauer auf die Bedeutung und die Begrenzung der Sprache im Besonderen mit Bezug zur Körperlichkeit als Erfahrungs- und Sinnggebungshorizont eingehen.

5.1 Sprache versus Körperlichkeit

Die erste Herausforderung, die mein gewähltes, theoretisches Paradigma hinsichtlich meines Forschungsdesigns mit sich brachte, war das Problem der Versprachlichung zwischenmenschlicher Praktiken allgemein, jedoch mit besonderem Augenmerk auf den körperlichen und leiblichen Erfahrungen. Auf diese Schwierigkeit wies bereits 1999 Hünersdorf hin, indem sie konstatiert:

„Der Bezug auf die Sprache verhindert aber, daß die leiblichen Dimensionen der Sozialintegration wie die vorsprachlichen Wahrnehmungs- und Bewegungsmuster der Sozialisation sichtbar werden. Gerade diese weisen aber auf die Grenzen der Rationalisierbarkeit, der reflexiv transparenten Kommunikationsformen hin (vgl. Lippitz 1993, S. 70)“ (Hünersdorf in Homfeldt 1999, S. 100).

Hünersdorf bezieht sich auf die Schwierigkeiten, Erfahrungen überhaupt erst sprachlich abzubilden und folgend zugänglich zu machen. Sie setzt den Akzent des Problems dabei auf die Bedeutung der Diskrepanz für die Sozialintegration, das Phänomen, welches ich mit meiner Arbeit genau beleuchten wollte. Das bestärkte mich darin, dass es galt, andere Wege zu finden, um auf Re-sozialisierung zu blicken. So blieb weiterhin die Frage:

„Wo Gefühle im Spiel sind, stoßen wir schnell an die Grenzen des Sagbaren. Im Sprechen über sie dominieren Metaphern, Vergleiche und Andeutungen, Mimik und

Gestik gewinnen an Bedeutung und Missverständnisse sind an der Tagesordnung. Für eine Disziplin, die sich in mehrfacher Hinsicht dem gesprochenen und geschriebenen Wort verpflichtet hat, bringt das verschiedene Probleme mit sich: Zunächst müssen wir damit rechnen, dass unsere Forschungsteilnehmer/innen nicht detailliert über ihre Gefühle sprechen können oder wollen, Auch wenn sie das tun, können wir nur schwer überprüfen, ob unsere Deutungen ihres Berichts ihr emotionales Erleben angemessen erfassen oder nicht.

An diesem Zitat lassen sich zwei Probleme ablesen, die in Besonderen für meine Zielgruppe Geltung hat: zum einen das Problem der Artikulation der Gefühle per se, weil es ungewohnt ist und weil es zudem in diesem Setting Strafanstalt „gefährlich“ ist, sich verletzlich zu zeigen. Zum anderen, die Verunmöglichung, ob das Gesagte auch dem entspricht, was „wirklich“ gefühlt wurde, alleine aufgrund sprachlicher Barrieren.

Aber nicht nur die Sprache der Betroffenen scheint problematisch mit Blick auf die Analyse zu sein. Selbst die Beobachtung durch die Forschende in einem Feld, dass die eigenen Gefühle stark reizt (Strafanstalt) und die Forschende zwingt, sich emotional zu positionieren, schien voraussetzungsvoll:

„Wenn wir Beobachtungsstudien durchführen, in denen Gefühle eine zentrale Rolle spielen, scheint es, als wären wir auf unsere alltagspraktisch geschulte Empathie zurückgeworfen: Anders als Artefakte sind Gefühle nicht angreifbar, anders als viele Handlungen, Interaktionen und Praktiken sind sie kaum beobachtbar. Wo sie körperlich oder verbal zum Ausdruck kommen, ist dieser Ausdruck nur selten einem bestimmten Gefühl zuzuordnen, in den Feldprotokollen tauchen vereinfachende Interpretationen auf (z.B. „die Person sieht irgendwie traurig aus“). Gefühle entziehen sich scheinbar systematisch einer ordnenden, strukturierenden verbalen Analyse. [...] Das größte Hindernis im forschenden Umgang mit Gefühlen liegt aber wohl nicht in der Forschungssituation, sondern in den Konventionen des wissenschaftlichen Schreibens. Die andeutungsreiche, uneindeutige, blumige ‚Sprache‘ des Gefühls widerspricht den Normen einer klaren, argumentativ-deskriptiven wissenschaftlichen Prosa, die in den Kulturwissenschaften zwar wenig streng gehandhabt wird als in anderen Disziplinen, als implizite Norm aber dennoch spürbar bleibt“ (Beitl und Schneider 2016).

Beitl und Schneider spezifizieren das Problem der Versprachlichung mit Bezug zu den Gefühlen, deren Darstellung innerhalb einer wissenschaftlichen Arbeit noch immer als

Herausforderung und erklärungsbedürftig verstanden werden kann. Dabei sind die Gefühle nicht nur innerhalb von Interviews Bestandteil des Erkenntnisinteresses.

Lueger denkt diese Problematik für den Forschungsprozess und die Darstellung des empirischen Materials mit Bezug zur teilnehmenden Beobachtung weiter:

„Was sie beobachtet, dabei wahrgenommen oder gefühlt haben, ist etwas anderes, als Sie in ihrer sprachlichen Umsetzung ausdrücken können. Indem Sie die Beobachtung in eine sprachliche Formulierung übersetzen, müssen Sie auswählen, was überhaupt Mitteilens wert ist, und Sie müssen entscheiden, welche Worte Ihre Meinung am besten treffen und welche grammatische Wendung Sie dafür wählen. Notgedrungen fällt dabei vieles unter den Tisch, wenn Sie nur genügend genau beobachten, oder Sie würden einen Wust an Einzelheiten verbreiten, die keinen Menschen mehr interessieren“ (Lueger 2000, S. 8).

Genau diese Willkür, dass die Forschende entscheidet, was relevant ist, und dies nicht mit den Maßstäben der „Beobachtungsobjekte“ geschehen konnte, war ein ethisches Problem.

Mit Blick auf meine Fragestellung und das konkrete Capoeira Projekt zeichnete sich ab, dass die Bedeutung des Körpers und des Leibes im Fokus der Konzeption lagen, dass es jedoch auch nicht ohne Versprachlichung für die Darstellung der Ergebnisse gehen würde. Um die Bedeutung der Körperlichkeit als Akteur*in in der Forschung zu verdeutlichen und sie herausarbeiten zu können, war es unumgänglich, die Methoden zu triangulieren. Nicht nur musste ein Weg zu den Jugendlichen gefunden werden, der hier klassisch über qualitative Interviews und Ethnografie vorgezeichnet war. Es mussten auch Paradigmen miteinander verbunden und ungewöhnliche Pfade beschritten werden, wie ich im Folgenden anhand der Explizierung meiner Methoden verdeutlichen werde.

5.2 Methodologische Triangulation

Die Triangulation der Methoden für das Design der vorliegenden Arbeit schien eine Möglichkeit, sowohl die verschiedenen Fokusse des Desiderats als auch die facettenreichen Dimensionen des Projektes nachvollziehbar zu machen und einer umfassenden Analyse zu unterziehen. Die Triangulation gehört zu den etablierten Vorgehensweisen innerhalb qualitativer Forschungen, bedarf jedoch einer Erklärung,

da sie im Diskurs noch immer kritisch beäugt wird. Folgend eine Definition, was gemeinhin unter der Triangulation von Methoden verstanden wird:

„Die Integration oder Kombination unterschiedlicher Daten, Methoden und Theorien im Forschungsprozess wird in der methodologischen Diskussion üblicherweise mit dem Begriff ‚Triangulation‘ (vgl. Denzin 1970/1978; 1989; Flick 1992; 1995; 1998; 2000; Feidling/Feidling 1986; Marotzki 1995; Kelle/Erzberger 1999) bezeichnet.“ (vgl. Köttig in Völter 2009, S.65)

Die Entscheidung, welche Methoden ich triangulieren wollte, um meine Fragen bezüglich der Sichtweisen der Jugendlichen als Erkenntnisquelle zum leiblichen Gehalt der Praktiken (Bewältigungsstrategien) und Erfahrungen sowie der Analyse dessen, was im Capoeira-Projekt passierte, bearbeiten zu können, stellte eine Herausforderung dar, die es notwendig machte, sich vertiefend in den Diskurs um Methoden und deren Methodologien einzuarbeiten.

Einzig die Ethnografie als Methodologie stand fest, da zum einen das Feld, die Jugendstrafanstalt, genauer betrachtet und das Capoeira-Projekt dokumentiert werden sollte. In der Hoffnung, innerhalb des methodischen Repertoires der Ethnografie, die sich seitjeher einer Pluralität von Methoden (vgl. ebd.) bedient und mehrheitlich sowohl Beobachtungen als auch Interviews miteinander kombiniert, geeignete Verweise und Erklärungen bezüglich der Triangulation von Methoden zu finden, stieß ich auf erste Herausforderungen.

„Obwohl die Offenheit gegenüber multimethodischen Zugriffen ein zentrales Charakteristikum der Ethnographie darstellt, existieren nur vergleichsweise wenige Arbeiten, die die Frage der Kombination von Forschungsmethoden in der ethnographischen Praxis explizit unter methodologischen Gesichtspunkten behandeln“ (Antony 2017).

Es galt das, was es bereits gibt ausfindig zu machen und darüber hinaus die Kombination der Methoden, die für diese Arbeit und das, was ich herausfinden wollte und anzuwenden plante, sehr genau darzustellen und an die Theorie rückzubinden. Sowohl die Bezugstheorien dieser Arbeit als auch die konkreten Methoden gehören nicht zum etablierten Instrumentarium, mit dem gemeinhin gearbeitet und geforscht wird. Das brachte nicht nur das Problem mit sich, dass es wenige Orientierungspunkte für mich gab (vgl. ebd.), sondern es macht auch die genaue Umschreibung dessen, was ich wie getan habe, notwendig. Im gleichen Maße wie der Theorieteil sehr

ausladend geworden ist, da nicht davon auszugehen ist, dass das Verständnis der Akteur*innen und sozialen Praktiken als eben meiner praxeologisch-leibphänomenologischen Perspektive vorausgesetzt werden kann, verhält es sich ebenso mit dem Methodenteil.

Sie widmet sich sehr aufmerksam und genau dem, was innerhalb des Projektes passiert ist und erlebt wurde und nutzt die Perspektive der Forscherin, um die kollektiven Atmosphären aufzudecken und zugänglich zu machen. So war es Teil des Forschungsvorhabens und der Ethnografie, durch mein Erleben und meiner Verwicklung in das Geschehen nachzuzeichnen, was die totale Institution mit den in ihr verhafteten Menschen macht, welche Atmosphären auf die Menschen überspringen und die Menschen zueinander und miteinander in Beziehung gehen. Dabei hatte ich eine Rolle, die mit keiner anderen Rolle innerhalb meines Forschungsfeldes zu vergleichen ist, schon gar nicht mit der Situation der Inhaftierten, was fortwährend reflektiert werden und in Bezug zu den Ergebnissen gesetzt werden musste. Der Sinn oder Mehrertrag der Arbeit lag zu keinem Zeitpunkt in der Evaluation des Projektes, um später Handlungsempfehlungen zu geben noch sollte die Arbeit eine übergeordnete Funktion bekommen. Vielmehr sehe ich in der Kombination der Methoden und vor allem die Verknüpfung der Methoden mit den Theorien die Chance Phänomene in den Fokus zu rücken, die innerhalb klassischer Forschungssettings marginalisiert werden und somit kaum Beachtung finden können. Allen zu Grunde liegen die Theorie und die Verortung von Sein in den leiblichen Bezug. Somit muss konsequenterweise das vorherrschende Paradigma, welches die Sprache als Mittel zur Herstellung von Realität und Erkenntnis sowie als Grundlage zur Analyse empirischer Daten begreift, in den Hintergrund rücken und den Weg ebnen für Methoden, die die klare Grenzziehung zwischen Forscherinnensubjekt und Forschungsobjekt aufheben und den Blick auf das Gemeinsame und Prozesshafte legen.

„Dieser Annahme folgend wird von Kritikern an den gängigen Triangulationsvorstellungen unter Triangulation die Kombination von Methoden und Theorien zwecks Ergänzung von Perspektiven (Kelle/Erzberger 2000, S. 304) verstanden, die zusammengeführt eine umfassendere und facettenreichere Beschreibung und Erklärung eines Gegenstandsbereichs ermöglichen und damit komplexe soziale Phänomene und Untersuchungsgegenstände angemessener erfassen können“ (Fabel und Tiefel 2002, S. 347f.).

Genau das wollte ich versuchen. Die Komplexität der leiblichen Kommunikation und die Folgen dessen, was zwischen uns passierte, herauszuarbeiten, um später zu resümieren, welches Potenzial das Projekt in sich trug. Hierfür wurde durch die Theorie im Zusammenspiel mit verschiedenen Methoden und der Autoethnografie als Methodologie ein Rahmen gesponnen, innerhalb dessen diese Vorgehens- und Betrachtungsweise möglich wurde.

4.2.1 Festlegung des zu analysierenden Materials

Es gab verschiedene Sorten Material, die insgesamt, auf die Forschungsfrage blickend, mit Bezug zum leiblichen Gehalt der Phänomene kombiniert wurden. Wie noch genauer herausgestellt wird, habe ich dafür autoethnografische Daten mit Interviews verknüpft.

Die erste Materialsorte bildeten 13 offene, narrative Interviews mit den Jugendlichen, die am Capoeira-Projekt teilnahmen. Diese wurden komplett transkribiert und inhaltsanalytisch ausgewertet. Die problemzentrierten Interviews des zweiten und dritten Durchgangs wurden in Teilen, nach dem Abhören, transkribiert und mit eingebunden, da zu diesem Zeitpunkt klar war, welche Fragen und Kategorien den zu interpretierenden Passagen zu Grunde liegen. Unter dem Punkt Interviews werde ich genau darlegen, wieso es notwendig war, zwei Interviewformen anzuwenden und aus welchem Grund sie mit der inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse ausgewertet wurden.

Bei dem Setting, innerhalb dessen die Interviews geführt wurden, handelt es sich um „klassische“ Interviewsituationen. Klassisch, weil jeweils ein Jugendlicher und die Interviewerin, immer in meiner Person, zugegen waren. Innerhalb dieser Interviews waren die persönlichen Erfahrungen und Gefühle der Jugendlichen von Bedeutung, und zum Teil konnte somit, in diesem sehr geschützten Rahmen, vertieft auf bedeutende Erlebnisse und die damit verbundenen Gefühle eingegangen werden. Die zweite Interviewsituation waren Gruppendiskussionen mit Jugendlichen, die miteinander befreundet sind und voneinander viel wissen. Diese Gespräche haben es ermöglicht, kollektive Überzeugungen und Meinungen sowie Unterschiede in den Denkweisen der Jugendlichen herauszustellen und in einem natürlicheren Setting vertiefende Fragen zu stellen. Diese Interviews wurden nicht in die Inhaltsanalyse miteinbezogen und wurden „nur“ dazu genutzt, sich der Lebenswelt der Jugendlichen fortwährend anzunähern. Natürlicher waren die Gespräche zu dritt meiner Ansicht

nach, weil es den Jugendlichen sichtbar leichter fiel, in einen Gesprächsfluss zu kommen, und auch die Argumentation mit Bezug auf den anderen regte die Gespräche an. Zudem macht „das Natürliche“ das Zusammensein mit Gleichaltrigen aus. Das sind Momente, die an das Leben „da draußen“ erinnern, in denen die Jugendlichen sich mit den Peers, in einer Gruppe oder Bande mit Menschen aufhielten, die ähnliche Meinungen vertreten und mit denen man am liebsten seine Zeit verbringt. Während dieser Gespräche habe ich beobachtet, dass die Jugendlichen wesentlich entspannter auf dem Sofa saßen und im Bezug zum anderen angeregt redeten und lachten. Es waren sehr entspannte Momente, und die Jugendlichen wollten die Situation nicht auf eigenen Impuls hin verlassen.

Folgend werden die Methoden vorgestellt, die mit den Interviews trianguliert wurden, um verständlich zu machen, wie ich meinen Versuch, die Leiblichkeit als *subjektive Tatsache*²¹ und die Zwischenleiblichkeit als Moment des Gemeinsamen zur Grundlage der Erforschung zu nehmen, begründete.

5.3 Ethnografie

5.3.1 Beobachtungsformen als Methode der ethnografischen Forschung

Im Laufe der Beschäftigung mit den vielen verschiedenen, wissenschaftlichen Methoden und Ansätzen bin ich bei der Erarbeitung meines Forschungsdesigns häufig hin- und her gesprungen in der Hoffnung, das eine Buch oder die eine Methode zu entdecken, die mir hilft aufzuzeigen, was es, hinsichtlich meiner konkreten Fragestellung, herauszufinden galt. Während einiger Vorträge und Workshops (inklusive Summerschools) merkte ich dann jedoch, dass es nicht die eine Methode geben wird, mittels der ich extrahieren kann, was in meinem Projekt geschah jeweils mit Bindung an meine Fragestellung und den Leib-theoretischen Bezug. Während ich erst sehr sicher war, eine „klassische“ Ethnografie²² vornehmen zu wollen, den großen

²¹ In einem Video erklärt Schmitz sehr anschaulich, was er mit subjektiven Tatsachen meint; siehe <https://www.youtube.com/watch?v=Ujm8gQDTqPI> (letzter Zugriff: 14.05.2016).

²² Unter klassischer Ethnografie knüpfte ich an Hitzler an, der Folgendes konstatiert über seinen ersten Typus:

Teil der Aufmerksamkeit allerdings auf die Interviews zu legen als **der** Methode qualitativer Sozialforschung, brachte mich mein theoretischer Zugang immer mehr in Bedrängnis. Ich schrieb meine Arbeit über die Bedeutung der Leiblichkeit für die Praxis von Capoeira, somit fernab von allem, was sprachlich verbalisiert werden kann. So konnte ich nicht eine Methode in den Vordergrund stellen, die Lebenswelt durch sprachliche Veräußerungen versteht und aus diesen Daten den Bezug rekonstruiert. Während des Verlaufes meiner Arbeit gewann die Ethnografie immer mehr an Bedeutung. Die Ethnografie schien mir zu ermöglichen, den Fokus auf den Zwischen(menschlichen-)raum zu legen und die Interaktion als Medium von Verständnis und Analyse zu nutzen. Innerhalb der teilnehmenden Beobachtung gab es Raum für das Körperliche.

Raufelder macht die Bedeutung des Körpers im Setting deutlich und bezieht sich in ihren Schilderungen auf „frühe“ Äußerungen von Goffman, die zum einen verdeutlichen, wie die teilnehmende Beobachtung durchzuführen ist, zum anderen, dass der Körper nicht von der Forschung gelöst werden kann:

„[...]Die Technik besteht meines Erachtens darin, Daten zu erheben, indem man sich selbst, seinen eigenen Körper, seine eigene Persönlichkeit und seine eigene soziale Situation den unvorhersehbaren Einflüssen aussetzt, die sich ergeben, wenn man sich unter eine Reihe von Leuten begibt, ihre Kreise betritt, in denen sie auf ihre soziale Lage, ihre Arbeitssituation, ihre ethnische Stellung oder was auch immer reagieren. Daß man also in ihrer Nähe ist, während sie auf das reagieren, was das Leben ihnen zumutet. Meiner Meinung nach ist es natürlich nicht getan, nur zuzuhören, was sie sagen; man muß auch auf ihre kleinen Stöhner und Seufzer achten, während sie ihr Leben meistern. Diesem Zweck dient in meinem Auge die Standardtechnik, sich möglichst authentisch ihren Lebensumständen auszusetzen, und das heißt: obwohl man das Feld immer verlassen kann, muß man so handeln, als ob man bleiben und dabei alle Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten in Kauf nehmen müßte, die ihr Leben so mit sich bringt. Dadurch wird der Körper auf das Feld ‚eingestimmt‘, und mit einem solchen ‚eingestimmten‘ Körper und dem Recht, ihnen räumlich nahe zu sein

„Ethnographien lassen sich unter verschiedenen Gesichtspunkten auch ‚typisch‘ differenzieren. Im Verstande eines ersten, sehr simplen Vorschlags dazu unterscheiden wir – im Hinblick auf das je dominante Erkenntnisinteresse – zum Beispiel drei Arten von Ethnographien: Charakteristisch für das, was man „exotische“ Ethnographie nennen könnte, ist die Betonung der Einzelfallspezifik. Dabei geht es darum, die Besonderheit (bzw. eben die Exotik) der je untersuchten Welt herauszuarbeiten“ (Hitzler und Gothe 2015, S. 9).

(das sie sich durch das eine oder andere hinterlistige Mittel erschlichen haben), sind sie in der Lage, die gestischen, visuellen oder körperlichen Reaktionen auf das festzuhalten, was um sie herum vor sich geht. Und weil sie im selben Schlamassel wie die anderen stecken, werden sie auch einfühlsam genug sein, das zu erspüren, worauf sie reagieren. Das ist in meinen Augen das Herzstück der Beobachtung.“ (Raufelder 2006, S. 121).

Jedoch muss ich meinen Standpunkt zu dem Bild des Körpers, das Goffman zeichnet, deutlich kontrastieren. Dort wird der eigene Körper ganz eindeutig instrumentalisiert, indem er nicht als das Eigene und Sinnstiftende verstanden wird, sondern nur als ein Bezugnehmender konstruiert mit Blick auf den anderen. Das heißt, dass wie eben beschrieben, der eigene Körper nur eine Brücke zu dem/ der anderen ist, dass er für sich genommen keine Erkenntnis darstellt (und dementsprechend Wirklichkeit konstruiert). Das widersprach meiner Perspektive auf Sein und Handeln, und ich stieß erneut an die Grenzen der etablierten Methoden.

In der klassischen Methode der Ethnografie (teilnehmende Beobachtung) erkannte ich von vornherein Grenzen. Es war mir zwar möglich, die Körper der Jugendlichen zu beobachten, das, was ich herausarbeiten konnte, waren dennoch nur Schilderungen zu den Bewegungen, die als Ergebnis wenig auszusagen vermochten. Zudem wollte ich nicht am Rand des Geschehens sitzen und die anderen beobachten, wäre das doch reichlich merkwürdig gewesen und hätte das Setting sehr beeinflusst (wobei es nie ein natürliches Setting geben kann in dem Sinn, dass die Forscher*in einfach subsumiert wird und keinerlei Einfluss durch ihre Anwesenheit ausübt).

So blieb also die Frage offen: Wie konnte ich Aussagen zu dem Projekt und den Übungen, dem zwischenmenschlichen und den zwischenleiblichen Phänomenen treffen, wie konnte das gelingen? Welchen Raum müsste ich mir als Forschungsobjekt einräumen und wie genau konnte ich dies methodisch umsetzen?

Im Zuge der Beschäftigung mit diesen Fragen wurde deutlich, dass die teilnehmende Beobachtung zu distanziert wäre und der leiblichen Kommunikation sowie meinem leiblichen Erleben nicht genug Raum zuteilwerden lassen würde. Die beobachtende Teilnahme hingegen teilt den Forscher*innen in ihrer/seiner Gesamtheit genau diesen Raum zu und erweitert somit das Methodenrepertoire um eine bestimmte Konnotation, dass Leibliche als Sinngebende und Erkenntnismoment. Es gab zwar bisher noch wenig zur beobachtenden Teilnahme, jedoch hat sich auch hier in den letzten Jahren

zunehmend ein Verständnis für die Gefühlsdimension im Zusammenhang mit dem Forschungsprozeß durchgesetzt welches ebenso intendiert, diese Dimensionen für die Erkenntnis zu nutzen. Antony konstatiert:

„Insbesondere bei aktiven Teilnahmen im Feld wird ersichtlich, dass diese im Vergleich zu registrierenden Zugriffen mit einem anders gearteten Sinnbegriff operieren. Offenkundig ist dies etwa bei Ansätzen wie Loïc Wacquants (2005: 465ff.) carnal ethnography oder sinnlichen Ethnographien (vgl. Pink 2009: 63ff.). Die genannten Ansätze negieren oder vernachlässigen zwar keineswegs die kommunikativen Dimensionen des Tuns. Insofern sie allerdings „prä- und postkommunikative“ (Loenhoff 2000: 286; Hervorh. A.A.) Aspekte des sozialen Geschehens, wie Affektivität und Sinnlichkeit, ebenso als (mit-)konstitutiv für soziale Phänomene erachten, rekurren sie überdies auf Sinndimensionen, die sich primär durch ihre leiblichen Erfahrungs- und Wahrnehmungsqualitäten auszeichnen.“ (Antony 2017, S.4)

Sowie ich bei Antony einen Bezugspunkt fand, konnte ich ebenso an Hitzler und seine Lebensweltliche Ethnografie andocken, welche die beobachtende Teilnahme in den Fokus der Methoden stellt (vgl. Hitzler 2008; Hitzler und Niederbacher 2010; Hitzler und Gothe 2015; Hitzler und Eisewicht 2016; Hitzler et al. 2016). In der Methode der beobachtenden Teilnahme war ein wesentlich aktiverer Impetus enthalten als in der teilnehmenden Beobachtung. Das kam meinem Vorhaben entgegen.

„Beobachtende Teilnahme meint: sich in möglichst Vieles existenziell zu involvieren bzw. involvieren zu lassen, in verschiedene Rollen zu schlüpfen, mit zu tun, was zu tun je ‚üblich‘ ist bzw. was von denen, mit denen man zu tun hat, eben getan wird, und dabei nicht nur andere, sondern auch sich selbst zu beobachten – beim Teilnehmen ebenso wie beim Beobachten. Beobachtende Teilnahme bedeutet also, in das soziale Feld, das untersucht wird, intensiv hineinzugehen und – bis hinein in sprachliche und habituelle Besonderheiten – zu versuchen, den Menschen, mit denen man dann symptomatischer Weise zu tun hat, möglichst ähnlich zu werden. Lebensweltanalytisch arbeitende Ethnographen lassen sich grundsätzlich also dadurch kennzeichnen, dass sie im Zweifelsfall weniger teilnehmend beobachten als vielmehr beobachtend teilnehmen – und dabei dann selbstverständlich, soweit möglich (d. h. soweit es nicht die Teilnahme massiv unterminiert), auch zu beobachten“ (Hitzler und Gothe 2015, S. 11).

Ähnlich konnte und wollte ich den Inhaftierten nicht werden, da es zahlreiche Aspekte gab, die mich signifikant von ihnen unterschieden (meine Freiheit, meine

verschiedenen Rollen, alles was ich war und was eben auch nicht) oder kaum stärker in der Kontrastierung zueinander zu denken waren. Nicht nur, dass ich eine deutsche Frau war, die in die Männerdomäne Sportabteilung eingedrungen ist. Ich war noch dazu mit einer Rolle ausgestattet, die es erlauben würde, Macht auszuüben und über andere zu bestimmen und zu entscheiden. Aus dieser Perspektive war es mir von Anfang an wichtig, nie Entscheidungen alleine zu treffen und die Entscheidungen, die zum Beispiel im Bezug zu den organisatorischen Aspekten des Projektes zu treffen waren, offenzulegen und für die Jugendlichen transparent zu machen sowie an allen Stellen, wo es möglich war, die Entscheidung der Gruppe zu überlassen. Zudem konnte ich kommen und gehen, wann ich wollte, was nicht nur gemeinhin ein sehr bedeutsamer und unglaublich luxuriöser Umstand war (wenn man davon absieht, dass ich mich verbindlich anmelden musste, um Zugang zu bekommen und ‚durchgeschlossen‘ zu werden). Äußerlich, im Bezug zum Feld und den Umständen gesehen, war meine Lage konträr zu der der Jugendlichen zu sehen. Emotional und hinsichtlich des Erlebens jedoch war ich für eine Zeit in der Lebenswelt der Jugendlichen gefangen, wie ich noch zeigen werde. Somit ist etwas eingetreten, was Hitzler umrissen hat, indem er fordert, intensiv in das Feld hineinzugehen. Für mich würde ich sogar hinzufügen, dass ich nicht hineingegangen bin, sondern hineingezogen wurde, mit Haut und Haar und wesentlich mehr emotionalem Bezug, als es mir lieb und in Gänze zu analysieren möglich war.

Die beobachtende Teilnahme war dennoch nicht nur aus dem Grund der Inkohärenz der Positionen und der Rollendiffusionen in der Umsetzung kompliziert (wegen der starren Strukturen und der Adressierung, z. B. der Mitarbeiter*innen, an mich als pädagogische Fachkraft). Auch die Herleitung der Ergebnisse stellte eine große Anforderung an mich dar. So konnte ich nicht alles zur gleichen Zeit tun. Besonders die Fokussierung auf das Eigene, dem Wunsch, so viel in mich aufzunehmen und zu erspüren, aber auch alle anderen Akteure im Blick zu behalten, und das alles nach der Zeit vor Ort zu rekonstruieren, schien mir manchmal als eine nicht leistbare Unternehmung. Hitzler macht auf dieses Problem aufmerksam, indem er festhält:

„Das [methodische Vorgehen der beobachtenden Teilnahme, Anm. d. Verf.] ist deshalb schwierig, weil Teilnehmen und Beobachten eigentlich widersprüchliche Verhaltensweisen sind: Wenn man wirklich teilnimmt, beobachtet man kaum noch. Wenn man wirklich beobachtet, kommt man kaum noch zum Teilnehmen. Das ist ein

unseres Erachtens bislang ungelöstes Dilemma, das auch wir deshalb von Fall zu Fall und ‚irgendwie‘ pragmatisch zu bewältigen versuchen“ (ebd.).

Es war abzusehen, dass ich einen speziellen Weg einschlagen musste, um an die Informationen zu kommen die es zulassen würden, meine Forschungsfrage zu beantworten.

5.3.2 Modifikation der Methoden mit Bezug zur Epistemologie

In dem Maße wie mein gesamtes Forschungsvorhaben sehr besonders in der Konzeption und Umsetzung war (und, wie mehrfach expliziert sein musste), so ließ sich erkennen, dass auch die Umsetzung der Ethnografie zumindest atypisch umgesetzt werden musste. Bei Hitzler stieß ich auf den Hinweis, dass es durchaus Forschungen gibt, die derart verfahren, um angemessen auf das Feld zu reagieren:

„Als symptomatisch für die ethnographische Feldarbeit betrachten wir überdies, dass die Datenerhebung hochgradig situationsflexibel statthat; das heißt, dass die Reinheit der je eingesetzten Methode nachrangig ist gegenüber dem ‚Auftrag‘, so Vieles und so Vielfältiges wie möglich über die Welt, in der man sich jeweils bewegt, in Erfahrung zu bringen. Das ist ein wesentlicher Grund dafür, dass nicht alle, aber doch ein Teil der Feldforschungen betreibenden Personen für ihre eigene Arbeit das in der Ethnographie konsensuelle methodische Repertoire zu erweitern suchen“ (Hitzler und Gothe 2015, S. 10).

Spezifisch für meine Arbeit und besonders in der Herausforderung stellte sich immer wieder das Paradigma dar, dem ich folgen wollte. Denn nicht nur mit Blick auf die Ergebnisse war der Leib der Agens (vgl. Meuser 2004) Fokus der Betrachtung, von dem aus rekonstruiert werden sollte. Er musste auch immer schon in die Methoden einbezogen werden als Maß und Quelle der Erkenntnis und Akteur der Forschung selbst. Die Herausforderung, das leibphänomenologische Paradigma der ethnografischen Forschung zu Grunde zu legen, beschreibt Frers mit Bezug zum Leibverständnis und der Berücksichtigung des Paradigmas für die teilnehmende Beobachtung wie folgt:

„Wie in methodischen Erläuterungen zur sogenannten teilnehmenden Beobachtung (DeLyser, 2010; Denzin und Lincoln, 2005) immer wieder betont wird: ohne Teilnahme gäbe es keinen Zugriff auf die Qualitäten und die Struktur des Geschehens. Die Teilnahme, als ein zur Logik des Geschehens Gehören, ermöglicht es erst, die Welt auch zu begreifen. An dieser Stelle tritt die zweite Schwierigkeit im Umgang mit der

Phänomenologie zu Tage: Der Anspruch ist, dass ein Erkennen der Differenz von Körper und Leib und damit auch das Erkennen der Vorrangigkeit der leiblichen Erschließung der Welt dazu führen muss, dass ein Arbeiten auf phänomenologischer Grundlage quer zum ‚normalen‘ wissenschaftlichen Arbeiten verläuft, da dieses sich auf Grundlage überholter cartesianischer Unterscheidungen (Subjekt vs. Objekt) abspielt. Entweder man folgt den Prinzipien phänomenologischer Forschung (und begibt sich damit wahrscheinlich in eine weitgehende Isolation vom wissenschaftlichen Mainstream) oder man folgt den Kriterien eines rationalistischen Forschungsparadigmas (und ignoriert damit die zentrale Rolle der Leiblichkeit)“ (Frers 2012, S. 3).

Um das Leibliche systematisch einzubeziehen, nahm ich selber an den Trainings teil und war von Beginn an Teil der Gruppe. Trotzdem wusste ich nicht recht, auf was ich achten könnte. Sollte ich beschreiben, wie ich die Bewegungen vollzog? Was sollte das für eine Erkenntnis sein, die ich derart generierte? Oder sollte ich beschreiben, was sich zwischen mir und den anderen abspielte? Welche Ebene der Beschreibung konnte dies sein und wie konnte ich die eigenen Empfindungen auf eine andere Ebene bringen und die Begriffe spezifizieren?

In der Auseinandersetzung mit der Theorie wurde deutlich, dass es meine Empfindungen waren, die Erkenntnisse zuließen über die Interaktionen, das Projekt und die kollektive Atmosphäre als Sozialraum, in dem Menschen sich einander näherten, voneinander lernten²³ und anhand dessen ich herausfinden wollte, welche Potenziale das Projekt hatte. Der Körper und der Leib wurden zunehmend zu meinen Medien, meiner Erkenntnisquelle und meinem Zugang.

„Auch wenn das Wahrnehmen in der ethnografischen Forschung in der Regel ein Beobachten ist, so stellt es sich aus phänomenologischer Perspektive nie als eine unkörperliche, rein rationale Tätigkeit dar. Alles Wahrnehmen ist körperlich gebunden oder besser gesagt: es ist Teil des leiblichen Bezugs zur Welt“ (Frers 2012, S. 2).

Literatur dazu zu finden, die zum einen dieses Vorgehen stützte und mir zum anderen eine Orientierung bieten konnte, gelang mir vorerst nicht. Gugutzer pointiert die Lücke, den Körper als Forschungssubjekt zu verstehen, bezogen auf die Soziologie wie folgt:

²³ Wolf hat mit ihren Schriften die Bedeutung der Leiblichkeit für die Sozialisation und die Möglichkeit für Kinder und Jugendliche zu lernen herausgearbeitet.

„Die soziologische Beschäftigung mit dem Körper hat bei allen thematischen, theoretischen und methodischen Unterschieden eine grundlegende Gemeinsamkeit: Sie behandelt den oder die Körper als Gegenstand soziologischer Untersuchung, um etwas über den Körper zu erfahren. Verglichen mit der Fokussierung auf den Körper als Forschungsobjekt ist die Auseinandersetzung mit dem Körper als Subjekt soziologischen Forschens ausgesprochen randständig. Angesichts des programmatischen Anspruchs der Körpersoziologie, den Körper als konstitutive Bedingung sozialen Handelns und sozialer Ordnung in der Soziologie zu etablieren (vgl. das Vorwort in diesem Band), kann das durchaus überraschen. Entsprechend dieses Anspruchs wäre doch zu erwarten, dass die Körpersoziologie ihre Programmatik selbstreflexiv auf das eigene Tun anwendet und zeigt, welche Rolle die Körperlichkeit der Soziologin und des Soziologen für deren wissenschaftliches Handeln und die Produktion soziologischer Forschungsergebnisse spielt“ (Gugutzer et al. 2017, S. 381).

Ich wollte nichts über meinen Körper als solchem herausfinden, sondern ihn meiner Forschung zur Verfügung stellen und das Eigene nutzen, um weiterhin auf meine Frage und die Inhaftierten zu schauen. Dennoch sollte und konnte mein Körper nicht reines Mittel zum Zweck sein, musste ich auch auf ihn achten und ist er Teil von mir. Ich suchte nach einem Bereich in der Ethnografie, die diesem Vorsatz, dem Blick auf dem eigenen Körper als Medium zum Feld, gerecht wurde und ihn verstand systematisch einzubinden. Ich fand die Autoethnografie.

5.3.3 Autoethnografie als Antwort auf das methodische Desiderat

Im Rahmen meiner Suche nach neuen Ansatzpunkten die den Leib und den Körper innerhalb der Forschung thematisieren und als Forschungssubjekt, als der gegebene immer anwesende Körper aber auch als Forschungsobjekt, als der eigene Körper auf den ich mittels Analyse und Interpretation aus einem Abstand schaue, nutzen, stieß ich beim Berliner Methodentreffen auf den Workshop von Katharina Stadlbauer zur Autoethnografie. Sie stellte diese Methodologie vor und gab Anreize für eine vertiefende Beschäftigung. Mich reizte es, dass die Forscher*innen durch die eigenen Empfindungen, die subjektive Verwobenheit ins Feld, Zugang schafften zu Forschungsthemen, die nur aus der eigenen Perspektive heraus verständlich und nachvollziehbar werden konnten. Dennoch wusste ich von Beginn an, dass diese Arbeit kein Erlebnisbericht zu meinem Erleben werden sollte, sowie die klassische Autoethnografie Lebensthemen der Forscher*innen wissenschaftlich be-arbeitet.

Vielmehr war es für mich von Bedeutung, meinen Körper und mein Erleben derart systematisch einzusetzen und zu reflektieren, dass es möglich wurde, die Synergieeffekte, die Resonanz²⁴ und Zwischenleiblichkeit innerhalb des Projektes herauszuarbeiten und anhand meines Erlebens der kollektiven Atmosphäre einen Eindruck zu bekommen, was sich zwischen uns allen abspielte und wie ich die Stimmung und das Setting sowie den Verlauf wahrnahm.

Mir wurde deutlich, dass die Gefühle eine herausragende Rolle für die Analyse spielen mussten.

Was mich jedoch mit Blick auf die Autoethnografie noch immer nachdenklich stimmte, war die Begründung der Forschung in den eigenen biografischen Erfahrungen und die Untersuchung einer Fragestellung, die sich aus dem eigenen Leben hinsichtlich des eigenen Lebens ergibt. An diesem Punkt stieß ich auf die Ausführungen von Ploder und Stadlbauer, die die Reichweite der Autoethnografie erweiterten.

„Autoethnographie setzt an den Erfahrungen und dem subjektiven Erleben der ForscherInnen an und wird gern zur Bearbeitung von Themen herangezogen, zu denen die ForscherInnen ein biographisches Naheverhältnis haben. [...] Ein weiteres Anwendungsfeld sind Forschungsgegenstände, bei denen die Auseinandersetzung mit (eigenen und fremden) Gefühlen unvermeidlicher und unverzichtbarer Bestandteil des Forschungsprozesses ist“ (Ploder und Stadlbauer 2013, S. 374f.).

Die Gefühle als Qualität der Forschung zu verstehen, herauszufiltern, was zwischen den Teilnehmern des Projektes geschah und wie das zurückgeführt werden konnte auf das Projekt und die Gruppe, schien mir nicht nur sinnhaft, sondern lohnenswert. Welche Gefühle konnten da gemeint sein?

In der Beschäftigung mit den Ausführungen zu den Gefühlen im ethnografischen Forschungsprojekt stieß ich auf immer mehr Vertreter*innen, die zwar die Gefühle als Erkenntnisquelle voraussetzten, dies aber methodisch unter die etablierten Methoden, wie die der teilnehmenden Beobachtung, subsumierten. Bezüglich der Gefühle, die die Forschende betreffen und sie für und mit dem Feld vereinnahmen, stieß ich auf zwei Phänomene, die nicht nur das Unbewusste innerhalb der menschlichen Beziehungen thematisieren und erlauben es zu analysieren. Im Medium der Übertragung und

²⁴ Nach dem Verständnis von Jessel, der an Rosa anknüpft.

Gegenübertragung wurde es zudem möglich, die Gefühle und Regungen, die mir widerfuhr offen zu legen und Rückschlüssen zu ziehen, von welchen Gefühlen und Regungen ich umgeben war, was ich im Feld antraf oder welche kollektiven Gefühle ich mit den Anderen verband. Da Übertragung und Gegenübertragung Spezifika der Auswertung darstellen, werden sie später in diesem Kapitel, der Auswertungsmethode folgend, noch einmal genauer thematisiert.

5.3.4 Vorgehen mit Bezug zu dem Datenkorpus

Wie ich noch genauer während des Ergebniskapitels darlegen werde, habe ich die Form der Aufzeichnung meiner Erfahrung während der Forschung mehrmals geändert. Noch vor Beginn der Aufzeichnung legte ich fest, dass ich in keinem Fall während des Geschehens selbst mitschreiben wollte. Das hätte zum einen das Einlassen auf die konkrete Situation erschwert, zum anderen hätte es die Inhaftierten innerhalb des Capoeiraunterrichtes abgelenkt und immer wieder verdeutlicht, dass ich beobachte und aus diesem Grund vor Ort bin. Ich wollte lernen, mich ganz auf das Hier und Jetzt mit all den leiblichen Qualitäten einzulassen und, so gut es geht, abzuschalten von den Anforderungen, die meine Forschungsarbeit an mich stellte, zumindest für den Moment. Wie in jeder anderen Form der Ethnografie besteht der Datenkorpus überwiegend aus Einträgen in mein Feldforschungstagebuch und Protokollen, die ich zum einen in verschriftlichter und in aufgesprochener Form dokumentiert habe. Ich hatte jedoch immer mein Forschungstagebuch bei mir und habe Momente, in denen ich nicht aktiv am Geschehen beteiligt war, wie die häufig vorkommenden Wartezeiten, genutzt, meine Gedanken und vertiefenden Fragen zu notieren. Ebenfalls hatte ich immer mein Diktiergerät dabei so dass ich, wenn ich merkte, dass die Gedanken ausschweifender wurden, ich sie sprachlich festhielt. Wie ich ebenfalls noch genauer im Ergebniskapitel offenlegen werden, war es mir die ersten Monate unmöglich, nach Verlassen des Gefängnisses noch einmal die Tage Revue passieren zu lassen und vom heimischen Schreibtisch aus auf das zu blicken, was ich tagsüber antraf. Um den Wust an Gefühlen und Neuigkeiten verarbeiten zu können, schützte ich mich (unbewusst), indem ich mich nach Verlassen der Anstalt ins Leben stürzte was wiederum ein schlechtes Gewissen den Inhaftierten gegenüber nach sich zog (ebenso vorbewusst), welches meine zunehmend schlechte Laune und Gereiztheit meinem privaten Umfeld gegenüber begründete. So merkte ich nach einiger Zeit, dass es mir sowohl körperlich-leiblich (durch Atembeschwerden und Engegefühle) als auch psychisch immer schlechter ging und ich meine Weise des

Vorgehens verändern musste. Ich fing an, an jedem Tag den ich im Gefängnis war bei dem abendlichen Spaziergang mit meinem Hund aufzuzeichnen was sich über den Tag ereignete, was Besonderes vorgefallen war, wie es mir ging und was ich weitergehend beobachten wollte. Dies ermöglichte mir, das Gesehene und Erlebte für den Moment loszulassen und mich von meinen Gefühlen und leiblichen Erfahrungen zu distanzieren und für den Moment abzuschalten. Mit diesem Vorgehen ging es mir zunehmend besser. Diese aufgesprochenen Protokolle habe ich mehrheitlich transkribiert und sortiert und die Protokolle, die für meine Fragestellung wichtig waren analysiert.

5.3.5 Analyse und Interpretation der ethnografischen Daten: Supervision als Methode reflexiven Forschens zur Interpretation der Protokolle

Auf der Suche nach einer Möglichkeit, meine Protokolle und Notizen intersubjektiv auszuwerten, stieß ich auf die Methode der Feldforschungssupervision im Gruppenanalyseverfahren. Diese Methode ermöglicht es durch ein sehr spezifisches, an die Psychoanalyse angelehntes Verfahren, den Gefühlen der Forschenden auf die Spur zu kommen und zu thematisieren, was sich zwischen den Forscher*innen und dem Forschungsfeld abspielte und was daraufhin mit Bezug zum Erleben und Empfinden der Forschenden geschah.

„Das Methodenangebot der ethnografischen Feldforschungssupervision zielt prinzipiell nicht auf Selbstreflexion als Selbstzweck, sondern auf ein Instrumentarium zum Verständnis kultureller Zusammenhänge. Die ethnografische Feldforschungssupervision kreist um eine Leerstelle in der Lehre und Methodendiskussion, nämlich um den Vorgang der reflektierenden Interpretation, der zwischen Feldforschung, Auswertung und Ausformulierung von Ergebnissen liegt. Diesen Zwischenraum der Interpretation gilt es zu interpretieren, um die jeweiligen Forschungsdaten gründlich und in multiperspektivischen Interpretationen angemessen erschließen zu können. (...) Von der Psychoanalyse übernimmt die ethnografische Feldforschungssupervision Ausdrucks- und Kommunikationsweise der freien Assoziation, die im Gruppenkontext als ‚free group discussion‘, ‚free floating discussion‘ beziehungsweise als ‚freie Kommunikation‘ bezeichnet wird. Mittels der auf diese Weise möglichen Einfälle, Reaktionen und unerwarteten Anschlusskommunikationen spannt die Gruppensupervision einen reflexiven Deutungsraum auf, der zwischen dem Interaktionsraum der Feldforschung, dem Makroraum des zu erforschenden, kulturellen Feldes und den wissenschaftlichen

*Forschungsansätzen und Diskussionen vermittelt. Die kulturellen Dynamiken, die sich in den zur Supervision vorgelegten Forschungsmaterialien abzeichnen, erhalten hierbei deutlichere, und damit interpretierbare Konturen. Der Grundgedanke ist der, dass die Gruppe einen liminalen Dialograum der Feldforschung re-inszeniert: eine Grenzsituation, die sich durch das Aufeinandertreffen von Feld und Forscher*in mit ihren unterschiedlichen kulturellen Prägungen und Erwartungshaltungen eröffnet und die mit ihrer Dynamik wechselseitigen Unverständnisses und Verstehen-Wollens schlussendlich auch auf die Ebene des ethnografisch- kulturanalytischen Deutens und Schreibens übersetzt wird“ (Bonz et al. 2017, S. 6).*

Jedes Gruppenmitglied ließ der Gruppe im Vorfeld zu den sechs-wöchigen Terminen einen Ausschnitt aus einer Notiz oder einem Protokoll sowie Informationen zum Forschungskontext zukommen. Die Gruppenmitglieder lasen sich die Texte in Ruhe durch und kommentierten sie mit Bezug zu dem, was die Passagen in den Lesenden auslösten und was sie für Bilder und Assoziationen hervorriefen. Das konnten Gefühle sein, leibliche Ergriffenheit auf Grund des Gelesenen (hier war es wichtig zu notieren, was genau in den Lesenden ausgelöst wurde), durch die Passagen angestoßene Interpretationen oder Verknüpfungen, die die Gruppenmitglieder zwischen der Forscher*in und dem Forschungsfeld und seinen Akteur*innen ausfindig machten. Mit Bezug zu den Treffen (welche alle in Bremen stattfanden und es immer angestrebt war, dass möglichst viele der 10 Mitglieder teilnehmen) war es wichtig, dass die Forscher*innen die das Material vorstellten zwar zugegen waren, dass sie aber weder von den anderen Gruppenmitgliedern angesprochen wurden, noch dass sie selbst sich zu den Kommentaren und Assoziationen der Mitglieder äußerten. Somit fiel es den Mitgliedern der Gruppe leichter, offen über die eigenen Gedanken zu sprechen und es bot sich eine Chance für die Forscher*innen, die Perspektive der anderen derart nachzuvollziehen, als würde es sich gar nicht um das eigene Material handeln.

„Dieses Verfahren nutzt die Selbstreflexion nicht als Selbstzweck, sondern sieht in ihr die Möglichkeit, bestehende, methodische Lücken zwischen dem Aufenthalt im Feld, der Analyse und Interpretation zu schließen. Hier steht die Multiperspektivität im Vordergrund des Analyseverfahrens, an dem die Forscherin vorerst aus der Interpretation des von ihr eingereichten Materials ‚ausgeschlossen‘ wird, um sich dem eigenen Material aus einer anderen Ebene anzunähern“ (Bonz et al. 2017, S. 6).

Ich habe an verschiedenen Sitzungen innerhalb einer festen Gruppe unter der Leitung von Herrn Jochen Bonz an dem oben beschriebenen Verfahren teilgenommen und

Fragmente meiner Protokolle interpretieren „lassen“. Die Verfremdung meiner eigenen Protokolle durch den Gruppenprozess hat dazu beigetragen, dass ich viele eigene Verstrickungen und emotionale Verwurzelungen im Geschehen aufspüren konnte und diese Erfahrungen hinsichtlich ihrer Sinn- und Prozesshaftigkeit in den Gesamtkontext als eine von vielen subjektiven Ebenen entschlüsseln konnte. Durch Phänomene wie das der Gegenübertragung konnte ich offenlegen, wie die Erfahrungen und Empfindungen der anderen in mich hineinragten und in mir einen Platz fanden. Ohne die Analyse in der Gruppe wäre es mir nicht möglich gewesen, diesen Teil meiner Erfahrungen, der deutlich durch meine Protokolle zu Tage trat, als ein gruppendynamisches und zwischenmenschliches Phänomen zu begreifen sowie von mir und meiner Person zu lösen, um zu analysieren, wo das Phänomen herkam und wieso es mich betroffen machte. Somit wurde nicht nur offensichtlich, was geschah, sondern wir konnten herausstellen, warum es zu der Gegenübertragung kam und was das über den Haftalltag und das Erleben der Menschen, denen ich begegnete, aussagte.

Zudem war ich Teil einer ethnografischen Mikro-AG, einem Zusammenschluss von Stipendiat*innen der Hans-Böckler-Stiftung, die ebenfalls zum Ziel hatte, gemeinsam das Material zu deuten.

Anhand dieser Methoden der Auswertung konnte nicht nur das Geschehen zwischen mir und den Jugendlichen zugänglich gemacht werden. Es war auch möglich, Rückschlüsse auf das Miteinander unter den Inhaftierten zu ziehen, was nur, und ich meine nur, durch meine Wahrnehmung in dieser Form leistbar war. Ereignisse sind für die Außenstehenden lediglich durch die Beobachter*innen, in diesem Fall durch mich, erfahrbar (vgl. Beitzl und Schneider 2016, S. 44).

Da die Phänomene der Übertragung und Gegenübertragung einen bedeutenden Teil der Analyse, im Besonderen mit Bezug zu dem Forschungsfeld, welches wesentlich bestimmend und vereinnahmender wurde als geplant, ausmachten, möchte ich folgend genauer auf sie eingehen um dann nochmal zurück zur Autoethnografie zukommen bevor ich den ersten Schritt ins Feld gehe.

5.3.5.1 Die Bedeutung von Übertragung und Gegenübertragung und Chance zur reflexiven Auseinandersetzung

Durch die systematische Beschäftigung mit der Autoethnografie und Feldforschungssupervision verband ich Techniken aus der Psychoanalyse mit der ethnografischen Methodologie und verfügte nun über die Instrumentarien, die ich für meine Forschung mit meinem spezifischen theoretischen Blick brauchte. Die sinnliche Wahrnehmung als Qualität meines Erlebens und als Adressat*in der Auseinandersetzung innerhalb der ethnopsychoanalytischen Gruppensupervision ist auch der Erkenntnismoment, der durch die Gefühle der Forschenden etwas über das Feld und die Akteur*innen aussagt und sich in zwei Formen widerspiegelt, die methodisch bearbeitet werden können und somit abbilden, was im Feld angetroffen wurde: die Phänomene der Übertragung und Gegenübertragung.

In der Auseinandersetzung mit zum Beispiel Übertragungen wird es durch die Analyse möglich, die eigenen Empfindungen aufzudecken, innerhalb der Irritationen, die es in meiner Wahrnehmung gibt, herauszufiltern, was mit anderen Menschen geschieht, wie Situationen erlebt und gefühlt werden und sich als Folge einer zwischenmenschlichen Dynamik auf mich übertragen und mich vereinnahmen. Dadurch, dass Phänomene der Irritation wie Angst, Überraschung oder auch Empörung genau betrachtet und in der Gruppe offengelegt werden, können gerade die Situationen im Feld thematisiert werden, die ansonsten aus Gründen des Selbstschutzes häufig ignoriert oder verdrängt werden, die aber bedeutsam sind in der Auseinandersetzung mit den Dynamiken und der Machtkonstellationen im Feld (vgl. Rieker in Bonz et al. 2017, S. 165ff.).

„Auf einer theoretischen Ebene wird eine Parallele zwischen der Situation der Forschenden und der Analysierenden in der psychoanalytischen Beziehung gezogen. Gemeinsam ist den beiden Situationen das Einfühlen und das Einlassen auf jemand anderes, der emotionale Umgang mit psychischer respektive kultureller Fremdheit. [...] Es sind somit Verzerrungen aufseiten der Beobachtenden, die Gegenübertragungen genannt werden; umgekehrt legt diese Konvention fest, dass die Reaktionen der Menschen im Feld als Übertragungen bezeichnet werden“ (Rieker in Bonz et al. 2017, S. 164f.).

Dabei stellen diese Erlebnisse und die Aufschlüsselung dessen, was im Feld passierte, nicht nur eine Chance dar, sondern die Forscherin/der Forscher erlebt sie mitunter als sehr belastend. Die Forschenden reagieren vor allem auf angstbehaftete Situationen:

*„die Gründe für diese Ängste können ganz unterschiedlicher Herkunft sein. In einer Feldforschung können Ethnolog*innen Situationen erleben, die eigene verdrängte Erfahrungen berühren, reale Bedrohungen darstellen, das Forschungsprojekt gefährden oder ihr Selbstbild verunsichern. ‚Der Wissenschaftler, der sich mit dieser Art von Material beschäftigt, sucht sich im allgemeinen gegen die Angst zu schützen, indem er bestimmte Teile seines Materials unterdrückt, nicht auswertet, falsch versteht, zweideutig beschreibt, übermäßig auswertet oder neu arrangiert.‘ In einer bewussten Bearbeitung der Gegenübertragungen sieht Devereux die Chance, diese Fehler zu vermeiden und darüber hinaus zu neuen Erkenntnissen über das Forschungsfeld zu erlangen“ (ebd.).*

Ich näherte mich an...

An diese Erkenntnisse anknüpfend nahm ich mir vor, beobachtend an dem Capoeira-Unterricht und dem Leben in der JVA teilzunehmen und die Gefühle und Empfindungen derart auszuwerten, dass ich mich von meinen Eindrücken distanzierte, sie selbst später, mit Hilfe einer Gruppe, analysierte und sie systematisch interpretierte. Somit wurden die Notizen und Protokolle, die ich während meiner Forschung anfertigte, als Grundlage der Analyse genommen, die es ermöglicht, vom Punkt der Generierung von Erfahrung zu starten und den Weg, die Analyse, bis zum Ziel der Interpretation zu gehen.

Ein weiterer Aspekt, der für die Autoethnografie in sehr sensitiven, emotional belastenden Settings spricht, ist der der autobiografischen Anteile im Bezug zur Motivation und Fragestellung der Forschenden (siehe Ellis, Adams und Bochner 2010). Dadurch, dass das eigene Spüren und Denken offengelegt werden, werden die Betrachter*innen eingeladen, sich eine differenziertere Lesart anzueignen, und die Forscherin steht ebenfalls im Zentrum der Betrachtung. Dabei geht es nicht darum, eine „Nabelschau betreibende“ (Madison 2006) (Ellis et al. 2010, S. 8) Forschung zu etablieren, wobei es das Ziel der Forschenden ist, die Erforschte zu sein. Es geht vielmehr darum, die eigenen Ansichten, Empfindungen und Regungen offenzulegen, um dann von dem davorliegenden Punkt gemeinsam mit den Betrachter*innen auf das

„andere“ zu schauen, was insofern ein zweites anderes ist. Im Prozess der Forscherin, sich selbst zu beschauen bekommt die Forschungsfrage noch einmal einen Turn zu den eigenen Anschauungen und Mustern, was ich mit Blick auf das repressive Forschungsfeld als Stärke meiner Arbeit verstehe.

Bochner hat das autoethnografische Vorgehen hinsichtlich der konkreten Vorgehensweise derart konkretisiert, dass sie mit der narrativen Ethnografie, als Form der Autoethnografie, eine Möglichkeit gefunden hat, durch Selbstbezüge die Dynamiken mit den Teilnehmer*innen herauszuarbeiten, was meinem Vorhaben entsprach.

„Narrative Ethnografien sind in Erzählform verfasste Texte, die die Erfahrungen der Forschenden enthalten, die Betonung liegt aber auf der ethnografischen Beforschung anderer Menschen. Hierzu wird bspw. das Zusammentreffen zwischen der/dem Forschenden und Mitgliedern der beforschten Gruppe(n) beschrieben (Tedlock 1991), wobei Erzählungen häufig mit Analysen von Mustern und Prozessen kombiniert werden. Die Generalisierbarkeit ist auch abhängig davon, ob es gelingt, unbekannte kulturelle Prozesse so zu beleuchten, dass Leser/innen darüber nachdenken, inwiefern Leben einander ähnlich und verschieden sind und spüren, dass sie Neues über unbekannte Menschen oder Leben erfahren haben“ (Bochner in Ellis 2004, S. 195).

Genau das war es, was ich mit meiner Arbeit erreichen wollte. Die Leser*innen mit an den absoluten Ort²⁵ zu nehmen, um ein Verständnis dafür zu erzeugen, wie surreal der Ort Gefängnis ist und wie wichtig es war, ein Projekt für die Inhaftierten zu schaffen, das Erlebensspielräume eröffnete, sich und dem anderen sorgsam zu begegnen und durch Nähe und Distanz, nicht einem hölzernen berufsethischen Paradigma folgend, sondern der Logik des Capoeira-Spiels, Grenzen auszutesten und Empfindungen zuzulassen, die im Gefängnisalltag keinen Ort hatten und mitunter bedrohlich wirkten (z. B. schambehaftete Momente, wie sie durch das Singen der Lieder erzeugt und bearbeitet wurden).

Die feinen Nuancen der Veränderungen in meinem Erleben und der Beobachtung der Gruppe herauszuarbeiten, forderte Zeit und Intensität. Dadurch, dass ich 10 Monate vor Ort war und über die eigentlichen Trainingsstunden hinaus Zeit mit den

²⁵ Mit dem absoluten Ort ist der räumliche Ort im Sinne eines gegebenen Ortes gemeint im Gegensatz zu Räumen wie dem Sozial- oder dem Gefühlsraum

Jugendlichen aus meiner Capoeira- Gruppe, aber auch nicht nur aus dieser, verbrachte, ergossen sich meine Erfahrungen und Erlebnisse, all die Begegnungen und Beobachtungen mit der Zeit zu einem Mosaik.

Somit setzte sich das Mosaik aus meinen Eindrücken und den Übertragungen und Regungen zu einem Gesamtbild der leiblichen Kommunikation und menschlichen Interaktion zusammen und erlaubte das bereits mehrfach angesprochene ´darüber hinaus`. Ich folgte jederzeit den Parametern der Autoethnografie, immer den Blick auf meine Frage und den theoretischen Rahmen gerichtet. Der Fokus lag auf den Forschungsteilnehmern, und die eigenen Empfindungen dienten dazu, den Ausschnitt der Erfahrungen und des Erkenntnisgewinns, um körperliche und leibliche Effekte zu erweitern und den Blick für das Dazwischen zu öffnen. Es wurde mir möglich die Leser*innen mitzunehmen und so erneut an die Paradigmen der Methodologie anzuknüpfen, ist es ihr Anspruch, durch das Autoethnografische (Erleben der Forscher*in) im biografischen Kontext (hier das Forschungs- Projekt als Lebensereignis der Forscher*in und das Capoeira Projekt als Erkenntnisquelle) Zugang zu dem zu schaffen, was geschah (vgl. Ellis et al. 2010).

Es geht darum, gemeinsame Momente nachzuzeichnen und durch das, was die Forschende spürt, die Leser*innen mitzunehmen und exemplarisch herauszuarbeiten, was leibliche Erfahrungen in einem spezifischen Fall „beinhalten“ und wie die anderen und der eigene Körper, immer im Bezug zu den anderen, innerhalb gemeinsamer kollektiver Atmosphären, erlebt wird.

Munsch hat die Chancen einer derart vollzogenen Forschungspraxis, hinsichtlich der Emotionen und der Forscherin als Forschungssubjekt, für die Forschung im Feld der Sozialen Arbeit stark gemacht:

„Im Folgenden wird dafür plädiert, die subjektiven Erfahrungen und insbesondere die Emotionen der ins Feld verstrickten Forschenden als konstitutiven Beitrag (nicht nur) im ethnografischen Forschungsprozess zu berücksichtigen. Ein subjektivitäts- und emotionsbezogener Forschungszugang, [...] ist besonders gut für die Erforschung von Normalitätsvorstellungen und der damit verbundenen Reproduktion sozialer Differenzen, Ausschlussprozesse und Hierarchien geeignet“ (Munsch 2015, S. 2f.).

Meine subjektiven Erfahrungen zu nutzen um ein Gespür für die Differenzlinien zwischen den Akteur*innen im Gefängnis aufzuspüren um darüber Erkenntnisse über

die hierarchischen Strukturen zu bekommen und zu hinterfragen, wie die Jugendlichen diese Linien und Strukturen bearbeiten, schien im Besonderen lohnenswert. Innerhalb dieser Arbeit kann ich den Gefängnisalltag anhand meiner Erfahrungen und Gedanken zu meinem Capoeira-Projekt derart kontrastieren, dass durch das, was zwischen uns möglich wurde, mit Bezug zu Hierarchie und Verletzbarkeit, ebenso deutlich hervortrat, was im Gefängnisalltag ansonsten unmöglich bleibt. Mich selbst dieser Verletzungsoffenheit zu stellen, indem ich am Training und Ausschneiden des alltäglichen Lebens teilnahm und mich mit allen Schwierigkeiten (die ich erwarten konnte, da ich rein körperlich zu vielem nicht fähig war, was die Capoeira beinhaltet) zeigte und diese Schwäche nicht als Defizit an die Gruppe weitergab, sondern als Teil meiner Person präsentierte mit dem Willen, von den anderen zu lernen, schien Ruhe in die Gruppe zu bringen.

Mir war schon vor Beginn der Forschung bewusst, dass das Feld, in dem ich mich bewegen würde, von vielen Regeln geleitet wird, die nicht verbalisiert und veräußert werden können und in Folge dessen in Form von Übertragungen (von Emotionen) andere betroffen machten. Es war aber von großer Bedeutung, eine Ahnung von diesen Praktiken zu bekommen, um verstehen zu können, unter welcher Anspannung die Jugendlichen stehen, um sich immer wieder derart zu inszenieren, so dass die Gefahr durch die eigenen Gefühle und Gedanken sowie die Anderen (Mitarbeiter*innen der Strafanstalt und Inhaftierte) bestmöglich gebannt werden konnte. Ich musste Zugang zu den Unmöglichkeiten finden, um ein Gespür dafür zu entwickeln, ob das Capoeira-Projekt neue Erfahrungsräume öffnete und wofür das wichtig sein könnte.

„Die Herausforderung bei der Erforschung der subjektiven Erfahrungen besteht also darin, das Ausgeblendete über den Umweg des Aufschreibens und der Analyse für die Forschung fassbar zu machen“ (ebd., S. 6).

Dennoch interessierte es mich sehr, was die Jugendlichen selbst darüber zu sagen hatten, wie sie ihren Alltag bewältigen. Es war mir wichtig einen Einstieg in die Lebenswelt der Jugendlichen zu finden und mich ihnen auf ihrem Boden der Realität anzunähern, bevor wir miteinander Capoeira erlernen würden. Ich war gespannt, ob es trotz all meiner Vermutungen mit Bezug zu der Begrenztheit von Sprache als Medium der Teilwerdung von leiblichem Empfinden möglich war, durch Interviews mit jedem Jugendlichen meiner Capoeira Gruppe ein intersubjektives Bild davon zu

zeichnen, wie die Jugendlichen bisher Probleme und belastende Situationen bewältigten und welche Rolle dabei dem Körper und in Konsequenz dessen dem leiblichen Erleben zukam. Da ich bisher kaum etwas dazu in der bestehenden Literatur fand, darin aber die Chance sah sowohl um mit den Interventionen zur Resozialisierung dort anzusetzen als auch ein tiefergehendes Verständnis von Bewältigungsstrategien delinquenter Jugendlicher zu erlangen, entschied ich mich nicht nur autoethnografisch zu forschen, sondern über die Laufzeit des Projektes je drei Interviews mit den Jugendlichen im Abstand von zwei Monaten zu führen.

5.4. Interviews als vertiefender Einblick und Annäherung an die Lebenswelt der Inhaftierten und die Bewältigungsstrategien

Folgend werde ich die Interviewformen vorstellen, die in dieser Arbeit Anwendung fanden. Danach werde ich auf meine Auswertungsmethode, die inhaltlich strukturierende Inhaltsanalyse zu sprechen kommen. Da es die Gütekriterien der Inhaltsanalyse vorsehen, im Rahmen der Erläuterung der Methode und der Vorgehensweise dezidiert offenzulegen, wie die Interviews entstanden sind, mit welcher Zielgruppe, in welchen Situationen die Interviews statt fanden etc. werde ich unter dem Punkt Inhaltsanalyse in diesem Kapitel genau auf diese Kriterien und Merkmale meiner Forschung eingehen. Durch die Besonderheit des Settings werde ich auch fortwährend erläutern, in wie weit ich Techniken beibehalten oder modifiziert habe und aus welchen Gründen ich wie vorgegangen bin. Unter dem Punkt „Analyse der Entstehungssituation“ möchte ich eine Situation sehr genau schildern, die es zum einen ermöglicht die Lesenden mitzunehmen an den Ort des Geschehens und dadurch die Möglichkeit zu geben nachzuvollziehen, wie anspruchsvoll und herausfordernd diese Arbeit und im Besonderen die Interviewsituationen waren.

5.4.1 Narratives Interview

- **Offenes Interview als Annäherung aneinander und die Lebenswelt der Inhaftierten**

Zu Beginn der Planung dieser Arbeit stand ich vor der Entscheidung, ob ich Interviews mit den Inhaftierten führen wollte und wenn ja welche Form der Interviews ich wählen würde. Da ich ein sehr umfassendes, theoretisches Fundament hatte, welches meinen Blick auf einen bestimmten Ausschnitt zwischenmenschlicher Phänomene lenkte (das leibliche Erleben und die leibliche Kommunikation), schien es sinnvoll einen Weg zu

diesen Qualitäten menschlichen Seins durch die Interviews zu ebnet. Dementsprechend entschied ich mich, Problemzentrierte Interviews nach Witzel zu führen in denen ich Bereiche und Erfahrungen der Jugendlichen ansprechen würde, von denen ich ausging, dass sie mit Bezug zu den Gefühlen aber eben auch den Affizierungen und unwillkürlichen Lebenserfahrungen eine bedeutsame Rolle spielten. In der voranschreitenden Auseinandersetzung mit meinem Forschungsdesgin wurde die Institution und die Beschäftigung mit dem Forschungsstand zu den Strafanstalten immer prominenter und ich bekam das Gefühl, dass die Methode des Problemzentrierten Interviews genau das bestärken würde, was gemeinhin die Erfahrung mit Externen aus Sicht der Jugendlichen war und was ich auf keinen Fall verstärken wollte: das (alleinige) Interesse an der Delinquenz und dem biografischen Background der Jugendlichen. Demgegenüber fand ich bei Köttig Ausführungen dazu, dass gerade narrative Interviews mit Bezug zu Jugendlichen, die traumatische Erfahrungen gemacht hatten zum Beispiel durch Gewalt (wovon auszugehen war) und/oder die auf Grund von Drogenkonsum oder Misstrauen Schwierigkeiten hatten sich Erwachsenen zu öffnen, sehr geeignet waren um eine Annäherung an die Lebenswelt der Jugendlichen zu versuchen und durch das Fremdverstehen als maßgeblichem Bestandteil des Prozesses eben diese Perspektive anzunehmen (vgl. Köttig in Bock et al. 2010). Ich wollte ein Gespür dafür entwickeln, mit wem ich es zu tun hatte, was die Jugendlichen selbst über sich erzählen würden, bekämen sie die Möglichkeit dazu selbst zu entscheiden, was sie in welcher Form von sich preisgeben. Wie bereits zuvor angedeutet sah ich eine Chance in meinem Projekt und dem Aufenthalt in der Strafanstalt, die bestehende Forschung zu Jugenddelinquenz und Jugendstrafanstalten um eine vertiefende Perspektive der Jugendlichen zu ergänzen und somit nicht nur das Projekt zu erforschen sondern mit den Deutungen und Sinngebungen der Jugendlichen zu unterfüttern oder vielmehr den Blick auf das Projekt und das Zusammenwirken der Gruppenmitglieder ebenso darüber schweifen zu lassen, wie das Projekt in Zusammenhang steht mit bereits gemachten Erfahrungen, eigenen Haltungen und, was für diese Arbeit zum bedeutendsten Aspekt wurde, zu den Bewältigungsstrategien, die die Jugendlichen sich über die Zeit angeeignet hatten. Somit schloss ich an den Anspruch der qualitativen Forschung an,

„die Welt zunächst aus der Perspektive der Handelnden in der Alltagswelt und nicht aus jener der Wissenschaftler zu erfassen und die Praktiken sozialen Handelns in ihrer Komplexität im alltäglichen Kontext zu untersuchen.“ (Rosenthal 2011, S. 15)

Ebenso sah ich in dem Verfahren des narrativen Interview selbst eine Chance, den Jugendlichen Raum zu geben, sich mit den eigenen Erfahrungen und subjektiven Überzeugungen auseinander zu setzen und im Zuge des Dialogs eine „Transformation des Denkens“ anzuregen (Köttig und Heinisch in Bock et al. 2010, S. 427).

Zunächst bemühte ich mich darum, eine möglichst angenehme Atmosphäre in den immer wechselnden Räumen zu schaffen indem ich immer Café und Kekse bereithielt und den Jugendlichen überlies, wo sie gerne sitzen wollten (meist gab es einen Tisch mit Stühlen und eine Sofaecke). Ich begann die erste Interviewsitzung immer mit etwas Smalltalk um uns die Möglichkeit zu geben anzukommen und langsam in das Gespräch einzusteigen. Danach erklärte ich, dass ich die Zustimmung der Jugendlichen für das Interview und die Verwendung der Daten brauchte (greife ich später genauer auf), erklärte mein Equipment (Diktiergerät und Notizheft) und startete das erste Interview mit jedem einzelnen Inhaftierten mit der gleichen Frage. Ich eröffnete das Interview mit folgendem oder einem ähnlichen Impetus:

„Nun werden wir bald zusammen Capoeira erlernen und bis jetzt weiß ich gar nichts über dich. Deswegen bin ich heute mal ruhig und du darfst alles über dich erzählen, was du mir erzählen möchtest.“

Das war für die Jugendlichen ungewohnt, was ich daran feststellen konnte, dass alle Rückfragen dazu stellten, wo genau sie anfangen sollten (meist entweder bei der Inhaftierung oder dem Besuch der Schule, da dort die Komplikationen begannen) und ob es denn keine Fragen geben könnte. Während der Interviews unterstützte ich den Erzählfluss der Jugendlichen, wenn Sie stockten oder das Interview, wie es sehr häufig geschah, mit „das wars“ oder „das ist alles“ vermeintlich beendeten. Ich orientierte mich an den Empfehlungen von Rosenthal und Köttig (Rosenthal et al. 2006; Köttig in Bock et al. 2010) mit Bezug zu den Narrationen und zeigte eine „*konsequent erzählgenerierende Gesprächshaltung*“ (vgl. ebd. S.427). Dabei signalisierte ich fortwährend mein Interesse indem ich nickte oder „uhuum“ sagte und auch Augenkontakt zu den Jugendlichen behielt. Wenn die Jugendlichen dennoch den Faden verloren oder das Interview beenden wollten, griff ich entweder das auf, was die Jugendlichen zuletzt erzählt hatten oder stellte Nachfragen zu bereits Erzähltem. Dafür habe ich mir während des Interviews fortlaufend Stichpunkte in mein Heft gemacht, damit ich diese Themen nicht während des laufenden Interviews vergesse. Am Ende, wenn ich auf einzelne Passagen erneut eingegangen war gab es noch die

Möglichkeit im externen Nachfrageteil Fragen zu stellen, die bisher noch gar keinen Raum fanden und nicht bereits durch die Jugendlichen thematisiert wurden. In den wenigsten Fällen machte ich von dieser Möglichkeit Gebrauch da ich dem Interview nicht den Anschein geben wollte, dass ich eigentlich nur an speziellen, von mir vorher festgelegten Inhalten interessiert bin. Das Interview beendete ich immer mit einer angenehmen Situation, so dass die Jugendlichen nicht, in einem schwierigen Thema verhaftend, aus der Situation heraus gingen.

Mit Beginn der Konzeption der Arbeit war nicht vorhersehbar, wie sich die Studie im Verlauf der Zeit und in der Dynamik zwischen induktiv-deduktivem Verfahren (im Bezug zu der strukturierenden, inhaltsanalytischen Auswertung) entwickeln und welche Themen in das Zentrum der Interviews rücken würden. Nach der ersten Interviewrunde traten (dennoch) vor allem biografische Erfahrungen und die Delikte in den Vordergrund der Erzählungen. Die Interviews waren auch gerade im Verständnis zu dem, was Jugendstrafanstalt bedeutet, wer die Akteure sind und wie die Jugendlichen den Alltag bewältigen, sehr bedeutsam und haben mir maßgeblich den Einstieg in das Feld aus Sicht der Jugendlichen ermöglicht. Es gab aber auch erste Anhaltspunkte dafür, dass es lohnend werden würde durch vertiefende, Problemzentrierte Interviews zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal bei den Passagen der Interviews anzusetzen, in denen Gefühle und leibliche Regungen wie Wut oder Glück eine besondere Rolle spielten. Ich bekam zunehmend ein Gespür dafür, dass die Interviews einen geeigneten Einstieg boten in die bisher wenig bekannte Dimension der leiblichen Sphäre des Handelns und es bestätigte sich, was ich auf Grund der Lektüre vermutete: dass es etwas gab, was bisher keinen Raum bekam, weder in der Literatur um Gewalt noch innerhalb der Literatur um (leib-) Phänomenologische Phänomene: die unwillkürlichen Lebenserfahrungen und die nicht-intentionale Ebene von Gewalt sowie die Gemeinsamkeiten innerhalb der Bewältigungsstrategien (Gewalt, Drogen und Sport) im Medium des leiblichen Spürens.

5.4.2 Problemzentrierte Interviews

Die zweite und dritte Interviewrunde war an das Verfahren nach Witzel angelehnt (vgl. Witzel 2000), dem problemzentrierten Interview. Diese Interviewform war für die Jugendlichen angenehmer, da ein Gespräch zwischen uns entstehen konnte und es thematische Foki gab, von denen die Jugendlichen wussten und auf Grund derer sie

sich sicherer fühlten und einschätzen konnten, was ich von ihnen erwartete. Da sich nach der ersten Interviewrunde und im Verlauf des Kodierens mit der Inhaltsanalyse übergreifende Themen zeigten, die eng an körperliche Praktiken gebunden waren, wurden einzelne Themen zu Gewalterfahrungen und sportbezogenen Situationen mit den Jugendlichen vertiefend erörtert. Dabei war es mit Bezug zu der Fragestellung wichtig, gerade die Aussagen der Jugendlichen genauer zu hinterfragen, die sich auf Empfindungen und Emotionen bezogen. Da alle Jugendlichen bereits im ersten Interview, mal mehr mal weniger, ausführlich von Gewalterfahrungen und Sport sprachen, bat ich sie, mir jeweils eine Situation (zu Gewalt und zu Sport) genauer zu erzählen und mir zu beschreiben, was sie in der Situation fühlten und wie es ihnen in der Situation ging. So hatte ich die Möglichkeit, ganz genau auf die Themen einzugehen. Auch hier unterstützte ich die Jugendlichen durch gezieltes Nachfragen während des Interviews. Das konnte mit Bezug zu Details in der Situation sein oder auch die Emotionen und Gefühle betreffend. Das letzte Interview fokussierte das Capoeira Projekt. Ich stieg in das Gespräch ein, indem ich eröffnete, dass das Projekt nun vorbei sei und wir auch das letzte Interview führen. Dann frage ich die Jugendlichen wie es ihnen geht und wie sie das Projekt erlebt haben. Wir unterhielten uns darüber und ließen Situationen Revue passieren. Dabei habe ich das Projekt mit anderen sportlichen Angeboten kontrastiert, um ein Gespür dafür entwickeln zu können, was das Capoeira Projekt aus Sicht der Jugendlichen ausmachte und wie genau sie es erlebt hatten. Innerhalb dieses Interviews stellte ich auch Fragen zu dem Abschlussevent, der Roda, und der Persönlichkeit des Meisters. Innerhalb der gesamten Zeit hat es sich ergeben, dass ich an zwei Terminen zwei Jugendliche zusammen interviewte. Das ist daran zu erkennen, dass die Befragten nicht mit B abgekürzt sind für Befragte, sondern mit 1 und 2. Diese Interviews haben durch ihre Dynamik einiges konkretisieren können, was bis dahin unverständlich blieb. Diese Interviews wurden genauso systematisch ausgewertet wie die Einzelinterviews.

5.4.3 Inhaltsanalyse

Die Inhaltsanalyse wurde von Philip Mayring entwickelt und basiert auf einer quantitativen Methode aus den Kulturwissenschaften (Mayring und Gahleitner in Bock et al. 2010, S.295). Dabei wurde die Methode für die Verwendung in der qualitativen Forschung derart modifiziert, dass Vorteile beibehalten wurden, was ermöglichte, in der Anwendung diese Vorteile auf

„qualitativ- interpretative Auswertungsschritte zu übertragen und weiterzuentwickeln. Charakteristisch für das Verfahren ist eine regelgeleitete, methodisch kontrollierte Auswertung unter Einbezug festgelegter Gütekriterien. Im Zentrum der Analyse steht ein prozessual entwickeltes Kategoriensystem.“(ebd.).

Mayring bietet dabei verschiedene Vorgehensweisen an. Die meistverwandten sind dabei die zusammenfassende, die explizierende und die strukturierende Inhaltsanalyse. Innerhalb der Sozialen Arbeit hat sich gezeigt, dass die Inhaltsanalyse im Besonderen dort zum Einsatz kommt, wo subjektive Bewältigungsstrategien im Zentrum der Forschung stehen (Mayring und Gahleitner in Bock et al. 2010, S.298f.). Da ich mir rückbezüglich meiner Erarbeitung des Forschungsstandes zum Thema Gewalt und meinen Vorannahmen hinsichtlich der Bedeutung des Körpers innerhalb alltäglicher Praktiken der Inhaftierten sicher war, dass Bewältigung ein vorherrschendes Thema werden würde schaut man auf die leibliche Dimension des Handelns, schien mir die Inhaltsanalyse einmal mehr für meine Forschung geeignet.

4.4.3.1 Inhaltlich-strukturierende Inhaltsanalyse

Für meine Studie hatte die Inhaltsanalyse mehrere Vorteile. Zum einen konnte ich die große Menge an Interviews bearbeiten (insgesamt 41 Interviews mit den Inhaftierten plus 5 Interviews mit Angestellten). Ich habe die erste Interviewrunde (13 Interviews) komplett transkribiert und analysiert. Zum anderen, was wesentlich bedeutsamer war, wurde es möglich in den Interviews nach Stellen Ausschau zu halten, in denen die Jugendlichen Erlebnisse und Erfahrungen mit leiblichen Regungen in Verbindung bringen.

Ein weiterer Vorteil dieser Variante ist es, dass sie induktiv-deduktiv angewendet werden kann (Mayring und Gahleitner in Bock et al. 2010, S.296f.). Mayring hat selbst in den letzten Jahren vermehrt darauf hingewiesen, dass es möglich ist seine Strategien derart anzupassen, dass sie die Kategorien stärker induktiv aus dem Material herleiten, dennoch hat er nicht viel und nichts sehr Genaues dazu geschrieben (vgl. Mayring 2015). Steigleder hat sich mit dieser Möglichkeit sehr intensiv auseinandergesetzt und ihre Arbeit bot mir einen weiteren Rahmen, an dem ich mich orientieren konnte (vgl. Steigleder 2008).

So konnte ich zunehmend das Verfahren an meine Arbeit und meine Fragestellung anpassen. Da ich aus meinen Erfahrungen und der Theorie, mit der ich mich fortwährend beschäftigte, dezidierte Vorannahmen entwickelt hatte, war es sinnvoll,

die Strukturierungsdimension auf körperliche und leibliche Erfahrungen/Erlebnisse auszulegen.

5.4.3.2 QCAMap

Um mein Material zu kategorisieren habe ich die von Mayring und Frenzel entwickelte Free-App QCAMap benutzt. Dieses Programm ist online hinterlegt und kostenfrei. Wichtig für die Verwendung war es, den Gütekriterien der Inhaltsanalyse entsprechend, sich mit jemandem zusammenzuschließen und gemeinsam das Material bearbeitet. Dementsprechend habe ich mir eine Partnerin gesucht und wir konnten gegenseitig auf unsere Materialien zugreifen, um auch online miteinander kategorisieren zu können. Dafür haben wir ein „Intercoder-agreement“ abgeschlossen. Die App bietet einem während des Prozesses und der verschiedenen Schritte, die man während der Analyse beschreitet, Hilfestellungen. So erinnert sie daran, dass Agreement abzuschließen oder Ankerbeispiele aus dem Material festzulegen.

Die drei Hauptkategorien als Ergebnis des Prozesses

Die Grundlage der Analyse formte die Forschungsfrage. Aus ihr wurden zwei Strukturierungsdimensionen abgeleitet, die wie eine Folie über das gesamte Material gelegt wurde und den Hintergrund für die Kategorien bildete. Das Kategoriensystem wurde aus dem Material selbst, also induktiv, entwickelt. Dabei stellte sich heraus, dass den Inhaftierten, die ich interviewte, mit Bezug zu Körper und Leib vier Bereiche intersubjektiv bedeutsam waren und die Struktur der Analyse bildeten: Gewalt, Drogenkonsum, Sport und Musik. Diese vier Bereiche bildeten die Kategorien, mit denen ich, immer die Strukturierungsdimension Körper und Leib im Hinterkopf, das Material durchforstete. Dann wurden Fundstellen markiert, welche automatisch einer der Kategorien zugeführt werden mussten. Aus diesen Fundstellen erstellte ich die Unterkategorien, welche ebenfalls induktiv waren (vgl. Mayring und Gahleitner in Bock et al. 2010, S. 299). Im Vorfeld konnte man durch die Kodier Regeln in das Programm eintragen, wie die Fundstellen strukturiert sein sollten. Ob einzelne Worte bereits eine Fundstelle ergaben oder ob es auch ganze Seiten sein konnten. Ich legte fest, dass es Passagen sein sollten, die nach dem Sinngehalt beurteilt wurden. Es wurden auch besonders prägnante Stellen ausgewählt und als Ankerbeispiele festgehalten, was der Orientierung und Abgrenzung mit Bezug zu der Auswahl der anderen Stellen diente.

Im Verlauf der Kategorisierung kamen neue Aspekte hinzu, die dann wieder am gesamten Material überprüft werden mussten (vgl. Mayring in Bock et al. 2010; Mayring 2015, 2016). Diesen Vorgang wiederholten wir so lange, bis keine neuen Aspekte mehr aus dem Material hervortraten. Am Ende dieses Vorganges bestand mein System aus Kategorien und Passagen, welche es erlaubten, einen Überblick über alle relevanten Stellen zu bekommen und rückblickend auf die Frage Sinnabschnitte/Textstücke auszuwählen, die im Ergebniskapitel herausgestellt und interpretiert werden konnten.

Anonymisierung der Daten

Die Namen der Jugendlichen sowie andere Namen und Ortsnamen wurden in den Interviews und der Darstellung wichtiger Passagen innerhalb der Transkripte anonymisiert. Dabei wurden keine spezifischen Regeln befolgt, sondern Sinn und Zweck der Änderung der persönlichen Daten war der Schutz der Jugendlichen. So wie die alltagssprachlichen Redewendungen der Jugendlichen ebenso transkribiert wurden, so wurde auch darauf geachtet, dass die Jugendlichen nicht mehr erkenntlich waren. Dennoch war es auf Grund der spezifischen Straftaten und der Verflechtung in die biografischen Daten nicht möglich, Rückschlüsse auf die Personen zu verhindern. Da es nur wenige Jugendstrafanstalten im Vergleich zu Strafanstalten für Erwachsene gibt und das Projekt durch die Medien ging, da die Strafanstalten immer um ein positives Image und innovative Projekte (zumindest ein paar Anstalten) bemüht sind, kann durchaus herausgefunden werden, um welche Strafanstalt es sich in der vorliegenden Arbeit handelt. Dementsprechend wurde noch sorgsamer mit den Daten verfahren, und auch die Schilderungen, die sich auf das Personal beziehen, wurden Best möglichst anonymisiert. Passagen zu dem Verhalten der Bediensteten aus meinen Notizen, die durchaus interessant gewesen wären und mitunter dazu beigetragen hätten, die Tragweite für das Erleben der Jugendlichen mit Blick auf die Wucht der Lebenssituation Haft nachzuzeichnen, habe ich bewusst ausgespart, um die Bediensteten zu schützen. Somit habe ich mich einmal mehr auf meine Fragen und deren Beantwortung fokussiert und innerhalb meiner Supervisionssitzungen einen anderen Verarbeitungs-Kanal, als den der Abbildung der Erfahrungen in der Arbeit, gewählt. Aus all diesen Bedenken heraus habe ich mich in Rücksprache mit meiner

Betreuerin dafür entschieden, die Transkripte zu archivieren und unter Beschluss zu halten und sie dieser Arbeit nicht anzuhängen.

5.4.3.3 Analyse der Entstehungssituation

Da es die Gütekriterien der qualitativen Inhaltsanalyse vorsehen, dass die Entstehung der Interviews dezidiert dargestellt wird und dies für mich ein notwendiger und sinnvoller Einstieg in das Forschungsfeld ist, werde ich im Folgenden die Annäherung an die Heterotopie mit der Beschreibung einer Interviewsituation beginnen. Dieses Fragment kann verstanden werden als eine Annäherung, aber auch eine Einladung, sich aus meiner subjektiven Sicht in das Feld zu begeben, was ich durch Einblicke in meinen Forschungsalltag im Anhang der Arbeit ermögliche. Es war die Frage, welchen Teil ich diesen Fragmenten zuteile, ohne damit eine dritte Sorte Material in den Hauptkorpus der Arbeit einfließen zu lassen. Mit Blick auf die Lesbarkeit und die Beantwortung der Forschungsfrage entschied ich mich, Protokolle und dementsprechende Reflexionen den Leser*innen nicht vorzuenthalten, aber auszulagern. Diese Sorte Material ist stilistisch derart gestaltet wie der folgende Einstieg in eine Interviewsituation und vermag zu vermitteln, auf was ich im Feld stieß und wie ich Stück für Stück in die Atmosphäre der totalen Institution hineingezogen wurde. So können die Leser*innen den ethnografischen Einstieg in die Heterotopie dann einbinden, wenn sie dafür bereit sind. Zudem wird es möglich, das Capoeira-Projekt in die bestehenden Eindrücke einzugliedern und umso deutlicher die Linien zu ziehen, die das Projekt von den Alltagserfahrungen in der Strafanstalt abgrenzte.

Der Schilderung einer besonderen Interviewsituation schließen sich die Ergebnisse aus den Interviews an. Es ist ungewöhnlich, das Herzstück der Arbeit, das Capoeira-Projekt, an das Ende zu stellen. Es soll aber der Versuch unternommen werden, diese Arbeit derart zu verstehen, dass es Zeit und Muße braucht, um sich zu rüsten und dem eigenen Verständnis den Weg in ein scheinbar unwägbares Feld zu bahnen, um dann, wenn diese Grundlage gegeben ist, die Ergebnisse aus diesem konkreten Projekt besser einordnen zu können. Auf diese Weise soll es den Leser*innen ermöglicht werden, sich selbst ein Bild des Projektes zu machen, das Geschehene für sich zu deuten und im besten Fall weiterzudenken.

Setting der Interviews

Vor den Interviews mit den Inhaftierten erklärte ich jedem Einzelnen, dass sie nichts sagen müssten und ich ein Formular angefertigt hätte, auf dem steht, dass ich das Gesagte für meine Dissertation verwenden darf²⁶. Ich erläuterte, dass ich keine langen Passagen „verarbeiten“ würde, damit keine Rückschlüsse möglich würden. Keiner der Jugendlichen hatte daraufhin eine Frage oder äußerte Skepsis (was nicht als Zeichen von Zustimmung zu werten ist, sondern eher unter der Bedeutung der totalen Institution und ihren Regeln gelesen werden muss). Alle unterschrieben. Ich erklärte auch, warum ich ein Aufnahmegerät dabei hatte und dass dieses bei mir zu Hause unter Verschluss sei. Auch hierzu gab es keine Anmerkungen. Einleitend zu dem ersten Interview sagte ich den Jugendlichen, dass dieses Interview dazu dient, dass ich sie kennenlernen, da wir ja nun sechs Monate miteinander Capoeira erlernten und ich bisher nichts über sie wüsste. Mich würde alles interessieren, was sie mir erzählen wollten. An dieser Stelle sagte ich auch, dass ich nicht in die Akten geschaut hätte, was der Wahrheit entsprach und was ich auch zu keinem Zeitpunkt meiner Studie machte. Ich fügte hinzu, dass für mich nur relevant sei, was die Jugendlichen mir erzählen. Hin und wieder gab es die Nachfrage, wie sie anfangen sollten. Ob sie bei der Geburt oder der Inhaftierung beginnen sollten. Ich sagte, dass mich alles interessiere und sie es sich aussuchen könnten. Meist stiegen sie mit dem Beginn der Probleme ein. Das verwunderte mich nicht, da ich bei Rosenthal und Köttig ausführliche Hinweise dazu fand, wie Jugendliche mit schwierigen Biografien sich selbst präsentieren (vgl. Rosenthal et al. 2006). Mit Bezug zu meiner Zielgruppe umso einleuchtender, kamen die Jugendlichen bisher immer dann mit Erwachsenen aus dem Helfersystem ins Gespräch, wenn sie ihre Sicht der Dinge und Vorkommnisse mit Bezug zu ihren Straftaten schildern mussten, z. B. vor Gericht oder in Kontakt mit Sozialarbeiter*innen.

²⁶ Das war ein formales Vorgehen und gehörte für mich mit Bezug zu den ethischen Gesetzmäßigkeiten fest zum Ablauf. An dieser Stelle ist es dennoch wichtig zu vermerken, dass das gesamte Feld, Jugendstrafanstalt, das Capoeira Projekt und alle Begegnungen nicht aus dem repressiven Rahmen gelöst werden konnten und somit die Freiwilligkeit der Teilnehmern nur eine formale Freiwilligkeit darstellte. Die Jugendlichen stellten den Zusammenhang der Interviews zum Projekt nicht in Frage. Dennoch kann davon ausgegangen werden, dass sie vorerst die Interviews akzeptierten, um am Projekt teilnehmen zu können. Im Verlauf der Forschung sollte sich zeigen, dass die Interviews den Jugendlichen anfangen Spaß zu machen.

Ich wurde von den Jugendlichen gesiezt und mit Frau Feldermann angesprochen (bis auf eine Ausnahme, auf die ich noch zu sprechen kommen werde). Ich fragte die Jugendlichen vor Beginn des Gespräches, ob sie gesiezt werden wollen oder ob es in Ordnung sei, dass ich sie mit ihrem Vornamen anspreche. Im Gefängnis war das der Konsens. Die Jugendlichen wurden häufig mit dem Vornamen angesprochen, es sei denn, sie hatten etwas dagegen. Ich war mir nicht sicher, wie ich es machen soll, aber durch das Gesamtsetting und das gemeinsame Training erschien mir das als die plausibelste Vorgehensweise. Keiner der Jugendlichen hatte etwas dagegen, geduzt zu werden.

Die zweite und dritte Interviewrunde war thematisch, problemzentriert. So konnte ich die Themen aus den Interviews abgestimmt auf mein Erkenntnisinteresse vertiefen. Das dritte Interview stellte das Capoeira-Projekt in den Fokus, wobei ich enttäuscht war, wie wenig „reichhaltig“ die Aussagen auf den ersten Blick waren. Da ich zu Beginn meiner Arbeit dachte, dass die Interviews den Kern des Erkenntnisses ausmachen würden, beschlich mich hin und wieder die Angst, keine aussagekräftigen Veräußerungen zu finden und eine schlechte Arbeit zu verfassen. Je mehr jedoch die Anstalt und das performative Setting in den Vordergrund traten und die Ethnografie präsenter machten, umso mehr notierte ich mir und wurde sicherer im Umgang mit meinen Daten.

Im Folgenden möchte ich kurz auf zwei besondere Interviewsituationen eingehen, ohne das gesamte und besondere Feld Jugendstrafanstalt als solches zu beleuchten, da das in dem Kapitel zur Heterotopie Gefängnis vorgenommen wird.

Die Interviews mit den Inhaftierten haben je in unterschiedlichen Räumlichkeiten stattgefunden. Zu Beginn des Projektes hatte ich die Erwartung, dass die Jugendlichen vielleicht ungern interviewt würden und es dementsprechend nicht sehr einfach sein würde, die Termine zu vereinbaren. Von Anfang an war mir bewusst, dass ich Vertrauen gewinnen müsste. Vertrauen in das Projekt, aber auch in die mir noch unbekanntes Jugendlichen und nicht zuletzt Vertrauen in mich und meine Fähigkeiten als Forscherin.

Vor Beginn meines Projektes bekam ich eine kurze Einweisung, wie ich mich innerhalb der Institution verhalten müsse. Dazu gehörte es, nicht einfach alleine durch die Institution zu streifen und auch ein Notfall-Alarmgerät bei mir zu tragen. Dieses Gerät

sieht aus wie ein Walkie-Talkie und hatte oben einen roten Knopf. Wenn man das Gerät schief hielt, fing es an zu piepsen. Wenn man die Halterung des Kabels zur Befestigung entfernte (oder daran zog oder aus Versehen daran hängenblieb), piepte es ebenfalls, ebenso wenn man den Knopf drückte. Nach 10 Sekunden würde, wenn man den Grund für das Piepsen nicht behebt, ein Generalalarm ausgelöst. Das heißt, dass unverzüglich alle Inhaftierten in ihre Zellen gebracht und verschlossen werden müssen und die Sicherheitsbeamten der gesamten Anstalt an den Ort eilen, von dem das Signal ausgeht. Von Anfang an hatte ich große Angst, diesen Alarm auszulösen und es fiel mir schwer, von den Jugendlichen ausgehend Gefahr zu empfinden, vielmehr beängstigte mich die Atmosphäre, das Klima der Verachtung und die Kälte in der Strafanstalt. Aus heutiger Sicht wundere ich mich selbst darüber, dass ich von Beginn an an der Seite der Jugendlichen stand und ihnen gegenüber nie das Gefühl hatte, in Gefahr zu sein. Aus diesem Grund ignorierte ich die Anweisung, ein derartiges Gerät mit mir zu führen. So wie alles was mit mir passierte, während ich mich in der Anstalt aufhielt, zeigt die Situation mit dem Gerät mehrere Ebenen von emotionaler Verstrickung und Verlangen nach Positionierung auf. Ich klammerte von vornherein aus, dass der Aufenthalt und die Begegnung mit den Jugendlichen gefährliche Aspekte mit Blick auf meine Unversehrtheit auswies und blockte der Arte Gedanken. Ich fand es außerdem schwierig, den Jugendlichen Vertrauen für ein Interview abzuverlangen, wenn ich mich selbst hinter diesem Gerät verstecken würde. Ich wollte ihnen nicht das Gefühl geben, auf der einen Seite Angst mit ihnen in Verbindung zu bringen, und auf der anderen Seite war es mein Wunsch, jeglichen Eindruck von Schwäche zu vermeiden. Zudem nahm seinen Lauf, was mich weiter begleitete und mich auch in den Supervisionen und in der Auswertung meiner Aufzeichnungen sehr beschäftigte: Ich war mit dem Eintritt in die Haftanstalt auch eine Fläche für leibliche Gegenübertragungen der Jugendlichen. So war es der Wunsch in Opposition zur Strafanstalt zu gehen der nicht genuin mein Wunsch war, sondern es waren die Gefühle, der Frust und die Wut der Jugendlichen, die mir keine Wahl mit Bezug zu meiner Position der Anstalt gegenüber ließen. So habe ich die erste Interviewrunde komplett ohne Gerät geführt. Die Interviews fanden in verschiedenen Wohngruppen und innerhalb der Wohngruppen in verschiedenen Räumen statt. Ein Interview führte ich in der Sozialtherapie (SoTa). Ein Haus, in dem „besondere“ Straftäter untergebracht waren. Im Vorfeld hatte ich schon viel von den Inhaftierten und den Angestellten über „diese“ Inhaftierten gehört. Was mir in besonderer Erinnerung blieb,

war die Erzählung zu einem Jugendlichen. Er soll seiner Freundin mit einem Hammer den Schädel eingeschlagen haben, weil das Abendessen nicht fertig war, als er nach Hause kam. Ich hörte immer wieder unglaubliche Geschichten zu Straftaten, die für Außenstehende abstrus und beängstigend gewirkt hätten. Ich selbst arbeitete mit den Jugendlichen zusammen, die Straftaten aus dem „normalen“ Spektrum begangen hatten, was es mir erleichterte das Menschliche in den Fokus der Betrachtung zu stellen. Bis auf diesen einen jungen Mann, den es nun galt im Interview kennenzulernen.

In diesem Haus gab es darüber hinaus Inhaftierte mit Straftaten aus dem sexuellen Bereich, auch pädophile Jugendliche. Aus jenem Grund waren diese Jugendlichen gesondert untergebracht und hatten zum Beispiel gesonderte Zeiten in der Sporthalle (um sie vor Übergriffen durch andere Jugendliche zu schützen). Mir war es von Anfang an wichtig, allen Jugendlichen die Möglichkeit zur Teilnahme zu geben, allerdings wünschte ich mir insgeheim, dass aus diesem Haus kein Interesse vermeldet würde. Nachdem die Anmeldungen getätigt waren, gab es auch eine aus der eben beschriebenen SoTa. Mir war mulmig zumute, das Gerät ließ ich dennoch an der Pforte. Der Sozialarbeiter in der Abteilung war von Anfang an sehr nett. Ich empfand ihn als sehr sympathisch und fragte mich, wie er wohl damit zurechtkäme, mit „diesen“ Jugendlichen zu arbeiten. Das Gebäude, in dem er tätig war, befand sich etwas abseits der anderen Häuser. Ich wusste noch nicht genau, welcher der Jugendlichen aus dem Haus kam. Mir war nur bei der Projektpräsentation, auf die ich später noch genauer eingehen werde, aufgefallen, dass ein Jugendlicher aus dem Rahmen fiel. Er hatte etwas Weiches und Verletzliches an sich, und meine Sympathie war sofort auf der Seite dieses Jungen.

Wie ich dann feststellte, war es eben dieser junge Mann, der aus der SoTa kam.

Zuerst holte mich der Sozialarbeiter ab und führte mich durch grell beleuchtete Gänge und Treppenhäuser nach oben in seine Wohngruppe. Wir unterhielten uns, und ich kam mir in jenen Gängen sehr verloren vor. Um zu diesem Haus zu gelangen, gab es zwei Möglichkeiten. Zum einen existierte ein Eingang direkt vom Hof (das Herzstück der Anstalt mitsamt Sportplätzen), zum anderen gab es einen Eingang neben dem Tor zur Sportabteilung. Dort mussten auch die Besucher hin, die die Inhaftierten besuchten, denn die Besuchsabteilung lag im selben Gebäude wie die SoTa. An ihr gingen wir vorbei, und der Sozialarbeiter erklärte mir, wie ein Besuch hier in der Regel

abließ. Später, mit Kenntnis von mehreren Anstalten, dachte ich sehnsüchtig an die Atmosphäre in dieser Anstalt mit jenen netten Kollegen zurück, damals war ich erschrocken, und es brach mir geradezu das Herz, mir vorzustellen, was in den Menschen vorging, die sich hier unter Bewachung und immer im Kontext der begangenen Straftaten wieder begegnen mussten.

Oben angekommen, zeigte er mir den Raum, in dem ich das Interview halten würde. Der Raum war nicht überwacht und lag am Ende des Ganges. Es stellte sich ein ungutes Gefühl ein, Angst hatte ich allerdings keine. Ich würde es eher als mulmige Aufregung beschreiben und ein darauf bedacht sein, wie ich in der Situation verfahren würde. Dann kam der Jugendliche herein. An dieser Stelle finde ich es lohnend, diese Interviewsituation genauer zu beschreiben, da sie sehr besonders war und die Ambivalenz meiner (vorbehaltlosen, naiven) ethischen Haltung sowie meiner Empfindungen und Positionierungen PRO Inhaftierten ausdrucksstark aufzeigten.

Die Situation: Als die Türe sich öffnet, steht er vor mir. Genau dieser Jugendliche, den ich in der Sporthalle beobachtet hatte, weil er aus dem Rahmen fiel. Wieso war denn ausgerechnet er hier? Er war so dünn und schien zu zerbrechlich, mit seinen schönen Locken. Er hatte etwas Kindliches. Er lächelte mich an, und mein Blick fiel auf seine Hose. Das konnte nicht wahr sein. Seine Hose war im Schritt zerrissen, man konnte die Unterhose sehen! Was war jetzt zu tun? Wusste er, dass seine Hose zerrissen war? Hatte das keiner gesehen? Hatte er keine andere oder war es ihm egal? Mir wurde heiß und ein Wechsel aus Entsetzen und Schamgefühl ließ mir das Blut in den Kopf schießen. Weggucken, ich befahl mir sofort wegzugucken, meine Blicke glitten zurück zu seinem Gesicht, und ich lächelte ihn an – geschafft. Ich musste nun schnellstmöglich darüber hinweggehen und das Gespräch beginnen. Der Jugendliche setzte sich mir gegenüber in einen Sessel. Ich saß unterhalb des Fensters auf einem Sofa. Breitbeinig saß er mir gegenüber und strahlte ein unvorhersehbares Maß an Selbstsicherheit aus. Ich war froh, dass er sich nicht zu mir setzte. Wir fingen an uns zu unterhalten.

Da dieser Jugendliche nicht in dem Projekt blieb und es auf eigenen Wunsch nach zwei Monaten verließ (wobei er nur zwei Mal an dem Training teilnahm und wir die Vermutung hatten, dass sein Anreiz die gemeinsame Interviewsituation mit mir war), möchte ich an dieser Stelle einen Moment verweilen und ihn teilen.

Insgesamt dauerte dieses erste Gespräch zwei Stunden, in denen der Jugendliche sich sehr gut gelaunt zeigte und mir aus seinem Leben erzählte. Ich erappte mich häufig dabei zu denken, dass er nun wirklich nicht in dieses Setting passte und ich mir nicht erklären konnte, warum er hier war (zu diesem Zeitpunkt hatte ich keine Kenntnis seiner Delikte), wenn ich ihn auch als etwas übergriffig empfand (aus heutiger Sicht ärgere ich mich über meine sehr „zurückhaltende“ Umgangsweise). Er sah so ganz anders aus. Nicht so viele Muskeln und diese komische, prollige Sprache. Er war sanft und zerbrechlich, das dachte ich immer wieder. In seinen Schilderungen inszenierte er sich als der Junge von nebenan. Er erzählte aus der Schulzeit, er war Schulsprecher gewesen, und bevor er inhaftiert wurde, war eigentlich alles ganz normal. Mit den Mädchen lief es auch ganz gut, soweit. Er hatte eine beste Freundin, die er sehr vermisste, und eine liebevolle Mutter. Gegen Ende des Interviews führte er mich in seine Straftat ein. Er hatte ein Mädchen zum Sex gedrängt. Das hätte er nicht machen dürfen, das verstand er nun. Er hatte nicht begriffen, dass sie eigentlich keinen Sex mit ihm haben wollte. Sensibler hätte er sein müssen, aber damals verstand er nicht, dass eine Enthaltung auch ein Nein bedeuten könnte. Er hatte gedacht, sie will es auch. Es war ihm wichtig, mehrmals zu betonen, dass sie nie Nein gesagt und es somit keinen Hinweis für ihn gegeben hätte. Er sprach sehr abgeklärt hinsichtlich der Situation, dem Mädchen und seiner diesbezüglichen Reflexionen. Nun wüsste er, er müsste sensibler sein. Es tät ihm auch leid, und er würde sich sehr gerne entschuldigen, was er mit Rücksicht auf das Opfer natürlich nicht machen würde.

Ich war noch immer verwundert über die zerrissene Hose, traute dem Jugendlichen jedoch (noch) nicht zu, dies absichtlich getan zu haben, und so führte ich mein Interview. Wir verabschiedeten uns, beide gut gelaunt, und ich ging zu seinem Sozialarbeiter.

Auf Grund dieses Gesprächs mit dem Sozialarbeiter fiel ich geradezu in eine Schockstarre. Mein Kollege war keinesfalls überrascht darüber, dass die Hose zerrissen war. Er erzählte mir den Tathergang aus Sicht des Gerichts, und ich fühlte mich beschämt. Wie konnte ich nur so dumm sein? Nachdem wir nach dem Interview den Raum verließen, dachte ich noch bei mir: Oh Mann, der Arme. Er hat es einfach nicht gewusst, und dafür ist er hier? Zwischen all diesen gefährlichen Jugendlichen, dabei hat er etwas so Reines, Kindliches? Ich ärgerte mich sogar darüber, dass dies zur Inhaftierung geführt hatte, und zu KEINEM ZEITPUNKT stellte ich seine

Schilderungen in Frage. Da stand ich nun. Eine Wissenschaftlerin, die sich derart blenden ließ. Wie konnte ich jemals von mir angenommen haben, reflektiert zu sein? Von einem analytisch-wissenschaftlichen Verstand gar nicht zu sprechen.

Den Schilderungen des Sozialarbeiters nach war die Situation folgende: Der Jugendliche hatte sich an mehreren Frauen vor seiner Inhaftierung vergriffen und sie unter Gebrauch eines Messers vergewaltigt. Eine der Frauen, oder vielmehr Jugendliche, hatte eine geistige Beeinträchtigung und schwärmte für den Jugendlichen.

Ich schämte mich meiner selbst und fragte mich, was diese Szene mit mir zu tun hatte. Ich erkannte, dass ich sehr naiv an die Interviewsituationen herangegangen war und beschloss nun besser auf meine Kolleg*innen zu hören und trug fortan das Gerät bei mir.

Die anderen Interviewsituationen waren sehr heterogen, wobei dies die extremste aller Situationen war, die derart nachhallte, dass ich mir nie wieder dieses Interview angehört habe (da ich nur die Interviews der Jugendlichen einbezog, die dabeiblieben).

Die anderen Interviews fanden alle in den Wohngruppen der „Regelhäuser“ statt. Die Stationen sind derart konzipiert, dass die Zugänge durch ein kleines Tor führten und man in der Mitte des Ganges, zwischen jeweils zwei Wohnbereichen, stand. Darin ähnelten sich die Häuser. Relativ mittig, je nach Haus verschieden angeordnet, traf man den Gemeinschafts-/ Freizeitbereich an, die Büros der Sozialarbeiter*innen, eine kleine Küche für die Inhaftierten, ein Büro für die Schließer und ein Duschaum. Der Freizeitbereich war in allen Häusern sehr ärmlich ausgestattet, manche gaben sich Mühe, ihn etwas wohnlich zu gestalten, in den anderen Häusern gab es zeitweilig überhaupt keine Möbel mehr, als Sanktion für die Gruppe. Wenn man den Freizeitbereich betrat, stand dort immer (außer bei Sanktionen) ein großer Tisch mit vielen Stühlen, ein bis zwei Sofas und Sessel. Es gab auch einen Fernseher und in manchen Häusern Pflanzen. Häufig waren die Wände bunt gestrichen, und es hingen Bilder an den Wänden. Dann gab es in jeder Station einen Raum neben dem Raum der Schließer. Dieser Raum war durch ein Fenster mit dem Raum des Überwachungspersonals verbunden. Die Gardinen waren auf der Seite des Personals. Ich begann meine Interviews in meinem „Lieblingshaus“. Was es dazu machte, waren die Sozialarbeiter*innen, zu denen ich ein freundschaftliches Verhältnis aufbaute, und

die Jugendlichen. Die Jugendlichen aus diesem Haus waren innerhalb der Gruppe die aufgeschlossensten und meiner Wahrnehmung nach auch die lustigsten. Aus heutiger Sicht erkläre ich mir das so, dass die Jugendlichen aus diesem Haus den engsten Bezug zueinander hatten und somit eine besondere Stimmung in die Gruppe trugen. Die Sozialarbeiter*innen dieser Gruppe waren sehr witzig und lebensfroh, so dass die Stimmung dort immer lustig war und wir gemeinsam mit den Inhaftierten viel lachten.

Der Raum, in dem ich die meisten Interviews führte, da die meisten Jugendlichen aus meiner Capoeira-Gruppe von dieser Station kamen (fünf von 13), war immer belebt. Dort stand auch der Kühlschrank mit den Lebensmitteln wie Käse oder Wurst für Frühstück und Abendessen. Wenn man den Raum betrat, schaute man direkt auf die Sofas. Eines stand vor Kopf unter dem Fenster, das andere rechts daneben. Daneben befand sich der Kühlschrank. Das Zimmer war in der Regel sehr unordentlich, aber trotzdem gemütlich. Links stand ein runder Tisch mit vier Stühlen. Es gab auch einen Bürostuhl, der aber defekt war. Zudem befand sich links noch ein Schrank. Links war auch das Fenster zum Bediensteten-Zimmer. Letzteres lag quer gegenüber den Büros der Sozialarbeiter*innen. Dort gab es immer einen leckeren Cappuccino für mich und die Inhaftierten oder etwas Süßes. Es gab auch Spiele, und häufig waren die Türen, in dieser Station, offen. In diesem Haus war alles etwas anders. Man konnte die Sozialarbeiter*innen häufig mit den Jungs „schreien“ hören, wobei das Schreien oft eher lustig war als ein dominantes Schreien. Oft konnte man die Sozialarbeiter*innen und die Jugendlichen lachen hören. Einige Male aß ich auch gemeinsam mit der Gruppe, wenn ich vorher oder nachher ein Interview führte.

Die Interviews führte ich, bis auf zwei Gruppendiskussionen gegen Ende des Projektes, alle am Tisch. Ich setzte mich nicht immer gleich hin, das machte ich davon abhängig, wo die Jugendlichen sitzen wollten. Meistens saß ich mit dem Rücken zum Fenster. In diesem Haus kamen regelmäßig Bedienstete oder Inhaftierte ins Zimmer hinein. Es gab in jedem Haus einen Hausarbeiter pro Station, der die Wäsche wusch und sich um allgemeine Belange kümmerte. Das war sein Job. In dieser Gruppe war es ein Jugendlicher aus dem Capoeira-Projekt, der regelmäßig hineinkam, aber alle klopfen vorher an. Wie bereits erwähnt, verbrachte ich nach dem Sportbereich die meiste Zeit in dieser Wohngruppe und fühlte mich sehr wohl.

In den anderen Häusern glich der Raum eher einer Rumpelkammer. Immer gleich waren die Fenster zum Bediensteten-Raum und ein Fenster nach außen. Es gab stets einen Tisch, mal mit vier und mal mit nur zwei Stühlen, ein Sofa und einen Sessel.

6. Ergebniskapitel Teil I: Interviews. Die drei Hauptkategorien aus den Interviews als Voraussetzung zur Analyse des Capoeira-Projektes und Lebensweltliche Annäherung an die Bewältigungsstrategien der Jugendlichen

Bevor ich anfang, die Interviews zu führen, plante ich, nur problemzentrierte Interviews zu nutzen. So wäre es durchaus möglich gewesen, die konkreten Erfahrungen der Jugendlichen zu meiner Fragestellung, dem körperlichen und leiblichen Gehalt des Capoeira-Projektes, zu erfragen. Doch nicht nur die Versprachlichung derartiger Erfahrungen hätte sich problematisch gestaltet. Mir wurde sehr schnell klar, dass ich einen anderen Bogen spannen musste, um meine Fragen beantwortet zu bekommen. Denn die Antworten der Jugendlichen bezüglich der Erfahrungen im Capoeira-Projekt konnten nur dann aus Sicht der Akteure nachvollzogen werden, wenn in einem vorherigen Schritt eine Annäherung an die Vorerfahrungen und Überzeugungen stattfand und die Aussagen der Jugendlichen somit eingebettet werden konnten in einen Gesamtzusammenhang von Sinn und Handeln, immer die Bewältigung betreffend.

Was die Resozialisierung angeht, musste ebenso ein Gespür dafür entstehen, was es für die Jugendlichen braucht, um ein Verhalten zu zeigen, das ihnen hilft, den Alltag mit seinen Herausforderungen und Schwierigkeiten (im Besonderen hinsichtlich der Gefühle und kollektiven Atmosphären) zu bestreiten, ohne auf delinquentes Verhalten zurückgeworfen zu sein.

Um eine Aussage darüber treffen zu können, ob das Capoeira-Projekt etwas zur Resozialisierung beitrug, war es ratsam, sich mit der Sozialisation der Jugendlichen, dem Prozess der Werdung, jedoch nicht mit dem Blick auf die Entstehung der Delinquenz, sondern auf die Bewältigungsstrategien zu schauen, da die Literatur wenig bis nichts über die Bedeutung der leiblichen Dimension von Bewältigung vermag auszusagen, diese Dimension für die vorliegende Arbeit von tragender Bedeutung war (siehe Kapitel 2 zur Bewältigung). So hielt ich, wie bereits im Methodenkapitel beschrieben, das erste Interview offen und ermöglichte den Einstieg in die Welt der Jugendlichen. Was ich folgend verstehen sollte, war, dass Phänomene, die gemeinhin mit Delinquenz und zu vermeidendem Verhalten in Verbindung gebracht werden, unverzichtbar für das (emotional-leibliche) Überleben der Jugendlichen sind, und es

genau dieser Punkt ist, von dem aus beurteilt werden sollte, wie sinnvoll das Projekt aus Sicht der Jugendlichen war.

Zudem ergab sich die Chance, das Projekt mit den Bewältigungsstrategien zu vergleichen, die die Jugendlichen gemeinhin nutzten. Darüber hinaus wurde es möglich, durch meine Teilnahme und der Analyse meines ethnografischen Materials zu interpretieren, ob das Projekt den Rahmen in Form einer kollektiven Atmosphäre dafür bot, dass die Jugendlichen sich einander nähern und für sich daraus Erfahrungen ziehen konnten, die ihnen halfen, den Gefängnisalltag derart zu bestreiten, dass dem Verhalten, was per Institution zu sanktionieren ist (gewaltsame Konflikte, Drogenkonsum ...), eine Alternative hinzugefügt werden konnte.

Durch die Interviews war zu erwarten, dass die Schilderungen an die bestehende Gewaltforschung und die Forschung zum Lebensverlauf delinquenter Jugendlichen angeschlossen werden konnten. Was zu Beginn meiner Studie besonders interessierte und meinen Anknüpfungspunkt an das Desiderat darstellte, war das Vorhaben, anhand der Analyse der Daten die Praktiken, die es den Jugendlichen ermöglichen, den Alltag und die schwierige Biografie zu bewältigen, auf ihre körperlichen und leiblichen Aspekte hin zu untersuchen. Mit der Konkretisierung der Vorannahmen fiel mir auf, dass die bekannten Strategien wie Gewalt und Drogen eng an die Körpererfahrung gekoppelt waren oder vielmehr immer durch das motorische Körperschema (vgl. Leib und Gefühl S. 47f.) vollzogen wurden, und ich fragte mich, wie die Jugendlichen jene Praktiken genau leiblich erlebten und wie diese zusammenhingen, oder auch nicht. Darüber hinaus begann ich mich mit den nicht-delinquenten, bekannten Praktiken junger Männer zu beschäftigen, und mir schienen Sport und Musik eine Ebene zu sein, die viele junge Männer und auch delinquente junge Männer teilten. Dachte ich diese vier Kategorien zusammen, war es umso spannender zu hinterfragen, ob es Gemeinsamkeiten im Erleben während dieser Bewältigungsstrategien gab, wofür sie jeweils standen und ob es überhaupt sinnvoll war, diese Praktiken zusammenzudenken. Mit dem ersten narrativen Interview ließ ich mich sehr genau auf die Lebenswelt der Akteure ein und fand Zugang zu der Biografie. Das war sehr hilfreich, um das Geworden-Sein zu verstehen und die Praktiken mit Rückblick auf die Theorie zu vertiefen. So wurde deutlich, dass die Gewalt, welche die Jugendlichen im familiären Kontext erlebten, sie zwar zu Gewalt unter z. B. Peers veranlasste, dass dieses Phänomen aber in der Ausprägung und Qualität des

Erlebens derart facettenreich war, dass genauer darauf eingegangen werden musste. Es war innerhalb vieler Interviews nicht möglich, die Kategorien, voneinander zu trennen und zu unterscheiden. Es wurde zunehmend deutlich, dass die Drogen, die Gewalt bedingen konnten, oder die Gewalt das Konsumieren von Drogen voraussetzte oder dass die Drogen die Form der Gewalt beeinflussten oder zum Verzicht von Gewalt führten. Zudem konnte nachgezeichnet werden, dass es einen Einfluss von Drogen auf den Sport gab oder sich durch den Sport der Verzicht auf die Drogen einstellte. Besonders interessant war die Tatsache, dass eine darunterliegende Ebene herausgearbeitet werden konnte, die ich „unbewusst“ von vornherein mitdachte (durch meine theoretischen Vorannahmen), die aber für das Verständnis der Lebenswelt und der Praktiken immens wichtig sind: das körperliche und leibliche Erleben eben dieser Praktiken. Zudem war es nicht nur bedeutsam, das Verständnis durch die Kategorien aus den Interviews zu schärfen und den Fokus der Betrachtung auf eine ressourcenorientierte Weise zu legen. Es war wichtig, dieses Verständnis und diesen Zugang zu erarbeiten, um von dort aus das Capoeira-Projekt zu erschließen. Durch die Autoethnografie und die Interviews zum Projekt konnte ergründet werden, ob es sinnvoll war, mit Kenntnis der Bewältigungsstrategien, jenes Projekt anzubieten. Was konnten Gemeinsamkeiten oder vielmehr Überschneidungen im Erleben sein? Was bewirkte dieses Projekt aus Sicht der Jugendlichen, und konnte es gelingen nachzuzeichnen, was genau mit Blick auf die subjektive aber auch die kollektive Atmosphäre geschah und welche Aspekte der Leibphänomenologie geeignet sind, die Erlebnisse zu systematisieren und in ihrer erlebten Qualität zu rekonstruieren?

6.1 Annäherungen an Gewalt

Vor Beginn der Studie war davon auszugehen, dass körperliche Gewalt, Drogenkonsum und auch Gewalterfahrungen während des Aufwachsens Momente sein würden, die die Jugendlichen gemeinsam hatten. Anhand meines Forschungsstandes konnte bereits einiges erläutert werden, was die Vorannahmen stärkte, was aber auch erkennen ließ, dass im Hinblick auf die leibliche Dimension der Phänomene bisher wenig bekannt ist. So blieb fraglich, wie Erlebnisse so dargestellt werden konnten, die eine überwiegend vorsprachliche Qualität aufweisen und die nur sehr begrenzt versprachlicht werden könnten.

Es war abzuwarten, wie die Jugendlichen ihre Erfahrungen konkret ansprechen würden und was sie sichtbar machen wollten. Während der Interviews stellte sich

zunehmend heraus, dass der Kontext für die Praktiken immer eng an Bewältigung und Ermächtigung in Form des eigenleiblichen Spürens und Reagierens auf Betroffenheit gebunden war. Die Ausführungen von Jessel dazu, wie Jugendliche, die aus einem belasteten Umfeld kommen, Identität herausbilden, waren sehr hilfreich, um zu verstehen, dass das Repertoire an Handlungsweisen ein sehr begrenztes ist. Er konstatiert, dass die verschiedenen „Dimensionen des Identitätsgefühls“ das Handeln und das Wohlbefinden der Jugendlichen begründen und der Zuspruch von außen mit Blick auf das Handeln handlungsleitend sind. Dabei spielen die erlebte Anerkennung von Bezugspersonen und die Anerkennung von sich selbst sowie das Gespür, ob das eigene Handeln mit Blick auf den Identitätsentwurf authentisch und zielführend ist eine tragende Rolle. Darauf gründen die Bewältigungsstrategien und Handlungsmöglichkeiten der Jugendlichen. (vgl. Jessel 2010, S. 166)

In seinen Ausführungen spielen das Ohnmachtserleben und die darauffolgenden Reaktionen Jugendlicher eine maßgebliche Rolle. Im Bezug zum Strafvollzug konnte hinreichend, wenn auch mal deutlichere, mal weniger konkrete Aussagen der Jugendlichen gefunden werden, offengelegt werden, wie ohnmächtig sie sich der Institution und deren Mitarbeitern gegenübersehen, was zum vertiefenden Verständnis innerhalb des Kapitels zur Heterotopie Gefängnis (im Anhang) kontextualisiert und interpretiert wurde.

Dieses Ohnmachtserleben war bereits immanenter Bestandteil in der Kindheit der Jugendlichen. Wie sich zeigen wird, hatte dies zur Folge, dass die Jugendlichen nicht nur traumatische Erfahrungen aus ihrer Vergangenheit, die leiblich erinnert werden, fortwährend bearbeiten mussten um so die leiblichen Konsequenzen wie den Sog in Wut oder die leibliche Disposition des Zorns zu bearbeiten, sondern dass die re-traumatisierenden Erfahrungen im Hier und Jetzt, verstärkt durch die Erlebnisse und Affizierungen innerhalb der Atmosphäre des Gefängnisses, die Empfindungen der Jugendlichen potenzieren und sie kontinuierlich Strategien der Bewältigung anwenden müssen um nicht fortwährend den eigenen Gefühlsausbrüchen unterworfen zu sein.

Meistens tauchten die Erzählungen zum ersten Drogenkonsum oder der ersten Schlägerei in Verbindung mit traumatischen Erfahrungen in der Familie auf. Dieser Zusammenhang ist soweit auch durch andere wissenschaftliche Arbeiten belegt (Sutterlüty 1998, 2003; Eckert et al. 2012, 2000; Bereswill 2002). Was jedoch aus dem vorliegenden Material hervortrat, war die Sinnhaftigkeit der Praxis hinsichtlich der

Bewältigung aktueller und akuter Probleme, die die erlernten Praktiken nicht nur unentbehrlich machten auf Grund des Geworden-Seins und der leiblichen Erinnerung, sondern über Jahre hinweg andere Dimensionen des Erlebens in den Vordergrund stellten, anhand derer die Jugendlichen sich zunehmend besser fühlen konnten und der Bedrängnis durch latente Gefühle entkamen, zumindest im Horizont des Hier und Jetzt für den Moment.

6.1.1. Gewalt ist (k)eine Kompetenz

An dieser Stelle soll sich erneut dem Phänomen Gewalt gewidmet werden, nun auf der Grundlage der Interviews. Der Titel des Kapitels intendiert, dass Gewalt, wie bereits seit dem ersten Kapitel thematisiert und nimmt man sie als Phänomen ganzheitlich in den Blick und unterwirft man sie nicht neoliberaler-bildungsbürgerlicher Moralvorstellungen, eine Dimension innehat, die für manche eine Ressource darstellt. Dieser Blick auf Gewalt soll nun durch die Aussagen der Jugendlichen kontextualisiert und ausdifferenziert werden.

6.1.2. Überschneidungen und gegenseitige Bedingung

In den vertiefenden Interviews versuchte ich, die Jugendlichen besser zu verstehen, welche Praktiken es waren, die sie für sich regelmäßig vollzogen, um dem Alltag zu entfliehen oder den Herausforderungen und Problemen im Alltag etwas entgegenzusetzen. Ich fragte in manchen Interviews sehr offen danach, was ihnen hilft, wenn sie Stress haben. In der folgenden Passage habe ich versucht, die Frage nach den Praktiken zu konkretisieren, da der Jugendliche sehr schnell und sehr viel erzählte und häufig abschweifte. Daher fragte ich nach vier Bereichen in seinem Leben, die ihm helfen, seinen Alltag zu meistern.

I: „Wenn du jetzt vier Bereiche nennen müsstest, was wäre das für dich?“

B: Ich würde sagen: ähm, Familie, also wenn ich mit der Familie bin. Wenn ich Sport mache, ja, wenn ich in meinem Rausch bin, also wenn ich kiffe oder so. Ja, und dann, wenn ich mein Geld hab.“

An dieser Stelle macht der Jugendliche eine Kategorie auf, auf die er später mit der Schilderung genauer Situationen immer wieder zurückkommt: der Rausch. Was er in der kurzen Passage auf den Konsum von Marihuana bezieht, erklärt er an anderer Stelle mit Blick auf der Suche nach Stress, dem Spaß und der Notwendigkeit, sich an einem „Scheißtag“ zu prügeln. Er konnte sehr eindrücklich beschreiben, welche

Wechselwirkung die Stimmung auf die Drogen und die Drogen auf die Stimmung haben und wie das wiederum das konkrete (Gewalt-)Handeln beeinflusst.

Mit Rückbezug zu den Ausführungen von Schmitz schreibe ich Drogen eine gemeinhin verstärkende Eigenschaft zu. Somit ginge die Richtung des Erlebens nicht aus den Drogen hervor, sondern sie assoziieren sich mit den *Stimmungen* (als etwas Weites, wie der Verzweiflung) oder den *Erregungen*, zu denen ich Aggression und Wut zähle. Das ist insofern bedeutsam, als dass es verständlich werden lässt, dass die Jugendlichen zum Beispiel zu Marihuana greifen, um ein anderes, angenehmes Gefühl zu sich und der aktuellen Situation (oder gefühlten Ausweglosigkeit) und als Gegenpol zur vorherrschenden und teils quälenden leiblichen Disposition zu erschaffen; was sie damit allerdings vielmals auslösen, ist ein wesentlich profunderes und verstärkendes Gefühl dessen, was sie vormals erlebten und was die akute Verzweiflung bestärkt. An der Vielschichtigkeit der Erfahrungen, die aus den Interviews hervortraten, wird offenkundig, dass Drogen nicht immer diesen Effekt auf das Erleben haben. Wie noch deutlich werden wird, gibt es auch Momente, in denen ein Ausbruch aus der Situation erfahren wird, die die Jugendlichen kurzfristig in ein besseres und positiveres Erleben entführen. Das sind meines Erachtens die Beweggründe für die Einnahme und teilweise auch die Abhängigkeit von den Drogen. Die Herausforderung in der Darstellung der Ergebnisse bestand darin, etwas linear abzubilden, was zirkulär verläuft und mehr wie ein Geflecht verstanden werden kann, wobei jedes Geflecht, jede Geschichte der Jugendlichen, anders verläuft.

Im Bezug zu (körperlicher) Gewalt waren die beschriebenen Phänomene wesentlich differenzierter als die Passagen zu den Drogen. Gewalt war ein bedeutsames Thema für die Jugendlichen: zum einen als ein Mittel, sich in der Peer-Gruppe zu behaupten oder zum anderen Situationen herbeizuführen, in denen es zu körperlichen Auseinandersetzungen kommt und die die Möglichkeit bieten, den viel erwähnten Hass auszuleben. So berichtet ein Jugendlicher, dass er an den Wochenenden früher bewusst „auf die Jagd“ gegangen ist und sich schlagen wollte, um sich zu schlagen und dem Bewusstsein für einen Moment durch das Ausleben der gespürten Enge und Spannung zu entfliehen.

Bevor nun verschiedene Facetten des Gewalt-Er- und Auslebens aufgezeigt werden, wird mit einem Bereich angefangen, der die Jugendlichen, und zwar alle diese Arbeit

betreffenden, interviewten Jugendlichen, von frühester Kindheit prägte und sie in dem gewalttradierten Umfeld sozialisierte.

Die Bedeutung der biografischen Gewalterfahrungen wurden bereits von Sutterlüty oder Köttig (Sutterlüty 1998, 2003; Rosenthal et al. 2006) anhand von Fallstudien herausgearbeitet und in den Bezug zum Verlauf der delinquenten Karriere gestellt. Dadurch konnte der Zusammenhang zwischen Gewalterfahrung und Gewaltausleben nachgezeichnet werden. Jessel legt den Fokus der Erfahrungen auf die Zwischenleiblichkeit und die Bedeutung der Ohnmachts- und Missachtungserfahrung in der Kindheit und Jugend. Er ergänzt die Tragweite des Erlebten für das Heranwachsen und die Herausbildung der Identität um eine weitere Ebene des Erlebens, die Viktimisierung, die einen ebenso bedeutenden Einfluss auf die Entwicklung hat:

„Ohnmachtserfahrungen machen Kinder und Jugendliche sowohl als Opfer (direkte Viktimisierung) als auch als Zeugen (indirekte Viktimisierung) von Gewalthandlungen.“ Diese Erfahrungen begründen bei den Kindern ein Gefühl von Kontrollverlust und die Angst, wieder Opfer von Gewalt zu werden, was durch die Erfahrung verstärkt wird, nicht geschützt worden zu sein. Jessel konstatiert, dass diese Ohnmachtserfahrungen sowohl Projektionen als auch Bewältigungsstrategien wie Gegengewalt hervorbringen können. Er zitiert Sutterlüty und verweist auf die Konsequenzen des Erlebten bei den Opfern, denn die:„, [...] nehmen die Gewalt schließlich als probates Mittel wahr, ihre Ohnmacht zu beenden‘ (Sutterlüty 2003, S. 179)“ (Jessel in Huster und Wendler 2015, S. 319).

Ich kann mich den Ausführungen Jessels mit Blick auf mein Material vorbehaltlos anschließen. Was ich jedoch in den Interviews antraf und was mich daraufhin sehr betroffen machte, war die Art der Darstellung, gerade bei sehr drastischen Erfahrungen. Diese Eindrücke machten mich sehr hellhörig im Bezug zu den Schilderungen und verschärften meine Wahrnehmung für die Art der Darstellung.

Ich konnte zwei Aspekte der Distanzierung zu den eigenen Erfahrungen herausstellen, die aufzeigten, dass die Jugendlichen ihre Erfahrungen noch nicht bewältigt hatten oder diese aktuell nicht leiblich zugänglich waren; davon, dass sie sich ihrer selbst ermächtigen konnten und somit das Vergangene verarbeitet hatten, war noch weniger auszugehen. Dies ließ sich zum einen daran feststellen, dass die Darstellung

hinsichtlich des eigenen Erlebens auf einer Ebene verlief, die die Jugendlichen „locker“ schildern konnten und die darüber Aufschluss gab, dass die Form der Präsentation versicherte, dass das Geschehene „lapidar heruntergerasselt“ wird und anscheinend noch nicht Gegenstand einer therapeutisch-leiblichen Auseinandersetzung mit dem Ziel der Emanzipierung zu dem Geschehenen und den „Schädigern“ war. Die Gewalt durch Eltern oder Geschwister oder an diesen wurde häufig als selbstverständlich oder gar witzig präsentiert, wie ich nun genauer anhand einiger Passagen interpretieren werde. Die (Ohnmachts-) Gefühle, die die Jugendlichen innerhalb der Situationen empfanden, waren nicht Gegenstand der Erzählungen. Von den Gefühlen sprachen die Jugendlichen erst ab dem Zeitpunkt wieder, wenn sie schilderten, welche Strategien sie anwandten, um die Situationen, die sie betroffen gemacht hatten, zu bewältigen. Es kann davon ausgegangen werden, dass diese Erfahrungen für das subjektive Erleben der Jugendlichen nicht zugänglich sind und sie sich somit von sich, ihrem Körper und dem leiblichen Erleben, distanzieren. Das hat zur Folge, dass sie keinen Zugang finden und dieser Zugang durch Interventionen erst wieder *bottom up* (Jessel 2010), von Gefühlen hinauf in die Reflexion, ermöglicht werden muss. Da es ein leibliches Erleben ist, was mit der Gewalt einherging, muss es ein leibliches Erleben sein, was die Erfahrungen „überarbeitet“. Somit sind Therapien, die bei Sprache und der Ratio ansetzen, an diesem Punkt un-nützlich und verkürzt.

6.1.3. Sozialisation, Gewalt, Familie und Peer-Gruppe

So vielschichtig die Schilderungen der Jugendlichen waren, umso größer war die Herausforderung, die Phänomene einzuordnen, zu kategorisieren und zu verstehen. Dafür bedurfte es der Rückbindung an bereits bestehende Definitionen, die im Stande waren zu erklären, aus welchen Motiven sich Gewalt ableitet und wie sie an Affekte, *Atmosphären* und subjektive Gefühle gekoppelt und auf diese bezogen waren. Es war weiterhin die Frage, wie die Passagen, die aus dem Material extrahiert wurden, gedeutet werden konnten und welche Begriffe und Definitionen zu Hilfe genommen werden konnten. Jessel bezieht seine Ausarbeitungen zu Gewalt und Ohnmachtserleben auf verschiedene Grundformen hinsichtlich der Erscheinung von Gewalt. Dabei ist auch die Sprache von Affekten und Emotionen. Im Folgenden wird eine Passage vorgestellt, die etwas offenlegt, was sich mit Bezug zum Gewalt-Diskurs allgemein einstellt, die Ausführungen in dieser Arbeit erschwerte, aber ebenso notwendiger erscheinen ließ: die Bedeutung der Gefühle und Emotionen für gewaltsames Handeln und die Möglichkeit, Gewalt als Bewältigung jener Gefühle zu

nutzen. Um meinen Standpunkt betreffs der theoretischen Erarbeitung, aber auch der Abgrenzung zu bereits Bestehendem deutlich machen zu können, knüpfte ich an den Stand der Forschung zu Emotionen und Gewalt an, wie ihn Jessel abgebildet hat, um anschließend das Thema mit Blick auf meine theoretische Verortung und Erarbeitung zu erweitern und eine klare theoretische Diskrepanz aufzuzeigen. Jessel bezieht sich auf Nolting, der negiert, dass aggressives oder gewalttätiges Verhalten immer auf einem aggressiven Bedürfnis beruht. Dementsprechend haben Konzepte wie die der Aggressionspsychologie zwei Typen von Gewalt erarbeitet, die man als:

*„**affektive bzw. instrumentelle Aggression** bezeichnet (vgl. Nolting 2005, 125). Die affektive Aggression wird durch eine emotionale Reaktion wie beispielsweise Ärger oder Wut hervorgerufen und erhält ihre Befriedigung aus der Schädigung bzw. Schmerzzufügung, d. h. dem aggressiven Verhalten liegt ein Aggressionsbedürfnis zugrunde. Sie wird teilweise auch als **feindselige, emotionale oder Ärger-Aggression** bezeichnet. Instrumentelle Aggressionsformen sind demgegenüber auf einen Nutzeffekt, wie zum Beispiel Anerkennung oder materiellen Gewinn gerichtet, wobei die Schädigung bzw. Schmerzzufügung lediglich Mittel zum Zweck ist, d. h. in diesen Fällen liegt dem **aggressiven Verhalten ein nichtaggressives Bedürfnis zugrunde.**“*

Weiter wird definiert, dass es noch einen Typen von Gewalt gibt, der zu keinem der vorher aufgeführten Typen passt und der als persönliche Neigung oder Sadismus umschrieben wird. Diesen Typ nennt er spontane Aggression oder auch Lustaggression, den Sutterlüty mit dem Begriff der intrinsischen Gewalt umschreibt. Weiter wird von bio-psychologischen Phänomenen gesprochen die sich darauf beziehen, dass Gewalt ausbricht, was unter leibphänomenologischer Perspektive nicht nur nicht hinlänglich ist, sondern auch das Potential verschenkt, die Dimension dessen zu erkennen was passiert, wenn Wut sich ihren Weg bahnt oder Menschen in Form einer Atmosphäre mit Aggression auflädt, die sich dann wieder innerhalb dieser Atmosphäre entlädt. (Jessel 2010, S.189f.)

Durch hinzugezogenen Ausführungen wird verdeutlicht, dass Gewaltformen, und wunderlicherweise auch jene, die sich auf die Affekte beziehen (und auch in kollektiven Atmosphären entstehen können), bisher in verschiedene, überwiegend rational-intentionale Kategorien eingeteilt wurden und somit defizitär oder unvollständig systematisiert und begründet wurden.

Dadurch sind diese Kategorisierungen für die vorliegende Arbeit nicht hinlänglich, da anhand der Interviews deutlich wurde, dass Gewalt sich häufig in einer Weise abspielt, in der die Jugendlichen nicht die Entscheidung treffen, derart agieren zu wollen, sondern in der die Situation passiert, da die Jugendlichen von ihr betroffen und affiziert sind. Jene Form der Gewalt wird verständlich, wenn man sich mit dem Phänomen der kollektiven Atmosphäre von Schmitz beschäftigt und ihm folgend in Anwendung auf Gewalt analysiert, dass die Atmosphäre, in die die Jugendlichen geraten, bereits die Situation ist, die das Verhalten intendiert.

Aus diesem Verständnis heraus sind die Erklärungen der Gewaltformen, wie sie bisher in der Literatur zu finden sind, nicht ausreichend, um das Phänomen ganzheitlich zu betrachten und somit zu verstehen, was genau in jenen Situationen geschieht. Es war das Vorhaben innerhalb dieses Kapitels, die nicht-intentionale Ebene der Gewalt vorzustellen und sie als Herausforderung für die Interventionen der Sozialen Arbeit zu verstehen. Denn wenn davon ausgegangen werden kann, dass Gewalt mitunter nicht intentional verläuft und der Jugendliche nicht durch kognitiv-rationale Strategien auf sein Verhalten einwirken kann und dass die Institution Gefängnis mitunter Gefühle und Emotionen verstärkt, die die Jugendlichen als belastend empfinden, wird deutlich, dass es anderer Mittel für die Resozialisierung bedarf als Interventionen, die sprachlich flankiert auf den Verstand der Jugendlichen zugreifen wollen. Jessel kontrastiert die Theorien hinsichtlich der Kategorisierung von Gewalt und ihrer Entstehung und vermerkt, dass die Ausführungen nicht darauf Bezug nehmen, dass es auch Mischformen der Entstehung gibt.

„Diese Differenzierung in verschiedene Aggressions- bzw. Gewaltformen beschreibt Idealtypen, die in der Realität häufig vermischt vorkommen bzw. miteinander interagieren. Sie bietet jedoch einen Analyserahmen, der das Verstehen von aggressivem bzw. gewalttätigem Verhalten erleichtern kann, denn in der Regel liefert die sichtbare Erscheinungsform von Aggression und Gewalt keine ausreichenden Informationen zu den ihr zugrundeliegenden Motivationen“ (Jessel 2010, S. 189ff.).

Anknüpfend an das, was die Theorie bisher hervorgebracht hat, wurde zwar deutlich, dass Gewalt sehr facettenreich ist und die Formen der Gewalt und ihrer Erscheinung differenziert zu betrachten sind. Was meine Frage nach der nicht-intentionalen Ebene von Gewalt betrifft, wurde ich in der bisherigen Theorie nicht fündig.

6.1.4. Gewalt in der Familie

Die Schilderungen zu gewaltgeladenen Situationen in der Familie waren heterogen, und auch die Intensivität der Schilderungen ging bei den Jugendlichen weit auseinander. Während einige sehr viel zu den Geschehnissen in der Jugend erzählten, sprachen andere nur verkürzt von familiären Gewalterfahrungen. Dass Gewalt in der Familie eine Rolle spielte, konnte ich allen Interviews entnehmen. Ebenso die Verschlechterung in der Beziehung zu Familienangehörigen durch die Adoleszenz und die zunehmende Bedeutung der Peer und delinquentem Verhalten.

„Mein Vater, mit dem habe ich mich nie gut verstanden seitdem ich, poah, seitdem ich 12 bin, ja. Hab ich mich mit dem nie mehr gut verstanden. Da habe ich angefangen zu rauchen und ab und zu mal zu kiffen, dann habe ich mal aufgehört, weil der mich erwischt hat. Danach so mit 16, 17, das hat mich dann gar nicht mehr interessiert, ja. Da hat der mir immer so Ohrfeigen gegeben. Keine Ahnung, mit Gürtel, Fäuste. Schläge, hat mich gar nicht interessiert, ja.“

In diesem Abschnitt wird offenkundig (wie bereits vorangehend erwähnt), wie der Konsum von Drogen mit der zunehmend problematischen Beziehung zum Vater zusammenhängt. Die Probleme mit den Eltern entwickelten sich meist mit Beginn der Pubertät. Innerhalb der Interviews war darauf Bezug nehmend häufig die Rede davon, dass die Väter zunehmend gewalttätig reagierten, die Mütter hingegen versuchten, die Jugendlichen vor den väterlichen Übergriffen zu schützen. Manche brachten dies mit der Überforderung der Eltern in Zusammenhang und gaben sich die Schuld an den Entwicklungen. Ab einem gewissen Zeitpunkt scheint es dem Jugendlichen egal zu werden, ob sein Vater ihn schlägt. Er schildert weder, was es mit ihm körperlich macht, von seinem Vater geschlagen zu werden noch wie es sich anfühlt und welche Gefühle er damit in Verbindung bringt. Seine Verletzungsoffenheit und Ohnmacht dem Vater gegenüber hat er dadurch überwunden, dass er sich (emotional) vom Vater emanzipiert, daran zerbricht die Beziehung. Er entscheidet nun selbst darüber, was er macht und lässt sich von seinem Vater nichts mehr vorschreiben.

B: „Ja, bei manchen, auch wegen mir, der hat sich immer geschlagen mit andere Leute wegen mir, ja.“

I: „Dein Vater hat sich mit anderen geschlagen wegen dir?“

B: „Ja, weil der mich auch so gehauen hat und danach, keine Ahnung, danach zurückgehauen, danach irgendwas mit meinem Vater mit dem anderen Vater, hat sich gehauen, aber mit dem Hammer auf den losgegangen. Das war schon ne schlimme Erfahrung.“

I: „Und du warst dabei?“

B: „Ja, dann haben die den mitgenommen. Polizei ist dann auch gekommen, danach haben die alles blockiert, die Straßen und so, danach, die haben sie, wenn noch einmal so passiert, dann kommen wir noch mal, und dann nehmen wir dich mit. Das zweite Mal, der hat das noch mal gemacht, dann haben die wieder die ganze Straße blockiert, Polizei und so, und danach haben die den mitgenommen. Mein Vater ist abgehauen so schnell, dann haben die den erwischt wieder, dann haben die den mitgenommen, danach war der bei so ner Therapie.“

Dieser Jugendliche schildert eine Situation, in der der Vater inhaftiert wurde. Zuerst schlägt der Vater ihn und er schlägt ebenso zurück, sodass andere umstehende Menschen eingreifen, worauf sein Vater den Vater eines Jungen mit einem Hammer angreift. Das hat den Jugendlichen stark belastet, und er bezieht die Verantwortung für die Eskalation der Situation auf sich. Was er dann ein zweites Mal gemacht hat, bleibt unklar. Auffallend an dieser Situation ist die Brutalität, mit der der Vater vorgeht, die jedoch nicht Gegenstand der Erzählung ist. Nur daran, dass die Polizei sogar die Straßen abspernte, um den Vater zu inhaftieren, verdeutlicht das Gewaltpotenzial, welches von dem Vater ausgeht.

Diese Schilderung zur Gewalt bei Vätern ist nicht die einzige mit der Intensität verwunderlich jedoch ist, dass die Gefühle der Jugendlichen nicht Bestandteil der Erzählungen sind. Es wird vielmehr berichtet, wie sich die Situationen zugetragen haben, als wären die Jugendlichen Außenstehende, die mir von etwas erzählen, was sie beobachtet haben. So erzählte ein Jugendlicher, dass sein Stiefvater seine Mutter „abstach“, mit 17 Messerstichen, und der Jugendliche die stark blutende Mutter auf den Händen ins Krankenhaus trug. Was mich verwunderte, war, dass die Intensität der Gewalt, die die Jugendlichen erlebt hatten, nicht konsequenterweise dazu führte, dass sie ebenso handelten. So wurde der Jugendliche, der die Mutter in Krankenhaus

trug, nie anhand von Gewaltdelikten auffällig; er war sehr ruhig und eher ein „Opfer-Typ“.

In der folgenden Passage spricht ein Jugendlicher über die Gewalt zwischen ihm und seinem Bruder. Während er mir davon erzählte, lachte er viel, und durch seine Gestik deutete er an, dass das alles eher als Spaß verstanden werden sollte, und normalisierte seine Schilderungen durch Kommentare wie: *„So ist das nun mal unter Brüdern.“*

„Dann ist meine Schwester irgendwann ausgezogen, war ich immer mit meinem Bruder alleine. Haben wir immer so brüderliche Kämpfe gemacht. Das hat meiner Mutter nicht so gut gefallen. So ist es auch zu meinen Narben gekommen. Hier zum Beispiel, da hat mein Bruder mich von meinem Bett runtergetreten, dann bin ich auf die Anlage gefallen. Von der Anlage auf einen Schrank, und von dem Schrank auf einen Glastisch. (lacht) Ääh, oder so, wenn man sich mal gestritten hat, mein Bruder, der hat mal nen Schraubenzieher in der Hand, und ich habe den als genervt, ich hab gesagt: ‚Geh weg von mir, nerv mich nicht, nerv mich nich.‘ Ich hab den halt so provoziert, ich war noch klein, ich fand das witzig. Und dann bin ich weggerannt, und dann hat der mir den Schraubenzieher hinterher geworfen in mein Rücken.“

Hier macht der Jugendliche deutlich, dass er sich (mit-)verantwortlich am Entstehen der Situation sieht. Er habe seinen Bruder provoziert, da er noch klein war (und er aus heutiger Sicht anders handeln würde). Was an seinen Schilderungen verwundert, ist, dass die Situation unvollständig dargestellt wird. Die Brüder streiten, und daraufhin sagt der Jugendliche, dass sein Bruder weggehen soll. Das intendiert, dass der Bruder ihn bedrängte und der Junge wollte, dass er davon ablässt. Heutzutage oder mit Blick darauf, dass er selbst die Situation provozierte und um die Ängste, die damit verbunden waren, abzuschwächen, deutet er die Situation als Spiel, das ihm Spaß machte und stellt die Aufforderung, von ihm abzulassen und so die Gefahr durch den Bruder zu bannen, als Witz dar.

Das ist insofern sehr bedeutsam, als dass die Jugendlichen Passagen zu Gewalt häufig in paradoxe Sinnzusammenhänge einordnen. So wird aus einer Situation, in der der Bruder den Jugendlichen bedroht und ihm einen Schraubenzieher in den Rücken wirft (welcher dort steckenblieb) ein Spaß, der unter Geschwistern üblich ist.

Die körperliche Verletzung und die Gefühle, die mit der Situation einhergingen, sind nicht Teil der Erzählung. Sie scheinen auch nicht mit der Erinnerung einherzugehen, der Jugendliche macht einen gut gelaunten Eindruck. Durch diesen Umgang mit traumatischen Erfahrungen wird es für die Jugendlichen möglich, sich selbst als aktiven und widerständigen Part einer Situation zu begreifen, die reell eher als bedrohlich, schmerzhaft und traumatisierend einzustufen wäre.

Die folgende Stelle stammt aus demselben Interview, in dem der Jugendliche wie eben beschrieben mit den eigenen, traumatischen Erfahrungen verfährt:

I: „und du hast von einem erzählt, der, mit dem hattest du immer brüderlich Kämpfe.“

B: „Ja, also mit dem ich mich früher geprügelt habe, der wohnt immer noch bei meiner Mutter. Wenn ich draußen bin, werde ich den sehen. Mit dem bin ich auch immer gut, ja. Äh, und wir haben halt immer so ein bisschen gekämpft, wie das halt so unter Geschwistern üblich ist.“

I: „Uhuum“

B: „Haben wir halt immer die Köpfe eingehauen so ein bisschen. Also, nach Geschwisterliebe halt auch, immer so ein bisschen gehauen so, heheeee, ja, und das ging halt immer weiter, immer weiter und immer weiter.“

Der Jugendliche bringt zwei Aspekte zusammen, die sich konträr gegenüberstehen: sich die Köpfe einzuhaue und die Liebe unter Geschwistern. Somit konstruiert er ein Verständnis von familiärer Liebe, innerhalb derer Gewalt, und mit Bezug zu der Äußerung „Kopf einschlagen“, massivste Gewalt, normal oder vielmehr ein Zeichen für eben diese Liebe ist. Das steht der konventionellen Deutung davon, was Liebe ist und wie sie gelebt wird, antagonistisch gegenüber. Er geht im Weiteren genauer auf seine Erfahrungen mit seinem Bruder ein und kontextualisiert sie, indem er mir die daraus hervorgegangen Narben präsentiert:

„(Der Inhaftierte beginnt seine Narben zu präsentieren und erzählt die Geschichten der Entstehung.) Das ist auch witzig, ja. Da hat mich mein Bruder mal, da haben wir auch so ein Spaßkämpfchen, ja, und ich habe den einmal fest geschlagen in den Bauch rein, ja, und dann hat er mich fest gegen das Ohr geschlagen, und dann kam hier so ein Riss, ja, das musste dann auch genäht

werden. Am Bein habe ich auch eine, da habe ich auch draußen jemanden gehauen, und der hat richtigen Hass auf mich gehabt, ja. Eigentlich, ich wollte gar nichts machen, ich wollte nur einkaufen gehen, also mir ein paar Sachen kaufen gehen, und dann wollte ich nach Hause, ja. Da hat der mich gesehen, wollte dann unbedingt (?), und dann wollte ich dem auch so einen High Kick geben, hat der meinen Fuß einfach festgehalten und mit nem Messer reingeschnitten. Dann hat der mich halt wieder so runter, ich mache so ‚ah ah‘, und dann kam auch ein Freund um die Ecke, dann habe ich dem eine gegeben, also dem, der geschnitten hat, auf die Nase. Der ist dann halt zurückgegangen, dann wollte der wieder kommen, und dann hat ein Freund den für mich weggetreten, so, weil ich lag am Boden, ich konnte nicht aufstehen, mein Bein hat weh getan, und dann ist es zu der Narbe gekommen, so eine hinten, Ellenbogen und sowas auch Narben, hier habe ich eine Narbe, da hat mein Bruder mir mal ne Zigarette ausgedrückt, weil ich Scheiße gebaut habe. Ja, und so kommt man zu seinen Narben.“

Hier bezieht der Jugendliche die Reaktion seines Bruders erneut auf sein vorangegangenes Fehlverhalten. Die Gewalt, die vom Bruder ausgeht, wird verharmlost und erscheint als notwendige Konsequenz. Diese Rekonstruktionen des Erlebten ermöglichen es, sich selbst nicht als Opfer der Situation zu begreifen, was gerade mit Blick darauf, dass die Jugendlichen sich in einem Gefängnis befinden und die Illusion aufrechterhalten müssen, Herr ihrer Sinne und des eigenen Lebens zu sein, sinnvoll erscheint. Gerade dadurch, dass Gewalt unter den Inhaftierten nicht die Ausnahme, sondern die Regel ist und mitunter der Klärung des Ranges innerhalb der Gefangenenhierarchie dient, ist dieses Verhalten nicht nur folgerichtig, sondern unabdingbar. Den Jugendlichen gelingt es, sich selbst als potenziell gefährlich, in jedem Fall aber autonom zu erleben, was sie durch die alltäglichen Inszenierungen in der Anstalt fortschreiben. In den Gesprächen mit den Jugendlichen wurde deutlich, dass die Jugendlichen, die von den anderen als stabil eingeschätzt wurden, weniger angegriffen oder abgezogen wurden als die, von denen offensichtlich keine Gefahr ausgeht. Somit war es bedeutsam, dass die Jugendlichen sich nicht nur in der Situation als mächtig präsentierten, sondern vor sich selbst keine Erfahrungen zulassen, die die Viktimisierungen und Traumata offenlegen. Die Jugendlichen deuteten diese Erfahrungen derart um, dass sie durch das Eingeständnis der eigenen Schuld an der Situation gleichberechtigter Part an der Szene wurden oder diese sogar

zu verantworten hatten, was ihnen das Gefühl gibt, die Kontrolle über die Situation zu haben und nicht davon überwältigt worden zu sein, ohne eine Chance gehabt zu haben, der Gefahr zu entkommen.

„Ja, aber mit dem hatte ich auch schon viel Stress, früher, wir haben uns immer viel geschlagen. War nicht jetzt diese Brüderschlägerei oder so, da ging es schon ein bissl härter zu. Also von mir aus, nicht von ihm. Er hat halt so ganz normal geschlagen oder so, und ich hab direkt 'n Messer geholt und hab den ins Bein gestochen, aber mittlerweile verstehen wir uns sehr gut (lacht). Ja. Ja, aber da lachen wir beide drüber, ja. Ja, also ne, das war so: Ich hab meine Verlobte geschlagen, und dann ist der dazwischen und hat gesagt, ich soll aufhören. Und dann hat der mich geschlagen. Und dann hab ich mit der Schreckschuss zwei Mal ins Gesicht geschossen, und dann hab ich Messer geholt und zwei Mal unter die Kniescheibe gestochen.“

In der nun folgenden Passage erzählt ein Jugendlicher von den Strafen, die er zu Hause zu erwarten hatte, wenn er sich falsch verhielt. Bei ihm waren die Rollen zu Hause konträr zu den Familien der anderen Jugendlichen verteilt. Wenn es Ärger gab, wurde die Mutter gewalttätig, und der Vater schwieg oder ermahnte.

Was hier ebenso wie in den anderen Schilderungen der Inhaftierten deutlich wird, ist das Lachen, mit dem die Geschichten erzählt werden, unter der Zugabe von Beschwichtigungen.

I: „Was ist das für ein Typ, dein Vater?“

B: „Der ist ganz chillig (lachend), meine Mutter ist eher streng.“

I: „Streng?“

B: „Also, eigentlich ist so keiner wirklich streng, aber eher die als mein Vater.“

I: „Ok, das heißt, was macht sie, wo du irgendwie sagen würdest, das ist streng?“

B: „Huuuum, die macht überhaupt was, mein Vater, der sagt gar nix.“

I: „Das heißt, ihr baut zu Hause Scheiße, auch gerade, als ihr kleiner wart, irgendwie gerade so du und dein jüngerer Bruder.“

B: „Ja, da hat immer meine Mutter irgendwie was gesagt.“

I: „Zum Beispiel, ich bin jetzt deine Lehrerin und rufe zu Hause an und sage: ‚Hier, Ihr Sohn hat mal wieder ein Telefon auseinandergelassen und mich damit beworfen‘, und du kommst nach Hause, was passiert dann?“

B: „(lachend) Dann habe ich immer erst mal Ärger von meiner Mutter gekriegt, ja.“

I: „Dann hat sie dich geschimpft.“

B: „Ja.“

I: „Oder wie lief so was ab?“

B: „Ja, meistens hat sie geschimpft oder mit dem Kochlöffel geschlagen oder so, das auch oft, meinen Bruder.“

I: „Den Kleinen?“

B: „Wenn wir was kaputtgemacht haben (lachend), die hat so ganz viele Keramiksachen, da bricht halt ganz schnell mal was ab. Wenn da was abgebrochen ist, und die hat das gefunden, da hat die uns immer gerufen und hat uns so lange immer auf die Hände gehauen, bis irgendwann einer von uns zugegeben hat, dass der das gemacht hat (lacht), ja.“

I: „Hast du das Gefühl, das hat was gebracht?“

B: „Ich fand das nicht so dramatisch, nicht so schlimm.“

I: „Und dein Vater, der hat eigentlich eher nix gesagt.“

B: „Ja, der war immer, wenn mit der Schule, wenn da was war, da hat der auch was gesagt, aber dem sind die Keramikfiguren egal (lacht).“

Was hier deutlich wird, ist, dass die Eltern sich nicht gegenseitig unterstützen, wenn die Kinder sich nicht so verhalten, wie es die Eltern erwarten. Die Mutter sanktioniert die Kinder empfindlich, wenn etwas zu Bruch geht. Sie ärgert sich, und ihr scheinen gerade die Keramikfiguren wichtig zu sein. Dem Vater sei das nach Aussage des Jugendlichen egal. Er hat resigniert und reagiert gar nicht mehr. Für den Jugendlichen scheint es gleichbedeutend, ob die Mutter schimpft oder mit einem Kochlöffel auf ihn einschlägt. Er normalisiert und bagatellisiert Gewalt und distanziert sich von seinem körperlichen und leiblichen Erleben. Im Folgenden soll eine Passage dieses Jugendlichen veranschaulichen, inwieweit die Gewalt nicht nur zu Hause für ihn normal gewesen zu sein scheint, sondern wie sich die Erfahrungen um und mit Gewalt in seiner Jugendclique fortsetzen.

6.1.5. Jugendspezifische Gewalt

Ebenso wie in den Passagen zu familiärer Gewalt gab es sehr ausführliche Erzählungen zu Schlägereien mit anderen Jugendlichen. Von 13 Jugendlichen sagten nur zwei, sich nicht geschlagen zu haben. Häufig ging mit den lapidaren Schilderungen zu einer Schlägerei die Überleitung zur ersten Inhaftierung einher. Somit führten diese

Ereignisse auf Grund von schwerer Körperverletzung dazu, dass die Jugendlichen in das Gefängnis kamen.

Folgendes wurde von dem Jugendlichen in diesen konkreten Zusammenhang gestellt. Da er nur nebenbei erwähnte, dass es eine Schlägerei mit Kieferbruch gab und er dann unmittelbar in die Inhaftierung übergang, fragte ich ihn am Ende des Interviews noch einmal nach dieser Situation.

In seiner Jugend wird der Jugendliche immer wieder durch Schlägereien auffällig. Wegen eines Gewaltdeliktens wird er auch das erste Mal inhaftiert. Damals verprügelte er einen jungen Mann derart, dass dieser massive Verletzungen davontrug. Als der Jugendliche davon erzählt, scheint ihn nur die Summe des Schmerzensgeldes zu beeindrucken.

I: „Ich denke nach. Kannst du mir mal so ne Situation genauer erklären von so ner Schlägerei? Also vielleicht, ob die nach der WM; wie läuft sowas ab bei euch? Oder? Genau, ja.“

B: „Huum.“

I: „Z. B: diese Situation bei der WM.“

B: „Da waren alle betrunken, dann passiert es schnell, denke ich ja. Da hatte mein Kollege irgendwie Stress mit dem, und dann haben die angefangen, sich da zu schlagen. Da sind von dem Typ noch ein, zwei Freunde dazugekommen. Und ich bin auch dazugekommen. Ja, und dann haben wir uns geschlagen (lachend).“

I: „Und, äh, wie sah das genau aus? Also.“

B: „Ich hab einem Typ einen Schlag gegeben, und dann ist sein Kiefer halt gebrochen, hier oben und hier unten das. Dann ist der halt auf den Boden geflogen, und dann ist Krankenwagen wegen dem gekommen und Polizei, und dann wurde ich festgenommen, ja.“

I: „Und dann bist du erst mal wohin gekommen?“

B: „Polizei, dann Bunker. Für einen Tag, und dann am nächsten Tag bin ich gleich hierhergekommen. U-Haft bis Gerichtsverhandlung. Ja. (...)“

I: „Haste aber nen harten Schlag.“

B: „Jo (lachend).“

I: „Und, ähm.“

B: „Davon muss ich auch noch 4.000 € Schmerzensgeld zahlen an den Typ, weil ich den einmal geschlagen hab, ist teuer. Genau.“

Diese Schlägerei war eine Schlägerei zwischen mehreren, betrunkenen Jugendlichen. Meuser beschreibt solche Gewaltsituationen in Gruppen mit Bezug zur Adoleszenz und zur „binnengeschlechtlichen Dimension“ (Meuser 2008, S. 5173f.) als typische Situationen in Form von Strukturübungen. Der Jugendliche hat einen anderen ins Gesicht geschlagen und seinen Kiefer gebrochen. Was ihm jedoch einzig Leid tut, ist die Summe des Schmerzensgeldes, die er daraufhin an den Betroffenen zahlen muss. Er resümiert, dass es teuer ist, jemanden zu schlagen, und lacht dabei. Die Tragweite dessen, was passiert ist oder hätte passieren können, scheint ihn nicht zu belasten. Die Situation, in der er sich geschlagen hat, war keine intentionale, in die er sich bewusst begeben hat, um sich zu schlagen. Er war der Gewalt nicht abgeneigt, Auslöser war allerdings eine Schlägerei eines Freundes, woraufhin sich die anderen Jugendlichen aus Solidarität ebenfalls schlugen.

„Um die Bedeutung des Geschehens in der binnengeschlechtlichen Dimension zu verdeutlichen, werde ich mich einem Phänomen zuwenden, dem in der pädagogischen Diskussion zur männlichen Sozialisation viel Aufmerksamkeit geschenkt wird und das für Irritationen sorgt. Ich meine das hohe Ausmaß an wettbewerbsförmig strukturiertem Risikohandeln, das für viele männliche peer groups im Jugendalter kennzeichnend ist (Meuser 2005). Es ist ein Handeln, bei dem mehr oder minder spielerisch, aber mit durchaus ernsten Folgen die Unversehrtheit des eigenen Körpers wie auch der Körper von anderen aufs Spiel gesetzt wird. Das Risikohandeln erfolgt nicht selten unter starkem Gruppendruck; gleichwohl bekräftigt die Anerkennung, die ein Riskieren des eigenen Körpers hervorruft, den geschlechtlichen Status. Im pädagogischen Diskurs über männliches Wettbewerbs- und Risikohandeln wird dieses vielfach als Ausdruck einer essentiellen Unsicherheit der männlichen Akteure hinsichtlich ihrer geschlechtlichen Identität interpretiert. Das Risikohandeln erscheint in dieser Sichtweise als ein kompensatorischer Akt angesichts einer fragilen Geschlechtsidentität. So werden die häufigen Schlägereien unter männlichen Schülern als tägliche Verteidigung einer herausgeforderten Männlichkeit beschrieben, die immer wieder unter Beweis gestellt werden muss. Dem ist insofern zuzustimmen, als die Männlichkeit den männlichen Adoleszenten nicht als unverbrüchlicher Besitz zu eigen ist. Sie muss, ganz im Sinne der Annahme des doing gender, durch bestimmte Praktiken immer wieder situativ hergestellt werden. Den eigenen Körper im Wettbewerb mit

anderen Schülern zu riskieren, ist ein Weg, dies zu tun. Es ist eine Form des doing masculinity“ (Meuser, 2008, S. 5173 f.).

Das wird auch an folgender Passage deutlich. Hier erzählt ein Jugendlicher von seinem Schulalltag und das Schlagen für ihn ein Mittel war, Aufmerksamkeit zu erregen und Anerkennung zu bekommen:

B: „Boden gefallen, und dann ist der aufgestanden, und dann ist der weggegangen. Ja.“

I: „Und du warst der King“.

B: „Ja (lachend), in der Schule war ich der King natürlich. Leute haben Video geguckt, ah da is Mehmet, guck mal, guck mal. Mädchen auch: ah da ist der Mehmet.“

Dieser Jugendliche, der auf mich stets einen sehr ausgeglichenen und ruhigen Eindruck machte, gab in den Interviews teilweise mit seinen Taten an und stellte sie auch immer in einen Kontext, der mir verständlich machen sollte, dass es eigentlich ganz logisch war, derart zu handeln. So richtete er sich mit seinen Erzählungen direkt an mich, z. B. „Wissen Sie, ich wollte mich gar nicht hauen.“ Er machte mich zu seiner Komplizin und versicherte sich durch seine Rückfragen, dass ich die Situation und seine Sichtweise auch „richtig“ verstehe. Die Jugendlichen wissen, dass es „nicht gut“ ist sich zu hauen, zumindest aus der Perspektive der Anderen. In Randgesprächen kamen wir auch immer mal wieder auf Interventionen zu sprechen, die die Jugendlichen durchlaufen hatten wegen ihres gewalttätigen Verhaltens. Aus Sicht der jungen Männer hat ihnen das nichts gebracht außer der Kenntnis, wie sie sich, zum Beispiel bei anwesenden Sozialarbeiter*innen derart äußern, dass ihnen dies vermeintlich zu Gute kommt. Dies würde bedeuten, dass die Jugendlichen sich disziplinieren und dressieren lassen, ihr Verhalten und die begründende Einstellung ändern sie nicht. Nimmt man ernst und wichtig, dass Gewalt auch ein *atmosphärisches Phänomen* und immer an den Körper und das leibliche Erleben gebunden ist, lässt sich erahnen, dass es nicht nur die Intention der Jugendlichen ist sich dieser, aus ihrer Sicht sinnfreien Interventionen zu versperren, sondern es gilt um die leibbezogene Dimension und ihrer Auswirkungen zu verstehen.

6.1.6. Ist Gewalt immer Bewältigung?

Die vorangegangenen Textpassagen und Interviewausschnitte haben eine Dimension von Gewalterleben und Gewalthandeln noch einmal genauer beleuchtet, die auch in anderen Arbeiten betrachtet wurden. Für diese Arbeit war es noch mal wichtig den Bogen derart zu spannen um nun einen Unterschied zu skizzieren oder vielmehr erneute darauf hinzuweisen, dass diese Dimension des Phänomens Gewalt durchaus bedeutsam ist, dass das Phänomen jedoch, wie gerade erneut herausgestellt, mehrere Dimensionen beinhaltet und dass gerade die Dimensionen, die mit der unwillkürlichen, leiblichen Erfahrung in Zusammenhang stehen, eine unbekannte Determinante bleiben. Ebenso verweist Meuser darauf, dass die Thesen, die Gewalt immer als Kompensatorium für männliche Identität und deren Herstellung begreifen, ebenso nur einen Teil des Phänomens beleuchten.

„Eine Beantwortung dieser Frage erfordert erstens, über eine Perspektive hinauszugehen, die männliche Gewalt in Defizitkategorien begreift und lediglich als kompensatorisches Handeln beschreibt. Männliche Gewalt kann auch, muß aber keineswegs Ausdruck einer fragilen männlichen Geschlechtsidentität sein. Und auch da, wo dies der Fall ist, hat die Gewalt eine weitere, eben ordnungskonstituierende Bedeutung. Die in den men's studies verbreitete Fragilitäts-Kompensations-Annahme, derzufolge Männer sich ihrer ‚eigenen (biologischen und sozialen) Männlichkeit permanent unsicher‘ (Kaufman 1996: 153) sind und Gewalt als Mittel zur Bewältigung dieser Unsicherheit einsetzen, erfasst allenfalls die ‚halbe Wahrheit‘ männlichen Gewalthandelns. Zweitens bedarf es einer differenzierenden Betrachtung, welche zwischen verschiedenen Dimension männlichen Gewalthandelns unterscheidet“ (Meuser 2001, S.2).

Böhnisch hat herausgearbeitet, inwiefern es Gewaltformen gibt, die als typisches Verhalten junger Menschen gedeutet werden können, und damit einer vereinfachten Pathologisierung gewalttätigen Verhaltens den Nährboden entzogen. Auch für die vorliegende Arbeit war zu vermuten, dass das Alter der Inhaftierten bei der Herstellung von Ordnung und Hierarchie und den legitimen Mitteln, um genau diese Ordnung herzustellen, eine maßgebliche Rolle spielt. Das ist insofern bedeutsam, als dass es ermöglicht, auf die anderen Aspekte von Gewalthandeln zu schauen, ohne dies als deviantes Verhalten zu deuten und somit die Akteursperspektive notgedrungen auszuklammern.

„Ich war auch in der Wohngruppe. Mit 10 Jahren bin ich in die Wohngruppe gekommen. Und das war bis 14, ja, bis 14 war ich in der Wohngruppe. Und, da hab ich halt vier Anzeigen wegen Körperverletzung bekommen. Das waren auch meine einzigen Anzeigen wegen Körperverletzung. Das waren halt viele Jungs, und jeder [hatte, Anm. der Verf.] halt anderes Denken. Und ja, da gab es halt ma Streit und so. Ja ... Weil, eigentlich so bin ich ein ganz lieber Mensch.“

Anhand dieser Passage wird deutlich, welche Konflikte es für den Jugendlichen mit sich brachte, unter anderen Jugendlichen in einer Institution zu leben. Die Normalität, die er mit Gewalt unter den Jugendlichen verbindet, tritt in dem Wort „halt“ hervor. Damit macht er klar, dass es so ist und es auch nicht anders hätte sein können. Für ihn scheint es logisch zu sein, dass Meinungsverschiedenheiten in körperlichen Auseinandersetzungen enden und dies aber keinen Rückschluss auf den Menschen an sich bedeutet. Denn selbst wenn er und andere Jugendliche sich auf Grund anderer Meinung schlugen, so sei er insgesamt ein „ganz lieber Mensch“. Somit ist die Gewalt nicht etwas, was mit ihm zu tun hat, sondern der Situation beizumessen ist.

6.1.7. Intentionale Gewalt als Folge leiblicher Erinnerung

Wie bei der Erarbeitung des Themas Gewalt sowohl im Desiderat als auch fortwährend durch die theoretische Unterfütterung gezeigt wurde, scheint Gewalt innerhalb des Diskurses einen intentionalen Impetus zu haben. Ob sie als Reaktion auf etwas verstanden wird oder zur Umsetzung von Interessen oder in Form eines spontanen Ausbruchs (was hochgradig leiblich wäre, dennoch aber rationalistisch re-konstruiert wird): sie ist und bleibt dabei intentional. Innerhalb meiner Interviews habe ich Passagen gefunden, die diese Thesen stützen. Anhand dieser, und es waren insgesamt wenigen Stellen, kann ebenso aufgezeigt werden, dass es Situationen gibt, in denen die Jugendlichen Stress suchen, was ein intentionaler Akt wäre. Was jedoch immer damit im Zusammenhang stand, war ein Grundgefühl des „abgefickt“-seins, eine leibliche Disposition, die sich ihren Weg bahnt.

B: „Aber wenn ich so schon abgefickt bin oder auf Kleinigkeiten reagiere oder wenn ich den Kampf anfangen will und Leute provoziere oder irgendwie, dann ist was anderes. Dann geh ich drauf, ist mir scheißegal. Mir geht es sowieso nicht gut.“

I: „Nichts zu verlieren.“

B: „Nichts zu verlieren, ja.“

Hier wird deutlich, dass der Jugendliche durchaus das Gefühl kennt, längerfristig abgefickt zu sein und diese leibliche Disposition und grundsätzliche Belastung ein Problem darstellt. Kommt zu dieser Belastung etwas hinzu, auch wenn es nur eine Kleinigkeit ist, wird er aktiv und bewältigt die Belastung durch das Ausagieren seiner Gefühle. Dabei ergreift er, wie oben beschrieben, die Initiative (was keinesfalls bedeutet, dass das Handeln nicht darauf beruht, Erleichterung verschaffen zu wollen, was somit die Motivation zu einer leiblichen Motivation Bewegung macht). Dabei weiß der Jugendliche, dass in dem Moment der Konfrontation die leibliche Disposition in den Hintergrund rückt und er zwischen Enge und Weite, und der zeitweisen Regression, wie sie für Schlägereien üblich ist, ein anderes Gefühl „erzeugt“.

An der Beschreibung, dass nun alles egal ist da der Jugendliche eh nichts zu verlieren hat wird noch ein anderer Aspekt deutlich, den ich in Zusammenhang mit dem leiblichen Befinden des Jugendlichen bringe. Er scheint sich verloren zu fühlen, in seinem Leben. Er hat nichts mehr zu verlieren und der Ausbruch, die Flucht in Gewalt, macht ihn lebendig, ermöglicht ihm, sich hier und jetzt in der Welt zu verorten und zu spüren, dass er Leben in sich trägt. Durch die primitive Gegenwart in Form der Anspannung leitet er die Entspannung ein, indem er die Anspannung ausagiert, sie abgibt. Dementsprechend mag die Situation, in der Gewalt ausgelebt wird, intentional herbeigeführt sein, die Erinnerung an das, was sie vermag auszulösen und was alles andere in den Hintergrund treten lässt, und somit eine Form von Motivation und Bewältigung wäre, ist das leibliche erinnern daran, was in Folge der Gewalt leiblich geschieht und wie der Jugendliche sich dabei und danach spürt. Dass dabei eine Hauptrolle dem erleben der Macht und der Ermächtigung über das Gegenüber aber auch den eigenen Körper zukommt, ist ebenso bedeutsam da auch dies leiblich erfahren wird. Dementsprechend kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass selbst die Situationen, in denen Gewalt als Vorsatz definiert werden kann, einen leiblichen Bezugsrahmen aufweist und die Intention bezüglich der Bewältigung der eigenen Lebenssituation, eine leibliche Dimension innehat. Dementsprechend ist es notwendig, den Jugendlichen andere Räume anzubieten, die ihnen ermöglichen sich mächtig zu fühlen und der aktuellen Lebenssituation etwas entgegen zu stellen, was durch den Rausch und den Austritt aus der Enge und Anspannung ein anderes Erleben ermöglicht...

6.1.8. Gefängnis als Atmosphäre der Gewalt

Interessant ist, dass die Gewalt unter den Inhaftierten als solche zunächst keinen Raum in den Interviews findet. Zu einem späteren Zeitpunkt gibt es aber in den meisten Interviews kurze Passagen, die zeigen, dass Gewalt im Gefängnis alltäglich ist, aber anders erlebt wird als Gewalt zum Beispiel außerhalb. So sagt ein Jugendlicher, er würde sich manchmal für Auseinandersetzungen „opfern“, um Kleinere zu schützen, und dass er manchmal vor der Freizeit beten würde, dass er sich heute nicht schlagen muss.

Die Gewalt im Gefängnis ist häufig auch mit der Angst verbunden, im Falle, dass Provokationen oder Übergriffe ignoriert werden, das Gesicht zu verlieren und fortan das Opfer zu sein.

„Na ja, ich habe Angst, wenn ich mich schlage, ja, manchmal schlägt man sich halt hier drin, das geht nicht anders. Ist halt ne Zwangsgemeinschaft. Wenn man nix sagt hier drin oder nichts sagt, dann häuft sich das halt hier drin, dann wird es immer schlimmer.“

So ist in allen Interviews sehr deutlich geworden, dass keine Reaktion auf einen Angriff die denkbar schlechteste Variante im Hinblick auf die Konsequenzen ist und sehr folgenreich sein kann, dennoch, und das wird im ersten Teil des Zitats deutlich, haben die Jugendlichen auch gerade Angst sich zu schlagen, weil darauf empfindliche Sanktionen durch die Strafanstalt folgen. Vielmals waren diese Erzählungen damit verbunden, dass die Jugendlichen sagten, sie wollen derart nicht mehr handeln, was im Gefängnis jedoch unmöglich sei. Angst ist ein fester Bestandteil des Alltages...

Auch am kommenden Zitat wird deutlich, wie alltäglich die Androhung von oder die Konfrontation mit Gewalt ist:

„Ich hab kein Gewaltproblem. Seitdem ich im Gefängnis bin, hab ich mich nicht einmal geschlagen hier. Die kommen halt alle, kommen und machen Stress ‚was willst du?‘ Beleidigungen und so.“

Auf die Frage, ob die Interventionen gegen gewalttätiges Verhalten nützlich sind, antwortet der Jugendliche:

„Ja, lernen is schwer, ja. Aber, also ich weiß nicht, gibts bestimmt ein paar Methoden, oder irgendwie kann man bestimmte Leute, auf die eingehen und denen das beibringen, aber ich glaube, so aus meiner Erfahrung und so, dass

lernen, ich glaub, das erste Ding is: wie gesagt haben gerade. Ich hab nichts zu verlieren. Man braucht Sachen zum Verlieren. Ich denke, wenn man, ähm, klare 'n Kopf hat gä, Ziele hat und so, auch man muss ja auch mal so Glücksgefühle haben. Man muss ja auch mal was erreicht haben, um zu wissen, wie man sich fühlt. Und dann das zweite Ziel ansetzen, und wenn man gerade so im Lauf ist und ne Stresssituation kommt, da hat man auch was zu verlieren, und man verzichtet auch drauf ma gerne. Ma jetzt irgendwie auf den einzugehen oder man steckt auch mal einen Hurensohn ein. Und sagt: Aller, der hat Hurensohn gesagt, aller, scheiß auf den und so. In meinen Augen ist das ein zweifacher Hurensohn, aber ich gehe jetzt nicht drauf ein oder so. Man muss halt im Lauf sein, um so, war bei mir auch so. Gibts viele jüngere Leute, die in der letzten Zeit reinkommen, die wissen nicht, was hier eigentlich abgeht, wollen sich beweisen. Die denken, die wären irgendwo in Amerika im Knast, wissen eigentlich gar nicht, was hier in ...(Jugendstrafanstalt) ist. Und sind frech. Denken, sie müssen sich beweisen und so, sonst werden die nackig ausgezogen oder so, keine Ahnung. Und dann sind die frech und so, und ich denke mir: Aller, der Junge ist seit einer Woche hier und so, ich kenn den nicht, der kennt mich nicht, scheiß auf den. Oder wenn dich einer beim Fußball oder so dir reingrätscht, denke ich mir: ja, das lernst du auch noch. Aber ich war auch selber so, verstehen Sie, was ich meine?“

An dieser Stelle wird erneut sehr deutlich, dass es ein Gefühl von Glück als Gegenpol zu der alltäglichen Stimmung des Frusts und der Niedergeschlagenheit braucht, um nicht auf Gewalt oder Provokation zu reagieren. Die Stimmung, in der Gewalt entsteht, kann den Jugendlichen nur vereinnahmen, wenn seine Grundstimmung (leibliche Disposition) den Nährboden dafür bietet. Dementsprechend ist es nicht die vermeintliche, rationale Kontrolle, das Wissen um Sanktionen oder erlernte Inhalte, die die Jugendlichen von der Auseinandersetzung abbringt. Es ist das Gefühl zu sich und die Stimmung, in der das Leben gerade verläuft, die die Chance und das Risiko in sich birgt.

Ebenso deutlich wird an dem Zitat, dass Jugendliche, die neu ins Gefängnis kommen, frech sind, um sich direkt zu beweisen und die Angst, die sie haben, zum Beispiel davor sich vor anderen ausziehen zu müssen, zu verstecken. Dieses Verhalten habe ich gerade in den ersten Wochen immer wieder beobachten können und es gab mir

Anfangs Rätsel auf. Aus meinem Verständnis heraus hätte ich erwartet, dass gerade die Jugendlichen, die kleiner und jünger sind, sich bemühen nicht aufzufallen und eher ruhig sind. Dementsprechend erstaunt war ich, dass gerade diese Jugendlichen, besonders auch die sehr jungen, sehr frech und provokativ waren, was nun in der Auseinandersetzung mit dem, was der Jugendliche mir erzählte, absolut verständlich wird.

Er beschreibt sehr genau den Prozess des Inhaftiert-werdens zum Prozess des Inhaftiert-Seins und wie die Jugendlichen mit der Zeit lernen, Situationen zu ignorieren:

„Neeeeeein, natürlich hat man sich hier drin schon mal geschlagen, aber das kommt vor, Mann. Ja, Zwangsgesellschaft, da kriegt man doch mal Stress. Ja, Anfangszeit eher, man will sich hier nix gefallen lassen, und dann hält man auch nicht seine Klappe. Mittlerweile sag: komm, geh mir nicht auf den Sack, lauf weiter.“

Auf meine Frage, ob die Präsenz des Anstaltspersonals vor Schlägereien abschreckt, antwortet der Jugendliche:

„Ah ja, wie soll ich Ihnen sagen? Wenn er den irgendwie dumm anguckt, den beleidigt, natürlich direkt auf die Fresse ... ja, jetzt passiert nix, aber früher, ich habe gehört, dass die Leute einfach draufgegangen sind. Ist egal, ob ich jetzt, sagen wir mal, ich habe ein Problem mit Ihnen. Ich komme zu Ihnen, sagen wir mal, es hat mir gereicht, wenn ich Ihnen einen Schlag gebe und dann von mir aus 10 Beamte kommen, 20 Beamte kommen.“

I: „Is dir egal.“

B: „Ja: weil ich mich schon befriedigt habe, weil ich Ihnen schon den Schlag gegeben habe.“

Auf meine Nachfrage, ob die Beamten solche Situationen nicht verhindern, erklärt der Jugendliche mir etwas, was ich auch erst selbst entdecken musste, weil es sich mir, aus meinem beruflichen Verständnis heraus überhaupt nicht erschloss: Konflikte werden immer dort ausgetragen, wo keiner zugegen ist:

„I: Ich habe das jetzt schon öfter gehört, in den Interviews, dass man hier nicht geschützt wird.“

B: „Von Beamten?“

I: (nickt)

B: „Ja, weil die Beamten können nix dafür, zum Beispiel, wenn die Leute duschen, die sind ja alleine. Keine Beamte, die sind ja nicht da. In Dusche kann man was machen. Wenn man Freizeit hat, also, mehr wird, in Dusche was passiert, in der Freizeit wird was passiert, weil. Ich hab mit dem Stress, und ich sag: ja, wenn Sie mit mir Stress haben, kommen Sie in mein Zelle, wir klären das. Tür zu, fertig. Kein Beamter, keine Kamera, die sehen ja nix. Wissen Sie? Und da kam auch noch da sich hauen, machen was sie wollen. Ich habe sogar erlebt, dass die Leute hier geraucht, Joints geraucht haben. In der Zelle, in der Freizeit, Beamte ist hier, was weiß ich, die sind da in der Zelle und rauchen, und die kommen voll stoned raus, die reden mit denen und die lachen mit denen, und die merken das gar nicht.“

Wo keine Beamten, da eröffnet sich der Raum für die Praktiken, Bewältigungsstrategien, die die Jugendlichen mit in das Gefängnis bringen: Gewalt und Drogen.

Mit Bezug zum Verlauf von Wut erklärt der Jugendliche eindrücklich den Verlauf, wie sich eine solche Situation abspielen kann:

„Also, ich habe Ihnen auch gesagt, ich bin ein ruhiger Mensch. Sobald Sie nicht an mein Fleisch gehen, mache ich Ihnen auch nichts. Dann irgendwie hart auf hart kommt, natürlich würde ich mich wehren, is ja klar. Aber sonst, ich bin eigentlich ruhig, auch hier, ich bin ruhig mit Jungs. Die Leute kommen und die Jungs kommen hier, die von meiner WG, die sind Kinder noch, auch der Z. auch, der will versuchen, mit mir so Späße zu machen. Ich lass zu, ich sag, egal, komm, egal, schieß drauf, lass einfach zu, was soll passieren? Soll er halt mit dich so Späße machen. Bis zum Punkt, wissen Sie, wenn irgendwie hart auf hart kommt, natürlich passiert da was. Mache ich auch dann. Bin ich dann auch halt nicht mehr gut, bin ich sauer, böse, dann mache ich auch, was ich will. (...) Ja (...) Und bei mir ist das so, mich sauer zu machen, brauchen Sie richtig, wie heißt es, brauchen Sie richtig Zeit dann, mich sauer zu machen. Weil ich werd nicht richtig schnell provoziert. Ich bin immer so locker erst mal, immer unten, aber wenn, wenn Sie natürlich Mutter, Eltern so was beleidigen, dann is ja klar,

dass man auf 180 ist. Ich bin immer so locker erst mal, immer unten, aber wenn, wenn Sie natürlich Mutter, Eltern sowas beleidigen dann ist ja klar das man auf 180 ist.“

I: „Uhuuum (...) und dann?“

B: „Und dann bin ich dann aggressiv, dann muss ich mich hier irgendwie hauen. Aber bis ich mich hier hauen würde, muss richtig erst Zeit vergehen, dass die mich sauer machen. Weil, ich werde nicht einfach so schnell wütend.“

Der Beginn des Zitats leitet eine Passage ein zu der omnipräsenten Verletzbarkeit im Gefängnis, welche durch die leibliche Erinnerung von Traumata und das damit einhergehende Ohnmachtsgefühl potenziert wird. Dementsprechend kann der zweite Satz so gedeutet werden, dass der Jugendliche über keine ihn schützende Haut mehr verfügt. Wenn man ihn angreift, geht das direkt an sein Fleisch. Das Bild eines Menschen ohne Haut zeigt nicht nur, wie verletzlich er ist, sondern es legt den Menschen auch in einer besonderen Art „bloß“. Es tritt alles zum Vorschein. Die Natürlichkeit, mit der er von Konflikten oder handgreiflichen Auseinandersetzungen spricht, wird dadurch deutlich, dass er weder in Betracht zieht, selbst derjenige zu sein, der einen Konflikt herbeiführt, denn er ist ein ruhiger Mensch und tut niemandem etwas, wenn er nicht angegriffen wird. Aber es ist selbstverständlich, sich zu wehren, so selbstverständlich, dass er davon spricht, als sei es für ihn alltäglich, dass es zu solchen Situationen kommt, dass jemand an sein Fleisch geht und seine Existenz bedroht. Interessant wird die Stelle, an der er thematisiert, wie er auf freche Inhaftierte reagiert. Erst kann er sich und seine Reaktionen kontrollieren, was soll auch passieren, er scheint es sich einzureden oder die Situation dadurch abzuschwächen, dass er sich selbst versichert, dass durch das Ignorieren nicht Schlimmes passieren wird, keine Gefahr droht. Er beschreibt in diesem Zusammenhang aber auch, dass er ganz anders sein kann. Ein ganz anderer. Wenn es hart auf hart kommt. Hier kann man seine Aussage so verstehen, dass das Harte etwas ist, was ihn betroffen macht. Die Härte der Situation ist dann für ihn klar zu spüren, und er kommt von einem Zustand, wo alles beweglich oder weich ist, in einen Zustand, den er mit Härte assoziiert. Genauso, wie die Körper während einer Schlägerei hart werden, so fühlt er die Härte um sich herum. *„Bin ich dann auch halt nicht mehr gut, bin ich sauer, böse, dann mache ich auch, was ich will.“* Diese Passage zeigt seine andere Seite, seine harte Seite. Und wenn er hart ist, dann gibt er nach. Dann gibt es keine kontrollierende Instanz mehr,

in der Härte macht er, was er will. Das ist sehr bedeutsam, da diese Momente, wenn die Jugendlichen in die Enge gehen, also in die (An-)Spannung, es keinen anderen Weg zu geben scheint, genauso wie es nicht mehr möglich ist, sich zu kontrollieren.

„Und der Kollege, der in der Nachbarzelle hier, der ist zu den anderen gegangen und hat gesagt: Jungs, was soll das? Ihr könnt nicht von dem Geld nehmen, dies das, macht keinen Scheiß mit dem. Das ist noch ein kleiner Junge, lasst den in Ruhe. Und jetzt irgendwie, die wollen nix von dem. Wir passen auf den auf. Natürlich, jetzt ich würde, und der Kollege, der würde sich auch opfern.“

Der Jugendliche spricht von Loyalität und einem ungeschriebenen Gesetz mit Bezug zur Hierarchie. Die Jugendlichen die einen festen Stand haben und schon länger im Gefängnis sind, setzten sich für die „Kleinen“ ein. Sie opfern sich.

Folgend die einzige Passage zu einer anbahnenden Gewaltsituation zwischen einem Inhaftierten und einem Beamten. Während meiner Feldforschung bekam ich zunehmend ein Gespür dafür, welche Beamten der Ansicht der Jugendlichen nach „korrekt“ waren und welche verhasst. Im Kontakt mit den Jugendlichen oder innerhalb von Situationen, in denen ich dabei war, erschloss sich mir häufig die Perspektive der Jugendlichen. Ebenso gab es während meiner Zeit in der Strafanstalt drei Situationen, in denen ein Jugendlicher einen Beamten geschlagen hat. Die folgende Situation bezieht sich auf einen Beamten, der sehr konfrontativ mit den Jugendlichen umging was ihm mehrheitlich Respekt verschaffte:

„Ich wurde sogar auch einmal, wollte ich sogar einmal auch einen Beamten schlagen, ja. Das ist der Herr L. Den wollte ich einmal schlagen, weil der mich so abgefickt hat. Ich komme gerade von der Arbeit, der fuckt mich einfach ab, da habe ich gesagt: Junge, lass mich mal in Ruhe, was fuckst du mich einfach ab? Der meinte zu mir: geh jetzt sofort in deinen Haftraum! Ich meinte: nein, ich gehe nicht, und was jetzt? Der meinte zu mir: wenn du jetzt nicht gehst, dann drücke ich den roten Knopf. Da habe ich gesagt: Aller, was für eine Pussy du bist. Musst du hier mit deiner Mannschaft hier ankommen, du kannst nicht mal eins gegen eins machen. Hat der wirklich die Eier dazu gehabt, der kam hier vor meiner Zelle. Stand der erst mal ganz normal hier in nem Abstand. Dann der: „komm her, komm her!“. „Wo bist du?“ hab ich ihm gesagt. Danach, der

kam dann so, ich stand dann so Kopf an Kopf mit ihm, ja. Danach irgendwann mal kam dann diese A., der hat mich dann so reingeschubst und hat die Zellentür zugemacht, ja, war dann nix passiert, ja. Seitdem sagt der mir dann immer, du bist der erste, mit dem ich so mal stand, keiner hat mir, keiner hatte den Mut gehabt und so. Habe ich dem gesagt: was denkst du, wer du bist, Aller, brauchst mich doch jetzt nicht jedes Mal zu sagen, ja. Ihr seid für mich alle hier drinne, alle, von Beamten, Sozialarbeiterinnen, alles Lappen. Ihr seid für mich gar nix. Weil draußen, wenn man die wirklich draußen sehen würde, ja, würde der einfach den Kopf runtermachen und weiterlaufen. Die würde nicht mal sagen: ach Herr B., wie geht es Ihnen? Nein, die würden Angst haben und weiterlaufen. Aber hier drinne haben die keine Angst, hier drinne haben die diese rote Knopf, duff. Kommen direkt 15-20 Leute hierher.“

Diese Schilderung zeigt auf, dass beide Akteure durch die Situation und den Umgang mit ihr gegenseitig im Respekt angestiegen sind. Der Jugendliche, da er trotz dem klaren, hierarchischen Verhältnis, auf die Einladung des Beamten zu einer (ehrevollen) Schlägerei eingeht und der Beamte, weil er sich auf die 1 zu 1 Situation eingelassen hat. Der Jugendliche ist dennoch gleichzeitig dadurch gereizt, dass der Beamte die Situation fortwährend thematisiert wobei der Jugendliche immer wieder daran erinnert wird, dass er eben nicht so handeln kann, wie er es für sich wollen würde. Er kann seine Impulse der Anspannung nicht ausleben und der Hass, den er häufig gegenüber dem Anstaltspersonal anspricht, findet keine Möglichkeit des Ausagierens. Der Jugendliche bleibt letztendlich mit sich und seinen Emotionen allein gelassen, was wiederum erneute Wut nach sich zieht die sich über die Zeit in seinem Temperament, seiner leiblichen Disposition, widerspiegelt.

6.1.9. Gewalt als Bewältigung von Traumata

In den Interviews finden sich viele Passagen dazu, wie die Jugendlichen Gewalt nutzen, um sich aus schwierigen bis hin zu unerträglichen Situationen und von bedrohlichen Gefühlen zu befreien. Häufig beginnen die Erzählungen mit der Kindheit wie im folgenden Beispiel. Zudem sind die Schilderungen zur Gewalt als Ausweg aus Ohnmachtserfahrungen gekoppelt an das Gefühl, nicht anders handeln zu können.

„Ich schlag mich nicht gerne. Ich bin nicht der Typ, der einfach so grundlos Stress macht. Aber nur wenn ich mich so bedroht fühle, wenn jemand meinen Vater, meine Mutter beleidigt, nur wenn es Familie ist. Nur wenn es bei Familie ist, dann. Ich hab auch gelernt, mich manchmal zurückzuhalten, aber manchmal drehe ich noch durch.“

Der Jugendliche erklärt, dass Gewalt für ihn immer im sinnvollen Zusammenhang mit der Situation steht. Er macht nicht von sich aus einfach Stress, sondern er bearbeitet Konflikte, die mit der Familie einhergehen. Bei diesem Jugendlichen stehen Passagen, in denen er erzählt, wie er die Ehre der Familie dadurch wiederherstellt, indem er die bestrafen will, die sie beschmutzten, häufig in Zusammenhang mit Passagen, in denen er seine Eltern idealisiert. Im Verlauf des Projektes und in vielen Gesprächen am Rand der Sportabteilung öffnete der Jugendliche sich mir gegenüber, und ich fing an zu verstehen, dass seine Kindheit ein Trauma war, in ihrer Gänze. Deswegen hat er es nicht ertragen, wenn jemand etwas über seine Familie sagt. Die Familie ist für ihn ein heikles Thema, bei dem er nicht abwägt, wie er sich auf die Äußerungen aus dem Umfeld verhält sondern wo er aufgrund der Verletzlichkeit und der Unerträglichkeit ins Handeln gerät, um diese Gefahr zu bannen. Er agiert körperlich aus was ihn leiblich betroffen macht. Es ist für ihn unerträglich, über die Schwierigkeiten und Konflikte in seiner Familie nachzudenken, und es gilt diese Situationen abzustellen, zu eliminieren.

In der folgenden Passage, eine Situation in der Schule, beschreibt er, dass er sich dann ganz und gar verliert, er kennt kein Stopp, wenn es darum geht, die Situation zu beenden:

„Ich hab am Anfang gar nichts gemacht. Die haben mich beleidigt, ich hab gesagt ‚Hör auf!‘. Dann haben die weitergemacht, und das war nicht nur einer. Das waren viele. Und ich hab alle geschlagen, ich hab Stühle genommen. Auf die geworfen, alle. Ich hab Stifte, alles genommen und die beworfen. Das war noch heute noch so. Wenn irgendwas wegen meiner Mutter geredet wird, dann kenne ich kein Stopp. Ganz einfach aus.“

Er schildert die Situation derart, dass er anfangs versuchte, die Situation anders zu beeinflussen indem er den anderen Kindern sagte, sie sollen aufhören. Als sich dies nicht einstellte und die Kinder weitermachten, war bei ihm eine Grenze überschritten, und er hatte sich nicht mehr unter Kontrolle. In diesem Moment scheint er sich auch

nicht überlegt zu haben, was genau er werfen will. Er nimmt alles aus seiner unmittelbaren Nähe, um die Kinder ruhigzustellen. Mit dem Satz „Ganz einfach aus“ meint er seine kognitive Kontrollfähigkeit. Die ist ausgeschaltet, wie ein Schalter, der umgelegt wurde.

Exkurs: Nicht-intentionale Gewalt – eine unbekannte (leibliche) Größe

Im Verlauf der Arbeit kam die vernachlässigte leibliche Dimension von Gewalt wiederholt zu Sprache. Sie flankierte die Vorannahmen zu der Arbeit, die theoretische Fundierung und die voranschreitenden Überlegungen verbanden sich somit zunehmend zu einer Struktur, die aus der Wechselwirkung der Beschäftigung mit den verschiedenen Theorien hervorging. Dabei konnte dargelegt werden, dass Gewalt ein fester Bestandteil aller Aspekte dieser Arbeit ist. Ob als Bewältigungsstrategie und lebensweltlicher Verankerungspunkt und Brücke zu den Lebenserfahrungen der Jugendlichen, als bedeutendes Moment innerhalb des Desiderats mit Bezug zu den verschiedenen Disziplinen oder auch als Herausforderung für die Interventionen in der Strafanstalt selbst und Adressat der empirischen Auseinandersetzung. Dabei stehen, gerade um ein Verständnis aus Sicht der Jugendlichen zu ermöglichen, die diesbezüglichen Passagen der Interviews im Mittelpunkt der Betrachtung.

Folgend wird ein Einblick in Passagen gegeben, die aus Sicht der Jugendlichen genau das umreißen, was ich vormals durch die genaue Erarbeitung des Desiderats und meine Vorannahmen skizzierte.

„Das ist immer so. Auch wenn Therapeuten mich fragen: was würden Sie machen, wenn? Also, wenn die mich fragen: Würden Sie sich draußen noch einmal schlagen? Dann würde ich sagen, natürlich nicht. Aber man weiß halt nie, wie das kommt. Oder wenn sich zwei Leute schlagen, was würden Sie machen und so. Das sind so Fragen, man muss in der Situation sein, um zu wissen, wie man handelt. Man kann halt nur das erlernen, man kann halt nur das lernen, WIE soll man handeln. Aber selbst das, man muss in der Situation sein und so. Weil, das kommt automatisch. Adrenalin und so, und dann handelt man halt so, oder sagt man, lieber nicht oder warum nicht. Kann man nie so richtig sagen.“

Der Jugendliche schildert sehr analytisch die zwei Ebenen die einander antagonistisch gegenüberstehen und nicht miteinander zu vereinbar scheinen: der rationale Zugang

zu Gewalt-geladenen Situationen als persönlicher Situation im Sinne von Schmitz und die Unmöglichkeit des Vorsatzes, im Vorfeld das Re-Agieren auf das was einen trifft, bestimmen zu können. Die Reaktion auf die Situation kommt automatisch, der Bewussthaber ist zwar Teil dieser Situation, dennoch nicht der Herr.

„Mmmmmhhhhjaaaaaa, war ich auch so, gab es auch so, ja. Gab's auch so, aber Gott sei Dank hab ich gelernt, mich da ein bisschen unter Kontrolle zu haben. Weil, wenn ich mich schlage, das war bei mir auch so, dass ich mich draußen gegen Leute geschlagen hab oder so. Mir war das scheißegal so, was neben mir rechts und links passiert oder so. Mein Ziel war nur, den auf den Boden zu kriegen. Verstehen Sie, was ich meine? Das hat mich nicht gebockt und so, was in der Umgebung abgeht. Ob mich gerade 100 Leute angucken oder die Polizei angefahren kommt oder so, ist mir egal. Aber mittlerweile so, ich weiß nicht und so, ich hab mich seit längerem nicht mehr geschlagen, aber kurz vor meiner Inhaftierung und so und auch in meiner Inhaftierung in meiner Anfangszeit hab ich zwei Schlägereien gehabt. Da war das so, dass ich mich so ein bisschen unter Kontrolle hatte. Das war nicht mehr so Blackout, Steff, einfach drauf, war so: ok, jetzt reicht's so. Oder so, diese reicht jetzt und so. Is ok oder so. Aber wenn man nicht anders kann, und es gibt immer so verschiedene Momente, kommt auch drauf an, wie man drauf ist, ist wie beim Kiffen. Oder wie beim Koksen. Wenn ich gut gelaunt bin und Koks ziehe, bin ich happy. Wenn ich schlecht gelaunt bin, aggressiv bin, Aller, dann bin ich auf der Jagd und suche Stress, und so ist das auch bei ner Schlägerei. Das ist das Gleiche, Adrenalin und so. Man ist auf 180. Wenn ich mich schlage, und ich war richtig gut gelaunt, richtig ganze Tag war happy und so, wenn ich mich dann schlage und so, dann gehe ich da nicht aggressiv in den Kampf rein und so. Verstehen Sie, was ich mein? Ich bin da gerade in der Anfangsphase, wenn ich schlage mich und so, aber hab mich einigermaßen unter Kontrolle, aber wenn ich so schon abgefuckt bin oder auf Kleinigkeiten reagiere oder wenn ich den Kampf anfangen oder wenn ich kämpfen will und Leute provoziere oder irgendwie, dann ist was anderes. Dann geh ich drauf, ist mir scheißegal. Mir geht es sowieso nicht gut.“

I: „Nichts zu verlieren.“

B: „Nichts zu verlieren, ja.“

Der Jugendliche spricht mit Blick auf den leiblichen Gehalt der Situationen zwei wichtige Aspekte an. Zum einen schildert er was passiert, wenn er die Kontrolle über sich verliert. Er hat keinen Zugang mehr zu seinem Handeln und auch die kognitiven, kontrollierenden Mechanismen setzen aus. Er ist ganz sein Leib und diesem verschrieben und sein Handeln orientiert sich an dem was er spürt und was die Intention des Handeln ausmacht. Die Stimmung suggeriert die Bewegungen, der Körper führt aus. In diesen Situationen scheint es unmöglich anhand erworbener Strategien Zugang zum eigenen Handeln zu finden und dieses zu maßregeln.

Die zweite Ebene die er anspricht ist die der leiblichen Grundstimmung, Disposition, und wie diese das Setting verändert. So macht es einen Unterschied ob der Jugendliche bereits gereizt in eine Schlägerei geht oder ob er an diesem Tag eher gut gelaunt war. In den Situationen, in denen er eher gut gelaunt in einen Kampf geht verliert er sich nicht in vollem Umfang, die Auseinandersetzung wird begleitet von leiblichen Phänomenen aber auch der Möglichkeit diese zu lenken, der Jugendliche changiert zwischen Enge und Weite und kann dies bewusst wahrnehmen, wobei bei dem Phänomen des Verlustes der Kontrolle der Jugendliche wie in einer Trance in der Enge und Anspannung aufgeht und diese den Weg plötzlich durch immense Gewalt in die Weite im Sinne eines Rausches sucht. Dementsprechend kann der Jugendliche nicht auf sich zugreifen.

Genau diese Phänomene waren es, die besonders interessant mit Blick auf die vorliegende Fragestellung erscheinen. Kann es überhaupt Interventionen geben, die dann zum tragen kommen, wenn die Jugendlichen selbst in den Situationen derart aufgehen, dass es unmöglich scheint Zugang zu finden und die Situation zu verändern? Wie kann das gelingen? Kann Capoeira die Jugendlichen dabei unterstützen, sich derart zu spüren und diese Empfindungen zu sich zu entdecken, dass sie durch die Kenntnis und Reflexion des Körpers und des Leibes im Vorfeld Situationen abschätzen? Dass sie verantwortlicher mit sich und anderen Menschen umgehen?

6.1.10. Selbstverlust – wenn „Mann“ für das Handeln nicht mehr zur Verfügung steht

Folgend wurden Passagen zusammengestellt, die das vorherige Thema um die Tragweite vertiefen und die verschiedenen Facetten des „nicht für die Kontrolle und den Verstand zur Verfügung zu stehen“ genauer beleuchten.

„Also, wie ich, wie soll ich Ihnen sagen? Ich hab gar nicht mehr gehandelt, ich hab nur noch draufgeschlagen. Der Cousin hat gesagt: Junge, beruhig dich, und hat mich weggeschubst. Lass mich in Ruhe. Hab ich dem immer gegeben im Bett. Ja, und der Junge hat, wir waren ja im Hotel, der Junge hat geschrien und so. Um sein Leben, glaube ich, keine Ahnung.“

Durch diese Stelle des Interviews macht der Jugendliche einen Unterschied auf, der wichtig ist um zu verstehen, inwieweit die Jugendlichen sich in Situationen befähigt fühlen auf die Situation und ihren Verlauf einzuwirken. Der Jugendliche sagt, dass er nicht mehr handelt, sondern nur noch schlägt. Das klingt zunächst merkwürdig, erschließt sich jedoch, unterstellt man dem Handeln, dass es ein rationales, selbstbestimmtes Handeln ist. Eindeutig ist, dass dies in dieser Situation nicht der Fall ist und der Jugendliche verfällt in gänzliche Hingabe an die Situation.

Folgend frage ich ihn, wie er sich danach fühlt:

I: „Und was fühlst du danach, wenn du dich gehauen hast?“

B: „Ah ja, erst mal denke ich mir, wenn das heute passiert, wenn ich mich haue, denke ich, ja: Jawohl, hast du gut gemacht, der hat das verdient. Und dann, nächste Tage denke ich mir, wenn der mit blaues Auge kommt, denke ich mir: ah, der arme Junge, was weiß ich, warum hast du das gemacht? Hättest du das doch geklärt mit Wörter. Ja, man bereut es dann, also ich bereue das, wenn ich mich dann geschlagen habe. Und dann nächste Tage, ich bereue das auf jeden Fall. Auch die Sachen, die ich bis jetzt gemacht habe, bereue ich auf jeden Fall, wo ich auch in mein Zelle, ich bin in meinem Zimmer.“

I: „Uhuum.“

B: „Ich denke mir, ja, warum hast du das so gemacht? Warum bist du nicht anderen Weg gegangen? Bist immer auf den falschen Weg geraten. Warum

hast du dir diese Freunde gesucht? Hättest du doch mal andere Freunde gesucht. Na ja, man kann man ja nicht irgendwie wieder zurückgehen. Was passiert ist, ist passiert, muss man so akzeptieren. Muss man jetzt so alles gerade, also gut, Weg zu gehen, hätte ich das mal irgendwie anders geklärt. Und trotzdem kann es ja dann wieder dazu kommen, dass man jemand anders dich provoziert, und dann, äh, kommt's auch wieder zu ner Schlägerei. Ähm, was passiert, ähm, mit dir in den Momenten, dass du nicht dich erinnerst: ah, aber beim letzten Mal habe ich gesagt, ich will mich nicht mehr hauen?“

B: „Also, man bereut das erst nicht, man schlägt einfach erst zu. Aber dann im Nachhinein, man bereut das, man denkt: aha, habe ich Held gemacht, ich könnte, ich, anders handeln. Mann, und wenn ich das auch weiß, weil das ist dann nicht immer im Hinterkopf, es passiert einfach, macht, handelt nicht, man redet auch nicht, man geht einfach drauf.“

Der Jugendliche beschreibt einen Verlauf der Distanzierung zu der eigenen Tat. Zuerst rechtfertigt er seine eigenen Taten vor sich selbst, indem er dem anderen die Schuld für das Eskalieren der Situation gibt. In dem Moment, wo er jedoch direkt mit den Folgen konfrontiert wird und dem anderen Jugendlichen gegenübersteht gelingt es ihm, mit dem Jugendlichen mitzufühlen und sich und die Tat zu hinterfragen. Damit gehen auch Gedanken zum eigenen Weg einher und Vorwürfe an sich selbst, der Jugendliche scheint sowohl gedanklich als auch emotional mit sich und seiner Tat in Kontakt zu sein. Es gelingt ihm jedoch nicht, dies im Hinterkopf zu behalten, wenn er nur noch in Rage ist, dann handelt er nicht selbstbestimmt, sondern schwimmt in seinen leiblichen Regungen, welche den Handlungsimpuls geben.

Ein weiterer verstärkender Aspekt ist der Einfluss unter Alkoholkonsum. Folgend schildert ein anderer Jugendlicher eine Situation, die für einige mit massiven Verletzungen endete:

„Jap, Raub, Einbruch, ähm, war schon unter Alkohol. Ich war in Hanau, Freiheitsplatz, ähm, wir waren da, bin ich einfach zu Jungs gegangen, hab den ihre Handys abgenommen. Und wenn die das nicht hergegeben haben, dann hab ich auch geschlagen. Oder hab denen die Goldkette einfach abgerissen. Und daraufhin kam die Mutter von einem, da bin ich weggerannt, dann, irgendwieeee, dann war da halt so'n, da waren halt 10 Jungs, die haben sich

dann geschlagen mit anderen Jungs, und ich kannte da so zwei, drei Stück. Bin ich auch einfach mit draufgegangen. Dann hab ich irgendwas hier, hier, hier bekommen, hier, da is auch so ne Narbe, da is irgendwas gegen bekommen. Dann wurd auf mich eingetreten halt, dann, ich war halt so besoffen, ich habs irgendwie so gar nicht richtig gecheckt, ich hab nur gemerkt, ey, was, mein Kopf geht die ganze Zeit hin und her. Dann irgendwann hab ich gemerkt, ich blute. Dann bin ich ausgeflippt, dann hab ich irgendwie dieser Fuß weggezogen, bin aufgestanden, ich hab halt jeden geschlagen, und, ähm, ja, und dann habe ich dann auch beim Letzten, es waren ja auch so 10 gegen 10, ich hab dann irgendwie aus Hass hab ich jeden geschlagen, egal wer das war, jeden einfach. Und dann den letzten, der das war, das war der letzte, der der auf mich eingetreten hat, den hab ich so lang bearbeitet, dem seine Zähne waren alle draußen. Alle. Und dann, Leute haben mich auch weggezogen, dann kam Krankenwagen, dann kam Polizei.“

Der Jugendliche beschreibt ein Phänomen, welches häufig in Zusammenhang mit Hormonen gebracht wird und verursacht, dass weder die eigenen Schmerzen gespürt werden, noch dass man Zugang zu dem hat, was man dem Anderen gerade antut. Verglichen mit den Begriffen von Schmitz könnte man das Beispiel des Schmerzes (im Kapitel zu Enge und Weite, 4.2.3) erneut aufgreifen und übertragen. Was der Schmerz auslöst, wovon auch bei gewaltgeladenen Situationen ausgegangen werden kann, ist der extreme Hier—und-Jetzt-Bezug und der Zusammenbruch der äußeren Wahrnehmung.

Die vom Jugendlichen beschriebene Situation verdeutlicht, dass der Verlust der Kontrolle sich nicht nur auf das unmittelbare Gegenüber bezieht, sondern dass der Jugendliche auf alles einschlägt, was ihn umgibt. Er ist außer sich, völlig in Rage, und dieser Rausch in Zorn und Hass wird abgegeben an alles, was einen umgibt. Das geht so weit, dass der Jugendliche, mit dem er sich zuletzt geschlagen hat, die komplette Entladung seiner Wut abbekommt und er ihm alle Zähne rausschlägt. Die Situation beendet er nicht selbst, indem er von dem Jugendlichen ablässt, sondern die anderen reißen ihn aus der Atmosphäre der Wut und Gewalt heraus.

Ein anderer Jugendlicher ermöglicht durch seine Äußerungen noch einmal eine Differenzierung des Phänomens:

„Die Erinnerung ist nicht da, man sieht dann alles Schwarz, man denkt gar nicht, man will dann nur erst mal den auf den Boden kriegen und den erst mal 'n paar Stück geben, und dann wird die Sache geklärt auch, und dann.

I: Was fühlst du dann?

B: Man fühlt nix, also, ich fühl nix. Gar nix. Aber dann erst später, später wenn nächste Tag, da denke ich mir: der arme Junge, warum bist du so auf den draufgegangen, hättest du mal mit ihm geredet. Beim nächsten Mal war es doch auch so. Dann kommt diese Erinnerung. Aber in dem Moment, wo du zuschlägst, da fühlt man nichts?

Besonders interessant an dieser Passage sind die Dimensionen menschlichen Bewusstseins, die der Jugendliche skizziert. Er sagt, dass er keinen Zugang zu seinen Erinnerungen hat, wahrscheinlich an vorausgegangene Schlägereien, um dementsprechend zu reflektieren und abzuwägen was die Konsequenzen aus dieser aktuellen Situation sein könnten. Im Vordergrund steht den Anderen zu besiegen und unschädlich zu machen. Auf meine Frage hin was er fühlt, sagt er, er fühlt nichts, jedoch meint er nicht das fühlen von Gefühlen, sondern bezieht das fühlen auf die Gedanken und Reflexionen, die auf die Konfrontation mit dem Zustand des Anderen auf die Tat folgen. Der Jugendliche schildert exakt, dass, was ein anderer Jugendlicher in der vorausgegangenen Passage beschreibt. Das kann auch darauf zurück geführt werden, dass die üblichen Interventionen den Jugendlichen einen Zugang zu ihrer Tat über Reflexionen und kognitive Verknüpfungen vermitteln und die Jugendlichen dementsprechend gewohnt sind, ihre Schuld derart herzuleiten, dass sie verstehen was sie getan haben. Das ermöglicht es jedoch nicht, in der Situation selbst zu sich und seinen Gefühlen und Regungen zu finden und diese als Anlass der Veränderung zu nehmen. In den Situationen sind die Jugendlichen sich nicht ihrer Selbst bewusst und gehen in der Leiblichkeit in Form von Enge auf, die sie derart bewältigen, dass sie durch das Schlagen und Ab-reagieren in die Weite des Rausches und die Weite insgesamt, und damit auch dem Abklingen der Symptome der Engung wie Zittern oder extreme Anspannung, finden.

B: „Also, da fühlt man, also ich fühl nix.“

I: „Keine Wut.“

Da ich mir nicht vorstellen konnte, dass der Jugendliche nichts während der Schlägerei fühlt, frage ich genauer nach:

B: „Nein, also doch, Wut, Wut schon.“

I: „Und was noch?“

B: „Also, ich bin, ich werde dann aggressiv. Ich fühle dann, ich fühl dann: ok, ich muss den jetzt runterkriegen, er hat mein, er hat mich beleidigt, oder was weiß ich, was er gemacht hat, und man, dann denke ich nicht mehr viel. Ich gehe erst mal, erst mal drauf, und danach ist dann die Sache für mich geklärt.“

I: „Und, ähm, zum Beispiel, wenn du dem jetzt voll eine gibst mit der Faust oder so, ähm, in dem Moment, wo deine Faust das Gesicht trifft, was fühlst du?“

B: „Ich sage Ihnen ganz ehrlich, da kommen das is so ein andern, ich weiß nicht was, das ist so ein richtig gutes, so ein Gefühl is da. Aber ich kann das jetzt nicht beschreiben“

I: „Versuch doch mal“

B: „Ja, das, ich kann das nicht beschreiben, das is so, Sie müssen das erleben, glaube ich. Dann wissen Sie es, aber nein, ich mache Spaß. Sie müssen das nicht erleben. Also, Sie geben dem eine, ja. Und dann, dann spüren Sie des, diese Knochen, wie das in Ihre Hände kommt, und dann ist einfach so ein Gefühl halt da.“

I: „Ein gutes Gefühl, ein schlechtes Gefühl?“

B: „Ne.“

I: „Ein komisches Gefühl“.

B: „Nee, kann man nicht sagen so gut, schlecht. Das is so komische Gefühl, is dann da. Und dann denken Sie: ok, ich habe ihm eine gegeben, dann muss noch eine kommen. Und dann Sie merken das, ok, da kommt noch ein, diese Gefühl, geben Sie dann noch ein.“

I: „Dass man nicht mehr aufhören kann?“

B: „Ja, bis auf Boden ist natürlich.“

I: „Ok, ich versuche mir jetzt gerade vorzustellen, und ähm mhhh (...) fühlt man Schmerzen?“

B: „Sie selber nee, derjenige fühlt Schmerzen. Bei Ihnen is ja egal, Sie geben den die Knochen ins Gesicht.“

Der Jugendliche findet nur schwer Worte für das, was er während der Schlägerei empfindet. Er gerät in einen Rausch, wo ein Schlag auf den anderen folgt, bis der Gegner besiegt ist. In dieser Situation fühlt der Jugendliche durch den Rausch keine Schmerzen, er scheint erleichtert zu sein, seine Wut ausagiert zu haben und kann vom gegenüber, was deutlich besiegt wurde, ablassen.

„Also, mit mir hat das nix gemacht, das ging ja gar nicht um mich, das ist die Sache.“

I: „Uhuum.“

B: „Ich bin nur dazwischen gegangen, dass die aufhören, und der Junge sagt mir: Du Hurensohn, was willst du? Und dann habe ich auch so Schwarz gesehen und dachte mir: ok, jetzt musst du dem geben, weil der hat dein Ehre beleidigt, musst du dem doch was machen. Und ich hab ihm gegeben, und der Junge ist einfach auf Boden gefallen, und dann ist der aufgestanden, und dann ist der weggegangen.“

Diese Situation ist eine „klassische“ Situation (mit Blick auf die Erklärung) von Jugenddelinquenz, in der das Gewalthandeln durch Gedanken eingeleitet wird. Es geht um die Ehre und die Grenzen, die es gilt zu wahren und die dementsprechende Konsequenz, das Gegenüber abzustrafen, wenn es die eigene Ehre verletzt. Dementsprechend ist das Handeln auch auf die Identität unter Männern und der Integrität dieser Identität bezogen (vgl. Meuser, S.2). Auch wenn der Jugendliche dies an dieser Stelle nicht zur Sprache bringt, ist davon auszugehen, dass diese Situationen ebenso von Gefühlen begleitet werden, die durchaus eine Verlinkung zu Erfahrungen in der Lebensgeschichte darstellen (vgl. Kapitel zu Gefühlen, 4.2.7) und somit ebenso Bestandteil der Szene, der Atmosphäre sind, und zum Geschehen beitragen.

Folgend spricht ein Jugendlicher über sein Aggressionsproblem und wie er sich die Entstehung seiner Gefühle und Regungen erklärt:

B: „Weil ich hatte, weil, ich hab so ein bisschen, ich hab meine Aggressionen halt.“

I: „Uhu.“

B: „Ich war auch schon davor immer so, ich war Tagesklinik, Psychiatrie, weil ich, nur wegen meinen Aggressionen, ja, ja, meine Ticks, so meine Aggressionen halt, meine Aggressionen. Ich kriege dann meine Wut irgendwie. Würde dann am liebsten aufstehen im Gericht und der am liebsten eine schieben. Wollte den einfach packen und dem sagen: sag jetzt so und so halt. Halt so meine Ticks kriege ich dann manchmal im Kopf, ja. Weil, das, ja, kann ich ja nicht machen.“

Er umschreibt seine Aggressionen auch mit Ticks. Er ist wütend und daraus gehen die Ticks hervor, die er nicht genauer benennt. Womöglich sind die Ticks die Veräußerungen von der Wut und das Ausufern der Emotionen in Gewalt.

„(Lachend) wie genauer? Ticks halt. Aller, wie soll ich Ihnen das erklären, ja? Ticks, meine Aggressionen, wenn ich meine Ticks bekomme, will ich ab und zu meine Ruhe haben. Will ich dann einfach nur alleine sein, dass ich dann erst mal runterkomme. Wenn ich nicht alleine bin, dann kann halt irgendwas passieren. Kann sein, dass ich mich dann einfach schlage, und beim Schlagen nehme ich irgendwelche Gegenstände, ja. Oder ich weiß nicht, ja, dann bin ich einfach nicht mehr ich, ja.“

Der Jugendliche beschreibt was seine Wut mit ihm macht und welche Auswirkungen sie hat. Es ist ihm nicht möglich, seine Wut derart zu kontrollieren, dass er sie bei sich behält. Der einzige Weg zu umgehen, dass sie sich in dem gegenüber entlädt, ist die Vermeidung von Kontakten und dass er erstmal alleine ist und sich beruhigen kann. Ebenso hat der Jugendliche keinen Zugriff auf das, was er konkret tut. So kann es auch sein, dass er andere mit Gegenständen verletzt, er steht neben sich, wird von der Wut als rauschhaftem-Zustand innerhalb der Atmosphäre getragen und unterliegt ihr, indem er agiert.

„Bin ich einfach jemand anders.“

Für ihn bedeuten diese Momente, in denen er seinem Leib unterliegt, dass er nicht mehr er selbst, der Bewussthaber, ist, sondern nur noch Leib.

„Deswegen. Das ist hier drinne auch. (?) Weil, es gibt hier viele Jugendliche, die bei mir aufmucken, hier auch im D-Haus, und ich will die immer schlagen, immer schlagen, immer schlagen, aber danach denke ich immer an meine Lockerung und meine vorzeitige Entlassung. An meine Familie und dass ich rausgehen will, und dann habe ich mich noch unter Kontrolle, ja. Aber manchmal wie zum Beispiel auf der Arbeit. Ich sitze jetzt gerade da und ich male, ja. [...] Das war jetzt letzte Woche. Fuckt der mich, der eine, mit irgendwelche Dinge fuckt, über irgendwelche Dinge, ich weiß nicht mehr, über Radiergummi oder so. Danach ich sage dem die ganze Zeit: Junge, hör auf damit, wenn ich gleich ausraste, danach dann kommt der Chef zu mir und schickt mich dann aufs Haus. Der meint zu mir: na und, is mir scheißegal und so. Ich dachte mir so, ok, der will mich nur provozieren, ich bin die ganze Zeit still. Ich still. Irgendwann mal, ich fange dann immer irgendwann mal an so richtig zu, meine Hand wird dann richtig so, wie heißt'n des? [Interviewerin: zittern?] Ja, genau, ja, genau, zittern. Danach war ich richtig wütend, danach, ich muss irgendwo meine Wut rauslassen, und genau in dem Moment habe ich dann meine Hand, meine ganze Hand, auf den Tisch so gemacht. Damit diese Wut erst mal rausgeht.“

Der Jugendliche, der generell Probleme damit hat sich differenziert auszudrücken, beschreibt eindrücklich was mit ihm geschieht, wenn er wütend wird und sein Verstand merklich die Kontrolle über den Leib und die körperlichen Reaktionen verliert. Es gelingt ihm, sich bis zu einem gewissen Punkt zusammenzureißen in der Form, dass er seine Leibesinseln und seine Regungen kontrolliert. Bis sich die Wut einen Weg bahnt und enläd. Er zittert erst und dann spürt er, dass die Wut raus muss aus dem Körper und es gelingt ihm, sie zu kanalisieren und ohne jemanden zu verletzen die Energie, das Gespürte, nach Außen, an den Tisch, abzugeben.

„Der hat danach auch nicht mehr aufgehört, und dann hat der weitergemacht und weiter, weiter. Irgendwann mal, ich bin dann einfach aufgestanden und hab gesagt: hier, hör mir mal zu, du kleiner Schmock, lass mich mal in Ruhe, fuck mich nicht ab, ja. Meinte der: du fuckst mich auch immer ab. Hab ich gesagt: was Aller, du weißt genau, ich bin wütend, wenn ich aggressiv werde, Aller, du weißt ganz genau, was passiert. Lass mich doch einfach in Ruhe. Nein, nein, nein, nein, nein. Dann, ok, sag mir, hab ich dem gesagt: ich mache dir jetzt ne

Ansage, ist mir scheißegal, ich habe mich noch unter Kontrolle, mach weiter. Aber ich sag dir, irgendwann mal ist mir scheißegal, irgendwas, ich warn dich schon mal. Ob ein Stuhl, ob ein Tisch, ob es meine Hand ist oder mein Fuß, ob es mein Kopf ist, ist mir scheißegal, aber ich haue dich. Da war der leise und hat nix gesagt: Ich bin dann runtergegangen und war eine rauchen. Vor meinem Chef, und mein Chef macht nix, denke ich mir, was ist denn das für ein Chef. Ich denke mir, egal, ok, schieß drauf Aber der ist kurz davor, da sind voll viele immer, die mich abfucken, die sind immer kurz davor, mich so richtig abzufucken, dass ich meine Ticks bekommen, danach, ich haue dem irgendwas, irgendwas, egal was, deswegen war ich damals bei dieser Tagesklinik. Diese Psychiatrie. Nur wegen meinen Aggressionen, ja. War ich da.“

In dieser Passage gelingt es zu verstehen, dass das Handeln des Jugendlichen kein intentional-kognitiv flankiertes Verhalten ist, sondern ein leiblicher Ausbruch aus der personalen Regression (vgl. Theoriekapitel). Er warnt den anderen Jugendlichen vor, dass er gleich nicht mehr seinem Verstand zur Verfügung stehen wird, lässt dieser nicht von den Provokationen ab. Und selbst er weiß dann nicht, und kann es auch nicht beeinflussen, was dann passiert. Dann hat er seine Ticks, seine unbestimmten Handlungen, die ausbrechen und auf die er bewusst keinen Einfluss hat.

Der Jugendliche ist durchaus bemüht, die Gefahr der Eskalation zu bannen, findet aber in der konkreten Situation keinen Zugang zu sich oder kann nicht mehr auf sein Verhalten zugreifen. Das endet in sehr gefährlichen Situationen, die bereits Gegenstand verschiedener Therapien und Interventionen waren, die aber nicht derart behandelt werden konnten, dass der Jugendlichen sich alternativ dazu verhalten kann. Es wäre in solchen Situationen und Momenten wichtig, dass der Jugendliche sich spürt und einen Zugang zu seiner Ganzheitlichkeit findet und nicht nur die Regungen der Leibesinseln wahrnimmt und seiner Regression unterworfen ist.

Es war eine Vorannahme dass Projekte, die darauf abzielen die Jugendlichen über einen starken Körperbezug mit sich und anderen in Kontakt zu bringen und dabei nicht die Priorität auf die verbale Kommunikation sondern die leibliche Kommunikation legen, ermöglichen, sich intensiver zu spüren und somit im Vorfeld zu erahnen wie es mir geht und auch in der Situation selbst Zugriff zu haben auf das eigenen Handeln.

Diese Form der Behutsamkeit und Achtsamkeit wäre ein Ziel, an das sich die Interventionen zur Vermeidung von Gewalt, sollte dies das Ziel sein, richten können.

6.1.11. Gewalt unter Drogen

So wie Drogen genuin nicht die eine Wirkung haben, so ist es auch im Zusammenspiel von Drogen mit Gewalt oder vielmehr mit Gewalt unter Drogen. In den Interviews fand ich Passagen, die sehr deutlich zeigten, dass Konflikte, die in einer Situation entstehen in denen der Jugendliche sich durch den Gebrauch von Drogen eher entspannt fühlt, eher vermieden oder abgetan werden als auch Passagen an denen deutlich wird, dass Drogen Verstimmungen wie aggressive Regungen verstärken und Konflikte provozieren.

Ein Jugendlicher erzählt von einer Zeit, in der es immer nur dann Konflikte gab, wenn er mit seinen Peers ausreichend Alkohol getrunken hatte:

„Die andere Schlägerei war auch immer dasselbe. Immer wenn wir besoffen waren. Wenn ich nüchtern wäre, gabs keine Schlägerei.“

„Der hat da so ein Kollege gehabt, der war auch bei uns in der Klasse, hat der gesagt: komm wir gehen bei dir. Der hat Hotel, der Junge. Hat der gesagt: komm wir gehen bei dir ein bisschen was trinken. Bisschen Chillen da bei dir, danach sind wir hin, dann irgendwie, wir haben getrunken dies das, alles war gut, und danach der Junge, der hat irgendwer, der hat einfach über Gott geredet. Der sagt so: ah ja, was wenn Gott jetzt hier wär? Was weiß ich, hin und her. Dann habe ich gesagt: Ey, Junge, entweder hast du zu viel getrunken ... Und bei uns ist das so respektlos, wissen Sie, wenn Sie besoffen sind, und Sie reden über Gott und so. Und ich hab gesagt: Junge, sei ruhig lieber, der hat gesagt: beruhige dich, so was kommt nicht mehr vor. Und dann haben wir wieder so ein, zwei Gläser getrunken, und dann hat der über meinen Propheten geredet. Ja, Mohammed, und da habe ich gesagt, das reicht, zu meinem Cousin. Entweder haue ich den oder wir gehen jetzt. Der hat gesagt: ja, egal, lass den reden, der hört auf und so. Und dann, irgendwas hat der gesagt, ich bin aufgestanden, hab ihn erst mal so ne Ohrfeige gegeben. Und der Junge ist aufgestanden und hat mich so an Hals gepackt. Dann hab ich mit der flachen Hand gegeben, also mit der Faust, der Junge ist auf den Bett gefallen, ist wieder aufgestanden, ich habe ihm wieder eine gegeben und der ist wieder gefallen,

und dann habe ich nur noch Schwarz gesehen, und ich habe ihm einfach nur verteilt.“

Unter dem Einfluss des Alkohols und innerhalb der aggressiven Atmosphäre verliert der Jugendliche die Kontrolle und schlägt auf den Anderen ein. Zuerst kann er noch zwei mögliche Varianten des Endes der Situation aufzeigen: dass sie gehen oder es eskaliert, bis ein Wort das andere gibt und als Konsequenz aus der daraus entstandenen Wut sich die Aggression in physische Gewalt umwandelt. Insgesamt gab es wenige Passagen die Drogen und Gewalt aufeinander beziehen. Dabei ist auch wichtig anzumerken, dass Drogen nicht genuin immer den gleichen Einfluss haben, sondern auch in Zusammenhang zu der leiblichen Disposition und anderen womöglich verstärkenden Aspekten stehen. Ebenso veranlassen verschiedene Drogen verschiedene Regungen. Es ist festzuhalten, dass Gewaltsituationen in ihrer Entstehung und Qualität so komplex wie die von ihr betroffenen Menschen sind.

6.2 Drogen

Der Drogenkonsum der jungen Männer war immer dann Thema innerhalb der Interviews, wenn beschrieben wurde, wie sich die Lebenssituation der Jugendlichen zuspitzte und es galt einen momentanen Ausstieg aus den Problemen und den mit ihnen einhergehenden Gefühlen zu gewähren. Dabei stand das Phänomen in Wechselwirkung mit Gewalt und Beschaffungskriminalität. Wie bereits zuvor beschrieben waren die Drogen auch ein bedeutsames Mittel, Traumata zu be- und verarbeiten und häufig war der Beginn der Pubertät der Moment, in dem die Jugendlichen im Drogenkonsum Halt suchten. Mit Schmitz gesprochen verhilft der Konsum der Drogen dabei, sich in die personale Regression fallen zu lassen und somit den Gedanken und der Reflexion Nachrang zu gewähren (vgl. Leib und Gefühl S.82). Nichts außer dem Aufgehen im Hier und Jetzt zählt. Alles andere der Wahrnehmung verblasst gegen die den „rhythmischen Verband von Spannung und Schwellung“ (ebd.) und das auskosten des Spürens im Wechselspiel der Dominanz von Spannung und Schwellung (ebd.). Die Konsequenzen des Konsums sind nicht nur unbedeutend, es scheint als sei das reflexive Moment, dass es braucht, um abzuwägen welche Konsequenzen dieses Verhalten hat, unzugänglich, was erneut Probleme nach sich zieht. Dabei trat aus den Schilderungen hervor, dass gerade der Konsum von Koks

folgeschwer für die kriminelle Karriere der Jugendlichen war und drastische Konsequenzen nach sich zog.

„Dann kam das Schlimmste, was mir je passieren konnte. Dann habe ich Kokain das erste Mal genommen. Das war vorbei dann. Dann ich wusste nicht, was ich mache, ja? Ich war einfach, das war komisch. Das war richtig komisch. Ich wusste gar nicht, ich war nicht mehr ich selbst. Ich hab jeden Tag irgendwas genommen, ich hab Alkohol getrunken. Hab auf alles geschissen. Hab meine Eltern beklaut, so was hab ich noch nie in meinem Leben gemacht.“

Der Jugendliche schildert eindrücklich, dass mit der ersten Einnahme von Kokain etwas passiert, was ihn zunächst vor ein Problem stellt, was ihn aber nicht davon abhält erneut zu konsumieren. Mit Blick auf Schmitz wird das verständlich, wenn man sich genau anschaut was dort passiert. Der Konsum des Kokains macht den Jugendlichen derart stark affektiv betroffen, dass er sich ungewollt in einem Ausmaß zu sich selbst distanziert, dass er ein Entfremdungserlebnis hat (vgl. Leib und Gefühl S.79). Der Jugendliche ist nicht mehr er selbst, damit gibt er auch die Beziehung zu seinen Problemen und die damit einhergehenden, bedrohlichen Gefühle ab was erklären würde, warum er weiter konsumiert. Der Konsum begründet somit zum einen ein Fremdheitsgefühl was beängstigt, andererseits kann der Jugendliche sich dadurch von den eigenen Problemen losreißen und dadurch wird ihm alles egal, da es ihn (vermeintlich) nichts mehr angeht..

Folgend umschreibt ein anderer Jugendlicher den Kreislauf aus belastenden Erfahrungen die bewirken, dass er sich viel auf der Straße (und von den familiären Problemen weg-)bewegt, was wieder belastende Erfahrungen auf der Straße nach sich zieht und diese Mischung aus vergangener (aber emotional präsenter) und momentaner Belastung den Konsum von Drogen bedingt:

„So auf der Straße, ich hab viel zu vieles erlebt, glaube ich. Schlägereien und Dealereien, und ich wollte nie, ich war ein Mensch, ich war immer so ein Kiffer, und ich wollte nie was anderes probieren. Und dann kam das, wo ich das gekauft hab, das gekauft hab, das Gras, kam dann Kokain ins Spiel, ich hab dann Kokain verkauft, und dann wollte ich selber mal probieren und ein bisschen abgestürzt auf Kokain auch. Ja, was alles erlebt, was man alles erleben muss. Nicht schöne Sachen, aber halt, aber drüber lachen. Wenn ich

wieder rauskomme, dann werde ich auch diese schönen Sachen erleben. Also, so hängen so zu öfters dann konsumiert auch. Weil ich war so ein Mensch, wenn ich nicht konsumieren wollte, habe ich nicht konsumiert. Und dann habe ich einmal probiert und dann noch mal, noch mal, noch mal, und dann war das komisch auch in meinem Blut, dann habe ich immer konsumiert gehabt, weil ich hatte das ja, ich hab den Schrank aufgemacht, und das war ja da. Ich musste nicht dahinlaufen und dahinfahren, ich hatte das ja zu Hause.“

Hier wird aus der Sicht eines anderen Jugendlichen der Unterschied zwischen dem Konsum von Marihuana und dem Konsum von Koks und seinen Folgen deutlich. Während er über den Konsum von Marihuana selbst bestimmt und die Kontrolle behält gelingt ihm dies nicht beim Konsum von Kokain. Er möchte es anfangs nur einmal ausprobieren und kann dann nicht mehr aufhören es einzunehmen. Er stürzt ab, verliert die Kontrolle und es stellt sich ein zunehmend schlechtes Gefühl, eine bedrückende leibliche Disposition, zu seinem Leben ein. Er spricht davon, dass das Kokain in seinem Blut war und verursacht, dass es weiter zirkulieren muss, ein Leidensdruck entsteht und der Jugendliche muss kontinuierlich konsumieren. Da er selber die Drogen verkauft, ist er ihnen auch permanent ausgeliefert und der Teufelskreis aus Konsum und Verkauf setzt sich fort. Dabei bringt ein Jugendlicher auf den Punkt, was der Konsum von Kokain auch mit Blick auf den Körper, und nicht nur auf den Leib, bewirkt:

„Ich sah aus wie eine Leiche, ja. Also nicht schön, abgemagert. Ich hab 62 Kilo gewogen. Ich hab mich gar nicht wiedererkannt. Jetzt bin ich ein Jahr und vier Monate hier, mir geht es gut. Ich freu mich sogar, dass ich hier reingekommen bin.“

Der Konsum gerade von Kokain ist folgenreich für das Leben der Jugendlichen und man kann ihnen ansehen, dass ebenso die gesundheitliche Verfassung massiv beeinträchtigt wird. Das Erleben durch den Konsum versetzt die Jugendlichen in personale Regression, dass so stark ausfallen kann, dass ein Gefühl des Selbstverlustes entsteht was eine Unsicherheit nach sich zieht, die die Jugendlichen überfordert (vgl. Schmitz Leib und Gefühl S.79). Personale Emanzipation vom Konsum und den damit einhergehenden Problemen scheint unmöglich. Die Jugendlichen entfremden sich von sich selbst und verlieren den Zugang zu sich, so dass selbst die

Inhaftierung ein positives Erlebnis wird, was die Jugendlichen vor sich selbst und dem weiteren Konsum der Drogen schützt.

„Ja, also wo ich auf Kokain war, ich weiß nicht, ich hab mich gefragt, warum ich lebe. Warum, was ich aus mein Leben mache. Mir war egal, ob ich sterbe oder nicht. Mir war alles egal. Soll ich überhaupt irgendwas machen? Soll ich mich umbringen so? Da hatte ich die Gedanken, da war ich nicht klar im Kopf. Da war ich erst mal im Polizeibunker zwei Tage. Dann bin ich hierhergekommen. Da war ich drei Tage nur in der Zelle, weil ich gar nicht klargekommen bin. Da hab ich nur geschlafen. Und dann, ja, war ich glücklich. Ich hab aus dem Fenster geschaut, dass ich noch lebe. Das war Erleichterung für mich. Ich hab gelacht, wo die Polizei mich an die Pforte gebracht hat. Ich hab richtig gelacht, also vor Freude hab ich gelacht, dass ich hier reingekommen bin. Ja (tiefes Atmen). Ja, und deswegen will ich auch in Therapie, ich will damit nix mehr zu tun haben. Das ist nicht gut, gar nicht gut. Viele sagen mir, ich könnte was aus meinem Leben machen, aber ich weiß nicht. Ich lass mich sehr leicht beeinflussen. Hier läuft alles gut, ich nehme keine Drogen, gar nix. Ich mach Sport. Mir gehts gut. Auch wenn ich hier bin, mir gehts gut, ja (lacht).“

Tritt dieser Jugendliche gedanklich in Distanz zu dem Konsum und dem eigenen Handeln stürzt ihn diese gedankliche Bezugnahme auf sich selbst (personale Emanzipation) in eine existenzielle Krise bis hin zu suizidalen Gedanken. Die Drogen scheinen den Kopf zu verschleiern. Der Jugendliche kann nicht mehr klar denken und die Diskrepanz zwischen personaler Emanzipation und personaler Regression mit Bezug zum sich spüren überfordert den Jugendlichen. Das Bedürfnis, sich im Rausch zu spüren und hochgradig leiblich darin aufzugehen als einem Lebensgefühl und der Einsicht, dass ihn genau dies zerstört, hinterlässt ein Gefühl der Leere in Form einer ganzheitlichen Atmosphäre und des Kontrollverlustes. Er kann selbst nicht mehr über sein Leben verfügen und ist froh, dass von außen in sein Leben eingegriffen wird. Mit dem Entzug innerhalb der Haftanstalt begreift der Jugendliche was ihm vormals zugestoßen ist und er ist froh, dass er noch am Leben ist und für ihn wieder andere Gefühle den Raum und die Aufmerksamkeit bekommen. Momentan ist er zufrieden mit seinem Leben. Er ist glücklich keine Drogen zu konsumieren und wieder Sport treiben zu können, was eine andere Form personaler Regression und somit des Abschaltens von Problemen ermöglicht.

In der folgenden Passage erklärt ein Jugendlicher wie es ihm durch den Verzicht auf Alkohol zunehmend gelingt, die personal zu emanzipieren und die Kontrolle über sein Leben und reflexiv zu sich Bezug zu nehmen und somit das eigene Handeln zu lenken:

„Cannabis. Das war die Hauptsache. So, was ich hier drin noch nie jemand erzählt hab, keine Sozialarbeiterin, keine Frau ... (Drogenberaterin), [...] aber das Hauptproblem war bei mir Alkohol. So richtig das war Alkohol halt. Das wissen halt die meisten hier gar nicht, deswegen. Ich sag immer einfach Cannabis, mache diesen Scheiß-Entzug da mit. Seit ich hier drin keinen Alkohol mehr getrunken hab, seit diese halbes Jahr, geht's mir auch eigentlich viel besser. Also, also man merkte schon. Erste Zeit, man wurde aggressiver, so, aber ich weiß nicht mehr so genau, ich kann besser denken, und ich bin mir die Lage auch viel mehr bewusst so. Das ist nicht so, man macht Sachen ohne zu überlegen, man überlegt vorher zweimal, bevor man was macht. Deswegen is auch besser, wenn man clean ist. Kann ich auch nur jeden raten.“

Insgesamt kann festgehalten werden, dass die Drogen mannigfaltige Auswirkungen auf die Lebensführung der Jugendlichen haben. Zum einen ermöglichen sie das emotionale Überleben dadurch, dass sie Situationen herbeiführen, die die Jugendlichen von den „eigentlichen“ Problemen und den reflexiven Bezug auf diese ablenken, zum Anderen steigert der Konsum sie bis in den Selbstverlust und der Verzweiflung, die aus dieser drastischen Distanzierung zu sich und dem Gefühl, nicht mehr die Kontrolle zu haben und nicht zu wissen was man will, einhergeht. Der Auslöser für den Konsum waren mehrheitlich problematische familiäre Verhältnisse und ein daraus hervorgehender Leidensdruck. Aus diesem Grund wird nun noch einmal genauer auf die Situation der Jugendlichen in ihrer Familie und dem Versuch diese zu verarbeiten durch Konsum eingegangen.

6.2.1 Familie und Drogen

Durch die Gespräche mit den Jugendlichen sowie durch die Interviews zeigte sich die wechselseitige Bedeutung von Drogenkonsum und der Beziehungen innerhalb der Familie. Sowie die frühen Gewalterfahrungen den Drogenkonsum hervorbringen, so verschlechtern sich die Beziehungen durch den Konsum von Drogen und die Zunahme

des delinquenten Handelns. Dabei spielt es aus Sicht der Jugendlichen eine bedeutsame Rolle, dass die Eltern sie aufgeben und diesem Kreislauf überlassen. Die Eltern zeigen sich zunehmend ohnmächtig, wie folgend verständlich wird, und selbst die Kontrolle unter den Geschwistern weicht den eigenen Interessen und Abhängigkeiten.

„Danach ich hab damit aufgehört, weil ich hatte keinen Bock, wieder im Bett zu liegen und zu kotzen, hatte ich gar keinen Bock gehabt. Und dann ein Jahr später kam dann wieder irgendjemand, irgendein Kollege zu mir, der meinte: lass mal rauchen. Mein jüngerer Bruder, der war nur am Rauchen. Ich hab gesagt: zieh nicht so stark, Junge, du kackst ab! hab ich dem gesagt. Der meinte zu mir: nein, nein, nein. Dann habe ich auch immer geraucht, aber ich habe immer so kleine, kleine Züge gemacht. Dann habe ich gedacht: ok, da passiert nichts mehr. Habe ich wieder und wieder, wieder, wieder geraucht. Meine Mutter hat dann irgendwann gesagt: Ach scheiß drauf, mach was du willst, ist mir scheißegal. Dann auch nie vor der gekiff. Trinken tue ich nicht. Selten, ja, trinke ich mal was. Mit meinem jüngeren Bruder verstehe ich mich richtig gut, ja. Wir unternehmen auch eigentlich voll viel, ja. Wo ich noch draußen war, ja. Eigentlich auch so ein lockerer Typ. Die kiffen auch alle, die trinken. Mein älterer Bruder zieht jetzt schon, ich habe gesagt: warum ziehst du? Das ist nicht gut. Der meinte zu mir: sei leise, lass mich in Ruhe, halte mir keine Predigten.“

Zuerst versucht der Jugendliche das Konsumverhalten seines jüngeren Bruders zu beeinflussen und ihn zu warnen. Im Verlauf der Zeit und mit der Zunahme des eigenen Konsums rücken die Bedenken in den Hintergrund und die Brüder verstehen sich immer besser und konsumieren zusammen. Der Jugendliche hat seine Besorgnis mit Bezug zu Marihuana- und Alkoholkonsum aufgeben. Lediglich den Konsum von Kokain, sein älterer Bruder beginnt damit, findet er problematisch. Sein Bruder nimmt sich jedoch seiner Ängste nichts an.

Insgesamt haben Drogen für die Jugendlichen etwas in- und exkludierendes. Sie schließen sich zunehmend mit Menschen, auch Familienmitgliedern, zusammen die ebenfalls Drogen konsumieren und distanzieren sich von jenen, mit denen sie diese Vorliebe nicht teilen.

6.2.2 Kiffen – ein vielfältiges Phänomen

Mehrheitlich erzählten die Jugendlichen über den Konsum von Marihuana, dass sie über Freunde zum „Kiffen“ kamen und es zunächst gar nicht mochten. Dass dies aber eine Möglichkeit darstellt, sich ganz dem Hier und Jetzt zu verschreiben, und zwar nicht auf einer Ebene der Gesamtheit, sondern dass das Hier und Jetzt, welches die einzige Sphäre zu sein scheint, die die Jugendlichen spüren (wollen), einen Rückzugsort bietet. Eine leibliche Metaebene, auf der alles andere, gerade die unangenehmen Situationen und hier im Besonderen die Krisenzeit Haft (mit all ihren Atmosphären und Affizierungen), in den Hintergrund tritt.

Die Jugendlichen „fliegen“ und lachen. Ein Jugendlicher erzählt minutenlang sehr eindrücklich, wie er nach dem ersten Zug merkt, wie die Mundwinkel sich verändern und er grinsen muss. Dann kommt dieses warme Gefühl von innen, eine Leibesinsel, die auftaucht und das Gefühl des Glücks begründet. Bis die Wirkung nachlässt und die Leibesinsel sich auflöst...

3: „ja da haben wir gedacht: ok da passiert nichts mehr. Ja. Ich rauche die ganze Zeit und mir gehts richtig gut dabei, ich muss nicht mehr kotzen. Mir ging es richtig gut Alder, ich hab die ganze Zeit Lachflash gehabt. Hab ich mir gedacht ok alder, kann man jetzt ja ma kiffen.“

I: „wird man vom Kiffen glücklich?“

1: (schnalzt) „für den Moment auf jeden Fall. Also n paar Stunden. Aber wenn es weggeht dann is so komisch, ja.“

3: „man denkt dann immer. Dann will man noch einen rauchen“

1: „dann will man noch einen. Damit wieder dieses Gefühl kommt. Das ist unbeschreiblich ja.“

Die Jugendlichen nutzen den Konsum von Marihuana, um alles andere zu vergessen was jedoch dann problematisch wird, wenn die Wirkung nachlässt. Ein Jugendlicher spricht mich an und fragt, ob ich schon mal gekifft habe. Ich gehe auf die Frage ein und wir tauschen Erfahrungen aus.

3: „Haben Sie schon mal gekifft? (I nickt) dann wissen Sie doch wie das ist.“

I: „bei mir kommt das auf die Stimmung an. Wenn ich nicht gut gelaunt bin dann

guck ich auch mal nach vier Stunden auf die Uhr und merk irgendwann, dass vier Stunden rum sind und mach gar nix. Sitz da einfach nur, weiß auch nich

3: „wenn ich schlecht gelaunt bin, brauche ich einfach nur meine Ruhe, dann hilft nur ein Joint, hier drinnen alder, ich schwör sogar alder. [...] Hier drinnen Aller, wenn mich Leute richtig abfucken, alder, dann denk ich mir ich brauche jetzt n Joint Aller, irgendwas Aller!“

Der Jugendliche umschreibt sehr eindrücklich, dass kiffen für ihn ein Mittel gegen schlechte Laune ist und die Lebenssituation Haft sein Bedürfnis nach dem kiffen verstärkt.

I: „was, was für Gefühle gibt es noch beim Kiffen?“

1: „Langeweile. gibt es auch manchmal. Ich kiff, bin in mein Zelle. Er hat auch geraucht., wir reden ein bisschen, aber wir haben kein Bock mehr zu stehen. Danach, wir gehen rein. Danach ich hör Musik. Ich denk mir Aller, richtig langweilig. Was soll ich machen? Ich schalt Fernseher um, ich hör Musik. Ich hör die ganze Musik“

3: „Diese Fernseher“

1: „Ich guck nach draußen. Ich denk: "Boah, wär ich jetzt draußen, so. Dann kommen manchmal so Gedanken. Ja.“

I: „uhuum“

An der Passage wird deutlich, das Kiffen auch zum Nachdenken anregen kann. Dann fließt die Zeit nur sehr langsam und eben dieses Gefühl, was öfter von Jugendlichen angesprochen wurde und woraufhin sich manche diesem Gefühl nur durch Schlaf entziehen können, wird durch den Konsum von Marihuana verstärkt. Ebenso wenn der Konsum steigt und die aufheiternde Stimmung nachlässt.

1: „Aber das ist nicht so oft. Aber nur den ersten Joint den man raucht nach langer Zeit ist gut. Danach den zweiten den man raucht das wird dann schon so wie früher. Man raucht einfach nur noch so. Ja.“

Insgesamt bringen die Jugendlichen den Konsum von Marihuana mit Lachen und Sorglosigkeit in Verbindung.

I: „Du redest total viel über lachen und lächeln und immer, wenn du über lachen oder lächeln sprichst, hat das zu tun mit Kiffen.“

1: „ja, ja weil das auch so ist ja“.

I: „Erzähl mal ein bisschen mehr dazu.“

1: „was wollen sie wissen?“ (lacht)

2 lacht

1: „Ich weiß nicht ja, so hat es angefangen. Ich hab erstes Mal gekifft Aller, poah, ich hab mich kaputt gelacht über jeden Scheiss.“

2: „Hammer ge?“

1: „Ich hab Boden gelegen und meinen Bauch festgehalten, meine Backen haben weh getan vom Grinsen.“

I: „Und ähm, warte mal jetzt muss ich mich mal konzentrieren. Würdest du sagen, dass es sonst im Leben nicht viel zu lachen gibt?“

1: „nein stimmt nicht, aber so wird alles noch lustiger.“

2: „genau“

1: „es gibt viel zu lachen, aber so wird es noch, noch lustiger. Alles einfach so, jaaa. Man lacht über jeden Scheiss, ja. Über jede Kleinigkeit, man lacht einfach.“

I: „okay“

Auf meine Frage, welche Bereiche es gibt die es den Jugendlichen ermöglichen den Kopf frei zu kriegen, antworten zwei Freunde:

„Wo kannst du den Kopf abschalten. Ganz egal ob das gut oder schlecht ist, einfach nur den Kopf abschalten?“

1: „wenn ich feiern gehe.“

2: „ja, kiffen“

1: „wenn ich tanze, ja Sport mache und wenn ich kiffe ja.“

Auf mein genaues Hinterfragen umschreiben die Jugendlichen das, was sie spüren, wenn sie kiffen:

I: „Auf irgendwas was gerade passiert. Oder kiffen, man fühlt sich entspannt, man fühlt sich leicht. Du hast mir das in irgend 'nem Interview super schön beschrieben, was da passiert. Mh, dass du dich auf einmal ganz leicht fühlst und schwebst irgendwie?“

1: „ja ich fliege (lacht zufrieden). Fliege“

2: „Ich schwör jaja richtig, bei mir passiert auch so“

I: „Wenn du kiffst?“

2: „ja klar, ich glaube mit alle“

1: „Ich liege im Bett Bruder, und Musik läuft.“

2: „Ich dachte ich fliege“

1: „Ich schalte diese Musik um. Man, man is in diese Musik“

2: „Ich schwör!“

1: „Und dann mit dem Bett man fliegt. O: ich schwör alder. Man fliegt einfach.“

2: „Ja man fliegt einfach, richtig.“

1: „So man hört diese Musik. Im Kopf. Baaaam. Baaaaam“

2: „Und du denkst nur an diese Musik was der sagt und so“

Alle lachen

1: „baaam, baaam, baaam“

2 Macht das Geräusch vom Fliegen nach

1: „Dann, wenn ich wieder ein bisschen fitter werde, dann stehe ich auf und dann tanze ich, Aller“

2: „richtig“

1: „Und dann, dann gehts ab.“

2: „das ist ein hammer Gefühl.“

Insgesamt haben in den Erzählungen immer die positiven Zuschreibungen zum Marihuana Konsum überwogen, die auch sehr bewusst dazu genutzt werden, den Haftalltag zu überstehen.

Ein weiterer Aspekt, den die Jugendlichen hervorheben und dem sie eine große Bedeutung beimessen, ist die beruhigende Wirkung von Marihuana:

B: „ja aber jetzt bin ich gar nicht mehr aggressiv. Also null. Ich gehe ganz Stress aus dem Weg. Eigentlich kann man sagen, also seitdem ich so richtig angefangen habe zu kiffen. Seitdem. Ich höre Reggae, alles ruhig (lacht) und ja. ja die wollten mich hier auch eigentlich in so ein AntiAggressionsTraining stecken.“

Weiter erzählt dieser Jugendliche, dass dadurch, dass er in der Haft konsumiert, er nicht das AntiAggressionsTraining besuchen muss, weil selbst den Sozialarbeiterinnen aufgefallen ist, dass er sehr ruhig geworden ist und Konflikten aus dem Weg geht.

Die vielfältige Wirkung des Marihuanas wird aus den folgenden Schilderungen eines anderen Jugendlichen ersichtlich:

B „Seit meinem 12ten Lebensjahr bis ich 18 war hab ich ähm gekiff. Ja und so in der Anfangsphase war das einfach nur: hey, ich bin cool drauf, chillig und so. Alles gut und so. Und irgendwann kam dann halt so die Probleme langsam halt mit 14/15 und dann hat das Kiffen so ne andere Bedeutung gehabt, nicht mehr mit hier mal Spaß haben mal da Spaß haben. Da ging es halt ein bisschen Probleme zu verstauen oder einfach mal wenn ich abgefickt bin oder so dass ich dann mal nen Joint rauche und für den Moment oder den Abend mal meine Ruhe davon hab. Und dafür kann man, hört sich krass an, aber dafür kann man sagen ist kiffen auch so das nimmt jemand die Last weg man fühlt sich leichter und dann gut is und so. Aber am nächsten Tag realisiert man das wieder und deswegen auf einen längeren Zeitraum und so ist es halt keine Lösung,

für den Moment ja aber für einen längeren Zeitraum ist es keine Lösung. Ja. [...] Manche sagen: Boah, dann fliege ich. Oder ich kann halt alles um mich rum vergessen oder ich habe keine Sorgen und Probleme mehr für den Moment. Deswegen das ist genau so wie es einem dann geht.“

Eben diese Kurve der Gefühle, die erst begründet dass die Jugendlichen sich leicht fühlen, ganz in die Weite gleiten und der Verstand ausgehebelt wird, so dass sogar Aggressionen verschwinden, führt dazu, dass die Jugendlichen nach Abklingen der Wirkung in ein umso tieferes Loch fallen. Das begründet, warum sich der Wunsch nach erneutem Konsum sehr schnell einstellt und die Ressource Marihuana-Konsum, die gezielt zur Bewältigung von Problemen eingesetzt wird, zu einer Belastung wird und die Lebenssituation verschlimmert. Dadurch werden die Probleme verschlimmert und die Jugendlichen müssen nun andere Wege finden, die schmerzhaften Gedanken auszuschalten und ein positives Gefühl im Hier und Jetzt herbeizuführen.

Da somit der Konsum insgesamt eine verschlimmernde Wirkung auf das Leben der Inhaftierten hat, wird in den folgenden Punkten noch einmal genauer auf diese Dimension eingegangen.

6.2.3. Kiffen als Ausdruck von Perspektivlosigkeit

Die Jugendlichen sprachen in den Interviews alle von der Perspektivlosigkeit, die sich ab einem gewissen Zeitpunkt (und dieser war subjektiv) einstellte. Wie die Jugendlichen damit umgingen war ebenso subjektiv, dennoch waren die Möglichkeiten meist dieselben wie die, mit denen sie auf die Traumata und andere schwierigen Lebensereignissen reagierten. Neben Schlägereien und der Vermeidung nach Hause zu gehen fingen viele Jugendliche an, Marihuana zu rauchen.

Das konnte auch oben nachgezeichnet werden, ebenso wie die zwei Wirkungen des Marihuana-Konsums, der erstmal Glück und Freude verspricht, um dann Verzweiflung und den Wunsch danach, erneut high zu sein, nach sich ziehen.

Den Aspekt der Perspektivlosigkeit an dieser Stelle durch die Herausarbeitung zu betonen war bedeutsam, da die Jugendlichen in einer Spirale aus Verzweiflung und dem Kampf um Bewältigung immer tiefer in die Delinquenz geraten und genau das

Gegenteil davon erreichen, was sie eigentlich mit den Strategien beabsichtigten: die Kontrolle über das eigene Leben zu gewinnen und die Schwierigkeiten zu bewältigen. Häufig treten Ereignisse in das Leben der Jugendlichen, so wie es folgend geschildert wird, die von den Jugendlichen abverlangen, dass sie mit ihnen umgehen, wenn sie sich leiblich aufdrängen und Emotionen provozieren, die nicht erträglich sind. Solche Situationen, wie in diesem Fall die Trennung von der ersten Freundin, können mitunter drastische Folgen haben.

„In der 8. Klasse, da war so eine Zeit, das erste Halbjahr, da war ich gut in der Schule. Da hab ich auch weniger gekiff, weil, ich hatte eine Freundin. Und das hab ich nur wegen der gemacht, also dass ich nicht mehr kiffe, keine Scheiße mehr baue. Aber die hat dann Schluss gemacht, ich weiß nicht warum. Ab da ging es dann wieder bergab. Ich bin dann von der Schule geflogen. Und ab da, ja, ich habe einfach gar nix mehr gemacht. Ich hab einfach, ich bin morgens aufgestanden. Ich hab gekiff. Ich bin rausgegangen, ich hab gemacht, was ich wollte. Ich hatte keine Zukunft, so keine Perspektive, gar nix (tiefes Ausatmen).“

Die Freundin schien für den Jugendlichen emotionale Stabilität zu bedeuten. Mit dem Wegbruch dieser Stabilität gibt er sich und sein Leben auf. Später erzählt er, dass dies bis zum Konsum von Kokain ging und dem Wunsch zu sterben. Durch die Inhaftierung, so sagt er, wurde ihm das Leben gerettet.

Dennoch ist die Zeit in Haft nur eine Blase. So schwierig wie die Lebensphase Haft auch ist, ein Gutes hat sie aus der Sicht der Jugendlichen: sie können nicht so viel konsumieren wie sie möchten und sie sind gezwungen aktiv zu sein. Sie müssen arbeiten oder eine Ausbildung machen und es gibt Erwachsene, die dies und andere Verhaltensweisen von ihnen einfordern. Jedoch mit der Entlassung aus der Haft sind die Jugendlichen wieder sich selbst überlassen und der Jugendliche kann sehr genau formulieren, was er für die Zeit nach der Entlassung befürchtet:

„Deswegen komisch, ja. Auf jeden Fall ich habe hier keinen Bock mehr. Mit Drogen, ich weiß nicht, ja. Letztes Jahr war ich hier drinnen positiv. Seitdem gar nicht mehr, ja. Ja, ich weiß nicht, ja, was ich machen soll. Drogenproblem bei mir, Drogenproblem ist immer so ne Sache. Hier drinnen kriege ich das immer in den Griff, weil ich weiß, ich will Lockerung und will vorzeitig gehen, aber draußen habe ich ja kein Ziel, so wo ich weiß: ok, wenn ich jetzt kiffe, dann

bekomme ich Ärger. Draußen, da kifft man einfach. Außer ich bekomme Bewährungsaufgaben, da kiffe ich so oder so nicht. Na ja. (...) Komisch.“

Eine häufige Umschreibung als Erklärung für den Drogenkonsum war der Wunsch, den Kopf frei zu kriegen und die Sorgen abzustellen oder problematische Beziehungen zu verdrängen. Dadurch treten auch die Gedanken zur eigenen Lebenssituation und der überwältigenden Perspektivlosigkeit in den Hintergrund:

„Und ich sag Ihnen ehrlich, ich hab hier auch schon, hier hab ich auch schon gekiff, hier drinne. Ja, das ist nicht gut eigentlich, aber so, ich hab nur gekiff, um ein bisschen den Kopf frei zu kriegen so. Ja.“

Wenn die Jugendlichen kiffen, verflüchtigen sich die Gedanken und Sorgen, die Jugendlichen fühlen sich befreit, der Druck und die Wut nehmen ab, sie sind einfach nur noch da.

„Seit meinem zwölften Lebensjahr, bis ich 18 war, hab ich, ähm, gekiff. Ja, und so in der Anfangsphase war das einfach nur: hey, ich bin cool drauf, chillig und so. Alles gut und so. Und irgendwann kam dann halt so die Probleme, langsam halt mit 14, 15, und dann hat das Kiffen so ne andere Bedeutung gehabt, nicht mehr mit hier mal Spaß haben, mal da Spaß haben. Da ging es halt ein bisschen Probleme zu verstauben oder einfach mal, wenn ich abgefickt bin, oder so, dass ich dann mal nen Joint rauche und für den Moment oder den Abend mal meine Ruhe davon hab. Und dafür kann man, hört sich krass an, aber dafür kann man sagen, ist Kiffen auch so, das nimmt jemand die Last weg, man fühlt sich leichter, und dann gut is und so. Aber am nächsten Tag realisiert man das wieder, und deswegen auf einen längeren Zeitraum und so ist es halt keine Lösung, für den Moment ja, aber für einen längeren Zeitraum ist es keine Lösung. Ja.“

Eindrücklich beschreibt der Jugendliche, wie er den Konsum von Marihuana einsetzt und wie aus einer Partydroge eine Bewältigungsstrategie wird. Der junge Mann erklärt, dass er sich leichter fühlt, wenn er kiff. Er setzt die Droge passgenau und gezielt ein wenn er das Gefühl hat, das die Probleme nicht mehr zu bewältigen sind. Ebenso hat er die Erfahrung gemacht, dass am nächsten Tag wieder alles ist wie es war. Manche der Jugendlichen beginnen aus diesem Grund, härtere Drogen zu konsumieren, was für viele folgenreich, nämlich in der Haft, endet.

6.2.4. Kiffen als Problem

Wie unter dem folgenden Punkt genauer betrachtet wird, waren nicht nur Gewalt und Drogen eine Möglichkeit, die aktuellen Gefühle zum eigenen Leben und die Situation des eigenen Lebens als Problem zu bearbeiten. Viele Jugendlichen erzählten, dass sie ähnliche Möglichkeiten auch im Sport erleben und ihn ebenso als Bewältigungsstrategie einsetzten. Dabei ist dem Sport meist eine nachgeordnete Rolle beizumessen, wie in der folgenden Passage deutlich wird:

„Ab diese weiterführende Schule, fünfte, sechste Klasse, haben so Schwierigkeiten bei mir angefangen. Schlägereien, ich hab Schule geschwänzt. Ich hab angefangen zu rauchen, irgendwann am Kiffen. Hab ich auch irgendwann keinen Sport mehr so gemacht. Baseball, ich war ziemlich gut, war ich in der deutschen Baseball-Akademie, aber dann bin ich da rausgeflogen.[...] Dieser eine Joint, der hat alles verkackt. Hätte ich den nicht geraucht, wär ich gar nicht hier, glaub ich ja. Das war nur deswegen (ausatmen). Das war Scheiße. Ich war gut, ich war richtig gut. Ich war bester Schlagmann. Bei diese Deutschland war ich bester Schlagmann von Jugend. Ich hab Medaillen, kleine Pokale in mein Zimmer, alles. Aber diese Lust, dieser Ehrgeiz hab ich verloren, ist nicht mehr so wie früher (ausatmen).“

Durch den Konsum von Marihuana entschwindet der Ehrgeiz des Jungen. Nachdem er mit einem Joint erwischt wird fliegt er aus dem Team und sein Zukunftstraum, professioneller Sportler zu werden, platzt. Er selbst prognostiziert, dass mit diesem einen Joint aus einer vielversprechenden Zukunft eine kriminelle Karriere wurde. Er glaubt, dass er, wenn er seine sportliche Karriere fortgesetzt hätte, nie im Gefängnis gelandet wäre. Dennoch hatten die Drogen damals eine so bedeutende Anziehungskraft, dass er sich an dem Punkt aufgibt. Er gibt sich seiner Drogensucht hin, beginnt eine rasante Karriere in der Beschaffungskriminalität und wird bald darauf das erste Mal inhaftiert.

6.3 Sport

Diese Arbeit beschäftigt sich mit den Bewältigungsstrategien junger Inhaftierter und geht dabei den Fragen nach, was die leiblichen Qualitäten der Strategien sind und was man den Jugendlichen im Rahmen von Interventionen anbieten kann, um die

Jugendlichen zu bestärken und ihnen einen anderen Raum für die Bewältigung des eigenen Lebens, und hier nochmal verstärkend unter der Bedingung der Haft, zu bieten. Wenn man Schmitz Ausführungen folgt, dann bietet der Rhythmus, so wie er im Tanzen enthalten ist und diesen bedingt, Möglichkeiten der Bewältigung, die er mit Blick auf verschiedene Aspekte unter dem Begriff der Leibtherapie zusammenfasst und für verschiedene Settings der Therapie brauchbar macht. Dabei erklärt er, wozu Rhythmus Menschen verleiten kann und wieso die leiblichen Dimensionen seiner Ergründungen wichtig für das Verständnis um Heilung sind.

Verständlich wird dies, wenn man bedenkt, dass Adoleszenz, mit Schmitz gedacht, sich im Besonderen in dem leiblichen Gefühl von Spannung innerhalb des Dialoges von Enge und Weite vollzieht und die Jugendlichen vor die Herausforderung stellt, diese Spannung zu be-arbeiten. Auf Grund dieser sowohl vorübergehenden als auch anhaltenden Spannungen des Erwachsenwerdens, die insgesamt eine Situation für den Jugendlichen darstellt, suchen die Jugendlichen eine Möglichkeit des Ablassens der Spannung und das Gleiten in Schwellung (Erleichterung). Wie bei den Phänomenen Gewalt und Drogen zu sehen war, können diese durch die Überdehnung Weitung herbeiführen und dienen der Bewältigung. Im Sport, wie Schmitz es am Beispiel des Tanzes erläutert, gibt es eine alternative Möglichkeit, den Antagonismus des Lebensdialoges zu schlichten, was am Beispiel der Bewegung zu Musik deutlich wird:

Die durch die Musik herbeigeführte Bewegungssuggestion: „lockert die Verlagerung der Konkurrenz von Spannung und Schwellung aus der Intensität in den Rhythmus das Band der leiblichen Ökonomie, und dadurch kann der Antagonismus dieser Konkurrenz entkrampft werden.“ (Leibtherapie) (Schmitz, Leib und Gefühl, S.51)

Folgend werden Interviewpassagen analysiert, die genau das vermögen herauszustellen. Damit wird es möglich zu vergleichen, was die Jugendlichen im Sport kontrastierend zu den Erfahrungen mit Gewalt und Drogen spüren um darauf aufbauend zu überlegen, ob es eine realistische Möglichkeit sein kann, sportliche Angebote als alternative Räume zu delinquentem Verhalten anzubieten.

So verschieden die befragten Jugendlichen, so divers der Zugang zu Sport und das Erleben innerhalb der verschiedenen Praktiken. Was jedoch übergreifend von den Jugendlichen geschildert wurde und was durch das folgende Zitat auf den Punkt gebracht wird ist die Möglichkeit, die Gedanken stumm werden zu lassen und sich auf den Moment einzulassen, indem durch das *motorische Körperschema* (Leib und Gefühl S.48) Möglichkeiten des Schweifens herbeigeführt werden, die das Denken erübrigen, der Jugendliche entgleitet ins Spüren:

„Ich weiß nicht, ja. Mir geht es richtig gut, wenn ich Sport machen kann. Ich bin richtig glücklich. Mir geht es richtig gut, ja, ich denke nicht nach, ich mach einfach“ (Interview mit einem Inhaftierten).

Der Jugendliche schildert eine Wirkung von Sport, die vormals in Zusammenhang mit dem Konsum von Marihuana beschrieben wurde. Er denkt nicht nach, er geht auf im Tun und kann dadurch für einen Moment den Verstand ausschalten. Er fließt, durch die *leibliche Richtung* in die Weite (vgl. Schmitz Leib und Gefühl S.50f.), Anspannung und destruktive Gedanken sind ausgeschaltet.

In dieser Passage wird in drei Zeilen genau das deutlich, was ich selbst während der Capoeira erlebte und was für mich den Bedeutungsrahmen der gesamten Arbeit spannte: das sportliche Treiben als Aushebelung der Gedanken und Hingabe an die leibliche Kommunikation, den Vollzug der körperlichen Aktivität hin zu dem aufgehen im leiblichen Hier und Jetzt als Ort der Ent-spannung und des glücklich sein. Den Sport als Bewältigungsstrategie zu betrachten, entstand nicht erst induktiv in Anlehnung an oder der Deutung des Materials. Schon in der Beschäftigung mit jugendlicher Lebenswelt stieß ich immer wieder auf die Erwähnung von (Kampf-)Sport. Allerdings schien der Sport in den Schilderungen der Jugendlichen wesentlich präsenter zu sein, als er Berücksichtigung in der Literatur und Forschung zu Jugend und Delinquenz findet. Das warf zum einen die Frage auf, wieso dem Sport nur eine Nebenrolle mit Blick auf die Bewältigungsstrategien delinquenter Jugendlicher zugeteilt wird. Zum anderen erstaunte es mich, dass ebenso hinsichtlich Leiblichkeit und Delinquenz der Sport keine repräsentative Rolle einnimmt, widmet man sich ihm zunehmend aus einer leibphänomenologischen Perspektive und der ganzheitlichen Bedeutung des Sports für die Lebensführung der Akteure. Wetzel bringt diese Perspektiven derart

zusammen, dass er die Bemühungen der Philosophie mit der Ergründung des guten Lebens auf den Sport ausdehnt und fragt, welchen Beitrag Sport zu einer gelingenden Lebensführung leistet und plädiert für eine leibbezogene Auseinandersetzung mit dem Phänomen Sport.

„Mit Sport, verstehbar als leiblich-soziale Praxis, lernt das Individuum sich selber zu spüren und sich in ein schwingendes Resonanzverhältnis mit sich zu versetzen“ (Wetzel 2014, S. 1).

Dem entgegen ist die theoretische Auseinandersetzung mit dem Sport als Bedingung gelingenden Lebens, und so auch der Bewältigung von Problemen und Krisen, nicht in jeder Disziplin angekommen. Die Errungenschaften des *body turn* (Gugutzer 2015), wie Gugutzer sie für die Körpersoziologie geprägt hat und die innerhalb der Soziologie Diskurse zum Sport etabliert haben, finden kaum Raum im sozialpädagogischen Diskurs, noch weniger mit Bezug zu der Arbeit im Gefängnis und dem Resozialisierungsziel.

Wenn ich Sport in der Arbeit mit delinquenten Jugendlichen außerhalb der Gefängnismauern antraf, war es meistens ein Kampfsport, hier vorwiegend das Boxen. Lothar Kannenberg hat mit seinen Trainingscamps zur Haftvermeidung auf die pädagogische Bedeutung des Sports für die Resozialisierung junger Männer hingewiesen (Kannenberg 2002). Dabei möchte ich mein Verständnis von pädagogischer Arbeit stark von seinem, vergleichbar mit der professionellen Haltung der Trainer*innen des AAT, abgrenzen. Seine Methode baut auf dem eigenverantwortlichen Lernen und Verhalten der Jungen auf. Der Sport wird dabei als Instrument eingesetzt, um die Jugendlichen zu erziehen. Er geht dabei mit *„Liebe und Drill“* (vgl. ebd.) vor, was, wenn man die Atmosphäre als Gemisch von Gefühlen und die Zwischenleiblichkeit als Basis der Interaktion von Akteuren und Professionellen betrachtet, zweifelhaft wirkt. Autorität erzeugt dann eine Atmosphäre, die nicht authentisch mit Blick auf die Unterstützung der Jugendlichen durch selbige wahrgenommen werden kann, und das Gefühl von Konkurrenz und Bedrohung bleibt latenter Begleiter innerhalb des Settings. So erzählte ein Jugendlicher, dass das Boxen ihn dazu verleitete, sich in seiner Freizeit häufiger zu prügeln und es ihm Lust auf das Schlagen machte.

B: „Und da sind so, M-Stadt heißt das, die hassen sich schon seit langem, seit langem. Wegen den Größeren von uns und so. Danach, da waren halt ein paar M-Städter und so und halt wir. Danach, die haben Stress angefangen. Eigentlich ich hatte gar nix damit zu tun. Aber ich bin auch einfach dann hingegangen, und dann haben wir uns halt gehauen, wie so Behinderte haben wir uns gehauen. Ja. Einfach. Oder so, ich hab gesehen, einer läuft so mit seiner Freundin. Der telefoniert gerade mit seinem Handy, hab ich sein Handy genommen und einfach auf den Boden geklatscht. Ich hab schon diesen Streit, ich hab bisschen diesen Streit schon gesucht so. Dumm eigentlich, wenn ich jetzt so dran denk. Und da nach der Zeit hab ich aufgehört mit dem Boxen, bin wieder Fußball spielen gegangen.“

Inwieweit das Boxen seine Lust auf das Schlagen mit anderen Peers verstärkt hat ist fraglich. Dennoch habe ich einige Jugendliche kennengelernt, die solche Trainingscamps besucht haben und nicht damit aufhörten, sich zu schlagen.

6.3.1 Sport in Jugendstrafanstalten

Dem Sport kommt dem Gesetz nach eine bedeutende Funktion im Haftalltag innerhalb des Jugendstrafvollzuges zu. Gesetzlich wird nicht nur der Bezug zu einer „sinnvollen Freizeitgestaltung“ hergestellt, sondern auch die Verlinkung zur Persönlichkeitsförderung:

„§ 30 HessJStVollzG: Der sportlichen Betätigung kommt im Jugendstrafvollzug besondere Bedeutung zu. Sie kann neben der sinnvollen Freizeitgestaltung auch zur gezielten Persönlichkeitsförderung eingesetzt werden. Hierfür sind ausreichende Maßnahmen vorzuhalten, die den Gefangenen zumindest die Teilnahme an Sporteinheiten von insgesamt zwei Stunden Dauer wöchentlich ermöglichen.“

Der Gesetzgeber räumt dem Sport unter den Freizeitangeboten eine besondere Stellung ein. Dem Sport werden im Strafvollzug vier Ziele zugeschrieben.

Zunächst wird dem Sport eine diagnostische Funktion beigemessen. Beim Sport zeigen die jungen Männer spontanes und authentisches Verhalten. Diese Beobachtungen sind für die Förderplanerstellung und -fortschreibung nützlich.

Zum anderen hat der Sport eine Ausgleichsfunktion in physischer als auch psychischer Hinsicht. Einem Bewegungsmangel kann entgegengewirkt werden, was eine Verbesserung des körperlichen Wohlbefindens zur Folge hat. Zudem können durch sportliche Betätigung psychische Spannungen wie Aggressionen abgebaut werden.

Weiterhin wird dem Sport auch eine erzieherische Wirkung zugesprochen. Insbesondere Mannschaftssportarten eignen sich zu erzieherischen Zwecken, es werden die Einhaltung von Regeln, Fairness und Gruppenverhalten eingeübt. Die Sportgruppe wird zum Trainingsfeld sozialer Verhaltensweisen.

Letztlich kann der Sport eine Anschlussfunktion für die Zeit nach der Entlassung erfüllen. Sportliche Betätigung in einem Verein führt zu einer Bindung an konforme Gruppen und ermöglicht die Trennung vom alten Bekanntenkreis und erleichtert damit die Wiedereingliederung in die Gesellschaft“ (<https://justizvollzug.hessen.de/justizvollzug/jva-wiesbaden/sport>) [letzter Zugriff???].

Sogar die Verbindung zwischen sportlicher Betätigung und der Verbesserung des Wohlbefindens wird nachgezeichnet. Das verwundert umso mehr, als dass Sportsperren gerade dann zum Einsatz kommen, wenn die Jugendlichen sich fehlerverhalten haben. Dann verhängen die Sozialarbeiter*innen Sperren von bis zu mehreren Wochen.

Ebenso bedenklich ist es, dass der Sport per Gesetz instrumentalisiert wird. Er soll gezielt eingesetzt werden, um die Jugendlichen zu beobachten und dann auf der Basis dieser Beobachtungen Konsequenzen für die weitere Vollzugsplanung zu formulieren.

Dieses gesetzlich intendierte Vorgehen stützt meine Einschätzung, dass der Sport das konzeptionelle „um-zu“ nicht überwindet. Er wird mit Ansprüchen beladen, was er alles leisten soll, ihn als Recht der Jugendlichen zu betrachten ist nicht Teil der Konzeption.

Im Anhang gibt es einen Exkurs zu einer Teamsituation, in der sehr deutlich wird, wie die Beamt*innen mit dem Grundbedürfnis der Jugendlichen nach sportlichen Angeboten mitunter verfahren. Das ist umso tragischer, wenn wir bedenken, dass die Jugendlichen durch den Sport eine Alternative gefunden haben zu Drogenkonsum und Aggressionsabbau durch körperliche Auseinandersetzungen.

6.3.2 Sport als Befreiung

Wie bereits mehrfach in dieser Arbeit angesprochen, war es in Teilen schwierig, verständliche Passagen aus den Interviews zu filtern die auf den Punkt bringen, welche leiblichen Qualitäten die Jugendlichen empfinden und wie sich das in konkreten Situationen äußert. Das folgende Zitat ist somit umso bedeutender, da es nicht nur den Zusammenhang zwischen Sport als Bewältigung auf Regungen offenlegt, sondern darüber hinaus Einblick gibt, wie der Jugendliche Sport einsetzt, um negative Emotionen und Regungen zu vermindern:

„Und dann diese Wut oder so, oder egal was, ob es Ängste sind oder Wut oder egal was, die sind dann frei.“

Hier tritt eine Qualität von Sport hervor, die es den Jugendlichen ermöglicht, sich loszusagen von negativen Gefühlen, sie loszulassen, um sie nicht mehr bei und mit sich zu tragen. Der Jugendliche lässt die Gefühle frei, er gibt sie ab, sie sind nicht mehr Teil von seinem Erleben und seiner persönlichen Atmosphäre. Das passt zu den Ausführungen von Schmitz, der das Rangieren der Gefühle und Regungen zwischen Enge und Weite beschreibt. Würde man diese Begriffe hinzuziehen, um zu verstehen, was hier vor sich geht, würde man die Anspannungen als Schwellungen in der Enge (be-)greifen, die in die Weite führen und somit Entspannung erzeugen können.

Ein Jugendlicher schildert sehr deutlich, wie er Gewalt in einen Zusammenhang mit seinen Gefühlen bringt und was konträr dazu Sport in ihm auslöst:

6.3.3 Sport als Gegenpol zu Hass

„Wenn ich mich prügle, isses Hass. Wut. Traurigkeit. Aber wenn ich Sport mache, glücklich, erleichtert und fröhlich, ja. Genau Gegensätze.“

Dies war eine ebenso sehr eindrückliche und prägnante Stelle aus einem Interview. Der Jugendliche kontrastiert sehr deutlich die Gefühle, die er mit sich trägt zu den Gefühlen, die er durch den Sport erlebt. Das Glück kann hier als ein aufgehen in die Weite interpretiert werden, vormals steckte er in der Spannung, in der Enge der Wut, die ihn belastete. Dabei legt sich eine leibliche Disposition des niedergeschlagen seins auf den Jugendlichen, die er mit Hilfe des Sports für den Moment bearbeiten kann, so dass er erleichtert ist.

„Das ist halt immer noch so. Sport liebe ich am meisten. Also Sport, ich liebe Sport. Egal was für ein Sport. Ich mache gerne Sport: Basketball, Fußball, Tennis. Alles, ich weiß nicht, ja. Mir geht es richtig gut, wenn ich Sport machen kann, ich bin richtig glücklich. Mir geht es richtig gut, ja, ich denke nicht nach, ich mach einfach (hat ein Lachen in der Stimme). Ich weiß nicht. Das is so, dann kriege ich so Glücksgefühle, ja, Glücksgefühle. Ich bin glücklich. Ja. Ich weiß nicht, ja. Könnte ich keinen Sport machen, dann ich weiß nicht, ja. (?) war schon immer, seit ich klein bin. Ich bin immer gerannt. Alles geklettert so, ich war immer so hibbelig, ja. Weil, ich mich immer bewegen wollte (lacht). Huum. Auch wenn ich gekifft hab oder so, ich hab immer Sport gemacht. Egal. Ich war Fußball spielen, keine Ahnung, ja. Ich hab immer irgendwas gemacht.“

Diese Situation innerhalb des Interviews war eine besondere. Der Jugendliche schildert welche Bedeutung Sport für ihn hat und während des Gesprächs stellt sich zunehmend ein Lächeln ein. Er spricht über das Glück, das der Sport in ihm auslöst und er fühlt sich leiblich daran erinnert. Er durchlebt vergangene Situationen, die ihn affizieren und ihm eine Bewegungssuggestion in Form eines Lächelns vorgeben. Diese Interviewsituation war eine sehr schöne, weil ich den Jugendlichen häufig niedergeschlagen erlebt habe, außer wenn er vom Sport sprach. Diese Passagen erhellten sofort die Atmosphäre und innerhalb dieser Momente lachten wir viel und der Jugendliche war beschwingt von dem, was er mich teilhaben ließ.

„Ich brauche Sport so, das beruhigt mich auch so ein bisschen. Was heißt beruhigen, aber schon ein bisschen beruhigt mich. Und ich mache das auch gerne.“

Hier wird noch einmal deutlich, dass der bewusste Einsatz von Sport im Leben der Jugendlichen eine beruhigende Wirkung hat. Hier lohnt sich erneut der Vergleich zum Konsum von Marihuana. Wenn die Jugendlichen sehr viel Stress haben, können sie, wie in dem folgenden Unterpunkt zu sehen ist, gezielt auf Sport zurückgreifen als Form der Bewältigung schwieriger Situationen bis hin zu der Kontrastierung und Bewältigung belastender leiblicher Dispositionen.

6.3.4 Sport als Bewältigung der Lebenssituation Inhaftierung

Der Sport scheint auch für viele Jugendliche die einzige Möglichkeit im Gefängnis zu sein zu vergessen, wo sie sind und nur im Moment zu leben, für ein besseres Gefühl.

„Ich finde, dass Sport, na, ne Erleichterung ist, oder Sachen die man, ähm, einfrisst, beim Sport auslässt [...]. So auch Befreiung irgendwo, ja. So, man geht zum Sport und versucht man sich auszutoben, und da kann man abends schön ruhig schlafen und so, und man schaltet alles aus, und man vergisst, finde ich, auch den Knast.“

Das Sport eine Möglichkeit ist zu vergessen, dass man im Gefängnis ist, war für mich anfangs sehr überraschend. Wie ich im Anhang innerhalb meiner Ethnografischen Exkurse beschrieben habe, bekam ich zunehmend ein Gespür dafür, dass die kollektive Atmosphäre, zum Beispiel auf dem Fußballplatz, einen vergessen lässt, dass man sich auf einem Fußballplatz innerhalb einer Strafanstalt befindet, obwohl die Gitter und Drahtzäune allgegenwärtig sind.

Derselbe Jugendliche erklärt, dass für ihn Laufen (Joggen) nicht gleich Laufen ist und er es je nach Gefühlslage anders einsetzt. So geht er alleine laufen, mit übergezogener Kapuze, um sich Gedanken zu machen und Stress auszuagieren.

„Wenn ich alleine laufe und so, ich ziehe mir immer die Kapuze über und mache hier immer alles zu und vergesse alles, was links und rechts abgeht, auch passiert und so. Und dann laufe ich eine halbe Stunde oder 40 Minuten, und dann denkt man automatisch immer über alles nach und so. [...] Was hab ich falsch gemacht und so, was kann ich besser machen? Oder was geht eigentlich gerade da ab oder Familie oder Entlassung oder Ausbildung, ah, kumma da oder so, oder das lief gut. So verschiedene Gedanken im Kopf und so, dann lässt man halt alles seinen freien Lauf, und da redet man mit sich selber so, wissen Sie, was ich meine?“

An dieser Passage wird deutlich, dass seine Gedanken und Reflexionen durch das Laufen in Bewegung kommen. Ihm scheint es wichtig zu sein, für sich das Gefühl zu haben, einen Moment alleine, isoliert zu sein. Er zieht sich ganz hinter seine Kapuze zurück und läuft. Er sieht niemanden und möchte auch von den anderen nichts wissen. Die Möglichkeit, im Gefängnis einen eigenen Raum zu haben, in dem man in Ruhe nachdenken kann, gibt es meines Erachtens nur im Sport. Hier wird offenkundig, dass der Jugendliche diese Momente nutzen kann, um sich Gedanken darüber zu machen, was bisher ganz gut läuft und was er – auch an seinem Verhalten – verbessern kann.

„Mmmmh, ja, erst mal war das so, ich bin Knast gekommen, du, da war ich noch U-Haft, und da hatte ich halt noch Ungewissheit gehabt und so, und ich mah mit ner hohen Haftstrafe gerechnet, und da war das so, dass ich weniger Sport gemacht habe, in meiner U-Haft-Zeit.“

Gerade hinsichtlich der belastenden Zeit der U-Haft spricht der Jugendliche die Bedeutung des Sports an. Zudem hat der Sport sehr viele verschiedene Facetten, die ein je anderes Potenzial mitbringen, um schwierige Gefühle zu bewältigen.

„In meiner anderen Anstalt hab ich einmal die Woche Sport gemacht und, aber die eine Stunde in der Woche war schon gut. Man kann sich auspowern und so. Man kann viele Sachen, die sich aufgestaut haben, irgendwie so ausrennen und sich austoben oder irgendwie wegbolzen mit dem Ball. Ich finde, dass Sport ne Erleichterung ist, oder Sachen, die man, ähm, einfrisst, beim Sport rauslässt, also anstatt auf ne andere Art von Gewalt. Sport ist für mich wie Knast. So auch ne Befreiung irgendwie, ja.“

Hier vollzieht der Jugendliche einen spannenden Vergleich zwischen Sport und Gewalt. Für ihn ist Sport mitunter eine Form von Gewalt, eine Art. Er sieht die Möglichkeit innerhalb des Sport Aggressionen auszuleben, wodurch er sich befreit fühlt. Das ist jedoch nicht die einzige Dimension. Dinge, die sich anstauen und zu einem unglücklichen Konglomerat von negativen Lebensgefühlen werden können, kann er bearbeiten. So bolzt der Jugendliche belastende Dinge einfach weg, dadurch sind sie nicht mehr da und verursachen für ihn keine weiteren Probleme. Mit Bezug zu einem leibphänomenologischen Verständnis kann der Jugendliche durch die leibliche Kommunikation mit dem Ball die Aggressionen abgeben.

Eine positive Folge davon, den Alltag mit Hilfe des Sports zu bewältigen, stellt sich hinsichtlich des Schlafens ein.

„So, man geht zum Sport und versucht man sich auszutoben, und da kann man abends schön ruhig schlafen und so, und man schaltet alles aus und man vergisst, finde ich, auch den Knast, während dem Sport denkt man eigentlich gar nicht, wo man gerade ist und so.“

An dieser Stelle spricht der Jugendliche eine wichtige Funktion an, die der Sport erfüllt und die auch ein Jugendlicher mit Bezug zum Capoeira-Projekt äußerte: die Möglichkeit, danach gut schlafen zu können. Somit eignet sich der Sport als Ersatz für

die Wirkung von Marihuana, die ein anderer Jugendlicher in Zusammenhang damit brachte, schlafen zu können und den Kopf abzuschalten. Das kann so verstanden werden, dass das (nächtliche) Schlafen für die Inhaftierten häufig schwierig war, weil sie über den Tag verteilt schliefen oder die Sorgen, die sie beschäftigten, das Einschlafen verhinderten. Deshalb ließen sie sich von dem Anstaltsarzt Schlaftabletten oder sogar Psychopharmaka verschreiben.

Vielleicht, ähm, beim Fußball, dass man halt grätschen darf, das ist halt ne Regel. Dann weiß man halt hier Knast is das ne Regel, grätschen ist verboten. Aber das ist zu 90 Prozent vergisst man des, wo man gerade ist. Bei Sport geht es um Sport und Ding und Gemeinschaft und Respekt und miteinander umgehen, und das sind halt so ein paar Regeln, aber so, aber sonst eigentlich denkt man ned so daran, dass man irgendwie gerade im Knast ist oder so. Und nach dem Sport realisiert man das natürlich, wenn man aufs Haus geht, realisiert man das schon und so, aber dass Sport ist halt auch für den Alltag gut und so, und dass man ruhiger ist und erschöpft, man hat nicht mehr so viele Kopfschmerzen oder gestaute Sachen, sind, frei, man fühlt sich freier. Und ist auch gut und so, weil mit nem klaren Kopf kann man auch andere Dinge besser erledigen teilweise, ja, schon eigentlich, ja. Also jeder hat mal nen schlechten Tag, auch ich hab schlechte Tage hier. Und es gibt auch Tage, wo mir ein paar Sachen ned so gefallen oder so. Aber damit muss man klarkommen und so, und da kann man nicht so wie draußen sich vielleicht wehren oder man kann nicht so antworten wie man will oder man kann nicht so seine meine so richtig äußern, und dann fühlt man sich nicht gut oder man wird sauer oder so, und das sind dann so Dinge, die fucken dann ab und so, und dann ist man so, dann geht man halt mit schlechte Laune in den Tag und so. Und wenn man dann guckt, ah, hier Sportangebot, komm, ich geh ma ein bisschen kicken, ich hab keinen Bock auf den Scheiß hier. Und dann gehe ich kicken, ja, und dann oder egal wo was ich mache, wenn ich Badminton spiele, dann renne ich halt wie ein Hamster nach links und rechts. Aber Hauptsache, ich bin danach am Ende, so erschöpft und so. Und dann diese Wut oder so oder egal was, ob es Ängste sind oder Wut oder egal was, die sind dann frei. Und nicht immer, aber hilft.“

In dieser Passage spricht der Jugendliche vieles an. Was deutlich wird ist, dass der Sport verschiedene Zustände herbeiführt, die auspowern. Der Körper wird müde und

der Leib gleitet in einen Zustand der Entspannung. Er spricht auch an, dass er, wenn er draußen wäre, in den Widerstand gehen würde, er würde auf das was ihm begegnet antworten, was in der JVA nicht möglich ist. Er muß einmal mehr andere Wege finden, mit den Unwägbarkeiten zurecht zu kommen. Da scheint der Sport für ihn ein geeignetes Mittel. Er hilft.

6.3.5 Exkurs: Tanzen im Medium von Körper und Leib

„Wenn ich traurig bin, dann tanze ich eher so aggressiv, ja. Wenn ich glücklich bin, ja, dann lache ich beim Tanzen immer.“

Folgend soll ein Beispiel für Sport als Bewältigung vorgestellt werden, welches hinsichtlich der Persönlichkeit des Jugendlichen skizziert und interpretiert wird. Dieser Jugendliche ist mir im Laufe des Projektes dadurch aufgefallen, dass er Sport sehr gezielt einsetzt, um gute Gefühle herbeizurufen und seine Zeit im Gefängnis bestmöglich zu nutzen. Er war bei den anderen sehr beliebt. Meist war er gut gelaunt, und wenn er Sport machen konnte, riss er andere mit und motivierte sie.

Zum Zeitpunkt des Interviews war der Jugendliche 19 Jahre alt. Als Kind hatte er in einer Profi-Sport-League gespielt und war sehr erfolgreich, bis er mit 14 Jahren wegen seines Marihuana-Konsums aus dem Team flog. Von da an – so beschreibt er es ziemlich eindrücklich – ging alles schief. Ohne den Sport war seinem Drogenkonsum keine Grenze gesetzt; er selbst sagt, dass er mit elf Jahren angefangen hat, Drogen zu konsumieren, weil die häusliche Situation zunehmend unerträglicher wurde und er nicht wusste, wie er damit umgehen soll. Um die Drogen zu finanzieren, wurde er straffällig. Zuletzt verübte er mehrere Einbrüche pro Tag, meist unter einem Mix von Drogen. Über den Tag seiner Inhaftierung sagt er, dass er vor Glück geweint habe, da er keinen Ausweg aus der Drogensucht gesehen hat und für sich selbst feststellte, ohne Inhaftierung an seiner Drogensucht gestorben zu sein. Schon am Tag der Vorstellung unseres Projektes bei den Inhaftierten fiel mir auf, dass er spontan allen Bewegungen folgen konnte und sein Talent im Hinblick auf Akrobatik und Bewegungsabfolgen unter Beweis stellte. In den Interviews drehten sich lange Passagen um Sport und Gewalt sowie den Drogenkonsum. Marcel konnte sehr gut und facettenreich beschreiben, wie er sich selbst mittels Hörens von Musik und Ausagieren von Gefühlen durch das Tanzen beruhigte und den Haftalltag erträglich machte. Das folgende Zitat stammt aus der zweiten Interviewrunde. Er erklärt, wie er

mit Wut und Hass umgeht, wenn er in seiner Zelle eingeschlossen ist. Wir sprechen über den vorherigen Tag nach einem Streit mit seiner Sozialarbeiterin, die ihm vorwarf, eiskalt zu sein:

I: „Was würdest du tanzen, welche Musik würdest du aussuchen, was passiert dann?“

B: „Dann ja so aggressive Musik, ja.“

I: „Z. B.“

B: „WG, ist auch Englisch, alles Englisch, ja. Der is ja so ein bisschen aggressiv, oder Mic Milf. Ja. Dann lasse ich so meinen Hass raus, ja.“

I: „Wie?“

B: „Ich weiß nicht, ja. Ich weiß gar nicht, ja, ich beweg mich einfach dazu. Das verschwindet irgendwie.“

I: „Was verschwindet dann?“

B: „Diese, dieses Gefühl.“

I: „Und wie fühlt sich das an?“

B: „Wenn das weggeht?“

I: „Ne, erst mal, wenn's erst mal, wie fühlt sich das an, bevor du tanzt? Versuch mal ganz genau zu erklären, in deinen Worten, wie sich da anfühlt? Wie ist das?“

B: „Mein Kopf will explodieren, ja. Kommen so viele Gedanken, dann boxe ich erst mal gegen Wände 'n bisschen. Dann mache ich Musik an, und dann tue ich mich abreagieren.“

I: „Wie denn?“

B: „Ja, mit Musik. Ich weiß nicht wie, ja. Einfach mit Musik.“

I: „Und wie fühlst du dich danach?“

B: „Danach erleichtert ein bisschen, ja, dann muss ich nicht mehr dran denken. Und dann höre ich Musik, die mich glücklich macht.“

I: „Ok, das heißt, du hörst erst die Musik, die gegen Aggression hilft.“

B: „Ja.“

I: „Und dann hörst du Musik, die dich glücklich macht?“

B: „Ja (lachend), ja.“

In diesem Zitat wird offenkundig, dass Marcells Aggressionen mit Gedanken einhergehen, die ihn überkommen – sein Kopf will explodieren. Die Situation steigert sich ins Unerträgliche. Er reagiert damit, dass er seine Aggressionen körperlich ausagiert, gegen Gegenstände und sein direktes Umfeld. Darauffolgend wendet er eine seiner Bewältigungsstrategien an, die Auswahl von Musik zu der vorherrschenden Stimmung und das Herbeiführen positiver Gefühle durch die Verbindung von Musik und Tanz.

Besonders interessant an dieser Passage ist die Vorgehensweise. Zuerst muss er dafür sorgen, dass Wut und Raum Platz finden und er sie durch die Gerichtetheit GEGEN etwas loslassen kann, damit er danach in einen Zustand kommt, in dem er mit Hilfe der Musik positive Gefühle aufnehmen und anhand des Tanzens fortschreiben kann, er kann zunehmend von der Anspannung in die Entspannung, in die Weite, finden.

I: „Und gibt es nen Unterschied in der Art, wie du dich dazu bewegst? Zwischen glücklich und glücklicher Musik und sauer und aggressiver Musik?“

B: „Ich weiß nicht, wie diese Begriffe heißen, ja.“

I: „Beschreib mir einfach, wie du dich bewegst.“

B: „Bei glücklicher Musik, ja, da bewege ich mich so flüssig, ja.“

I: „Uhuum.“

B: „So, ich mag diese Wellen so, und wenn ich sauer bin, dann ich weiß nicht, ja, ich weiß nicht, wie das heißt, Popping oder so heißt das ja. Dann bin ich

immer so angespannt, der ganze Körper ist angespannt. Und dann, ja. Ich weiß nicht.“

In dieser Passage ist zu erkennen, dass die Wut mit einer extremen körperlichen Anspannung einhergeht, er ist in die Enge seines Leibes gedrängt. Der Jugendliche agiert die Anspannung aus, indem er einen passenden Tanzstil wählt und seiner leiblichen Regung eine körperliche Gestik verleiht. Dadurch geht es ihm zunehmend besser, und er kann sich danach auf Bewegungen einlassen, die fließend sind.

„Grundzüge des leiblichen Befindens sind Enge, Weite und Richtung. Leiblich spüren wir uns, solange wir bei Bewusstsein sind, immer irgendwie eng und weit, und zwar nicht nur in irgendeiner Lage zwischen zuschnürender Beklommenheit und ausladendem oder ausströmendem Weitsein, sondern auch so, daß konträre Tendenzen zur Enge und zur Weite hin als Engung und Weitung in unserem Befinden konkurrieren“ (Schmitz 2008, S. 190).

Schmitz macht menschliches Sein daran fest, dass der Mensch sich zwischen zwei Polen bewegt, der Enge und der Weite, die sich antagonistisch gegenüberstehen (detaillierte Ausführungen unter 4.2.3). Daraus hervor gehen Spannung und Schwellung. Gerade im Sport, und im Besonderen beim Hip-Hop-Tanzen, kann der Wechsel zwischen der Enge und der Weite schnell vollzogen werden. Marcel beschreibt das sehr eindrücklich. Die Bewegungen, die sich in einer Spannung vollziehen zu der aggressiven Musik, veranlassen das Loslassen dieser Emotionen durch das körperliche Ausagieren, er kann nun auch den Kopf gedankenfrei machen. Durch die positive Musik und die fließenden Bewegungen geht die Richtung seiner Empfindungen in die Weite, die Muskeln entspannen, er fühlt sich glücklich. Er kann die Gedanken ausschalten, und die Gefahr der Situation ist gebannt. Er ist ganz bei sich.

6.3.6 Die Herausforderung: Sport ist nicht gleich Sport

Was allerdings auch deutlich wurde, ist die Tatsache, dass der Sport nicht gleich Sport ist und keine ihm genuin eigenen Eigenschaften hat, die sich immer gleich, z. B. positiv, auswirken. So beschreiben alle Jugendlichen, dass das Fußballtraining mal gut und mal weniger gut verläuft. Das hängt vom Team, aber vor allem von der kollektiven Atmosphäre ab. Manchmal käme es zu Konflikten, wie in jeder anderen Sportart auch. Das warf für mich die Frage auf, wie die Jugendlichen Capoeira erleben würden. Ich

stellte Überlegungen darüber an, ob es Konflikte geben würde, und wenn ja, warum. Wie die Stimmung, was die gemeinsame Atmosphäre, sein würde und was die Jugendlichen über das Projekt sagen würden.

Der ethnografische Teil dieser Arbeit bezieht sich auf das Capoeira-Projekt, welches an die Sportabteilung der Strafanstalt angebunden war. Capoeira ist nicht nur ein Sport, und ihre sportlichen Komponenten sind nicht einer Disziplin zuzuschreiben. Genauso vielfältig wie Capoeira selbst, ist auch die Bandbreite an Sportarten und die Effekte, die mit ihnen einhergehen. Zudem kommt es mindestens genauso darauf an, wer den Sport unterrichtet und wie der Mensch ist, der ihn erlernt. Der erste Grundsatz, den ich damals in Brasilien über Capoeira lernte, war, dass es nicht die Capoeira ist, die etwas tut oder bewirkt. Es ist maßgeblich die Person, die sie vermittelt, die etwas mit den Menschen macht und sie entweder erreicht oder dies nicht vermag. Die Jugendlichen haben während der Interviews über verschiedene Sportarten gesprochen, und die Erzählungen waren nicht nur je Jugendlichen unterschiedlich, es gab auch einzelne Jugendliche, die beschreiben konnten, worin sie die Unterschiede in den verschiedenen Sportarten sahen.

„Fitness, ja, ähm, Laufgruppe, dann bin ich noch ab und zu beim Tischtennis, Badminton oder Volleyball oder so. Also, ich versuche eigentlich von allem so ein bisschen was zu machen. Aber hauptsächlich bin ich beim Fußball, beim Laufen und beim Fitness, ja. Also mittlerweile ist es so, dass viele neue Leute kommen und dass wir uns noch nicht alle kennen und das da Zusammenspielen noch nicht so richtig läuft. Und, äm, es gibt Momente oder Tage oder so, wo es mal ein bisschen besser ist, kommt ja auch drauf an und so. Man ist ja auch ne Mannschaft und so. Wenn einer da meint, der muss alleine spielen oder nicht abspielen oder der muss zwei, drei Faxen machen, das ist dann halt wie so eine Kettenreaktion. Dann kippt die Stimmung. Aber wenn man merkt und so, dass die Dynamik da ist und dass der Wille da ist, und die Leute wollen gewinnen auf faire Art und Weise und so, hier und da, man macht ein Tor und alle laufen zurück. Dann merkt man, dann hat man Motivation, und dann will man Teil der Gruppe sein und sagen: Aller, Jungs, auf mich ist auch Verlass. Spiel mir ab, ich spiel dir auch ab und dann, bam bam, macht es Spaß und so. Das Fußball.

Aber gibt es Tage, wo ich nach dem Fußball denke: Ach Scheiße, wäre ich lieber Laufen gegangen.“

Aus der Perspektive der Jugendlichen ist es von maßgeblicher Bedeutung, welchen Sport sie treiben und ob sie alleine Sportangebote wahrnehmen oder in einer Gruppe. Was sich ebenfalls deutlich und übergreifend in den Interviews zeigte, war, dass die Mehrheit des Mannschaftssports im Gefängnis nicht das vermag, was die hessische Justiz ihm zuschreibt. Es war häufig die Sprache von Konflikten und Wut auf Einzelne, die nach dem Spiel ausgetragen wurde. Ebenso schilderten die Bediensteten der Anstalt, dass sich die Gefangenenhierarchie auf dem Spielfeld fortsetzen würde. Meine Vermutung war es, dass es eines Sports bedarf, der es vermag, eine besondere Atmosphäre entstehen zu lassen und durch eine vertrauensvolle Person vermittelt würde. Unter diesen Gesichtspunkten fing ich an, Vertrauen in mein Projekt und das Gelingen zu entwickeln, und wie noch zu sehen sein wird, konnte unser Projekt durchaus das halten, was das Justizministerium mit dem Sport innerhalb von Jugendstrafanstalten verbindet: Respekt, Fairness und ein Trainingsfeld sozialer Verhaltensweisen (vgl. (<https://justizvollzug.hessen.de/justizvollzug/jva-wiesbaden/sport>)).

Status quo

Durch die Analyse der Interviewpassagen in der Verbindung zu eigenen, leibphänomenologischen Überlegungen konnte herausgearbeitet werden, dass Gewalttagieren, Drogenkonsum und Sport drei Bereiche sind, die es den Jugendlichen mitunter ermöglichen, das eigene Leben und die Krisenzeit Haft zu bewältigen. Dabei hat jedes Phänomen ihm genuin eigene fluide Dimensionen, die leiblich erfahren werden, dennoch gibt es auch Gemeinsamkeiten. Dabei stehen alle Phänomene im Zusammenhang zueinander und zu biografischen Erfahrungen, an die die Zeit in Haft in Form von Re-traumatisierungen und Ohnmachtserleben anschließt. Diese Spirale negativer Gefühle bis hin zu depressiven und aggressiven leiblichen Dispositionen setzt sich fort und macht die Bewältigung dieser Belastungen einmal mehr notwendig. Wie herausgestellt wurde, bietet der Sport den Raum, belastende Erfahrungen und Atmosphären zu bearbeiten und ein positives Gefühl zu sich und seinem Leben herbeizuführen. Die Bedeutung der kollektiven Atmosphäre ist eine tragende.

Somit hat das Material die Vorannahmen untermauert und ließ mich einmal mehr gespannt und erwartungsvoll auf die Studie blicken. Es galt herauszufinden, was das Capoeira Projekt zum einen bei den Jugendlichen auslöste, zum anderen stand im Fokus was sich in welcher Weise zwischen den Menschen innerhalb des Projektes abspielen würde. War es möglich, dass die Jugendlichen sich einander anders begegneten? Konnte dem streng-hierarchischen und be-ohnmächtigenden System Jugendstrafanstalt ein vertrauensvoller Raum entgegengesetzt werden, der soziales Lernen ermöglichte?

7. Capoeira

Retrospektive

Seit nunmehr vierzehn Jahren reise ich nach Brasilien und engagiere mich dort im sozialen Bereich, meist in Elendsvierteln, sogenannten Favelas. Schon während meines ersten Aufenthaltes 2002 habe ich eine Begegnung mit dem Kampftanz Capoeira gemacht, die noch lange Zeit in mir nachwirkte und mich dazu antrieb, mehr über den Kampfsport in Erfahrung zu bringen. Ich war damals im Rahmen eines Arbeitseinsatzes für eine deutsche Nichtregierungsorganisation mit neun anderen Jugendlichen für einen Aufenthalt im Bundesstaat Rio de Janeiro in verschiedenen Projekten untergebracht. Eines dieser Projekte ist in einem Viertel verortet, welches zu den gefährlichsten Außenbezirken von Rio zählt und wo der Tod und die strukturelle (und mafiöse) Gewalt zum Lebensalltag der Menschen gehört. In diesem Viertel gab es auch einige verwaiste Kinder, deren Eltern an Lepra oder Tuberkulose gestorben waren und die fortan sich selbst überlassen waren. Staatliche/ städtische Institutionen wie das Jugendamt waren in der gesamten Region nicht anzutreffen und wären auch mit der Vielschichtigkeit sowie den Ausmaßen der Probleme infrastrukturell und inhaltlich überfordert gewesen. Mit inhaltlich meine ich an dieser Stelle, dass es für Außenstehende sehr gefährlich ist, in diese Viertel zu gehen. Ohne Kontaktperson ist es häufig unmöglich, zudem gibt es oftmals Schießereien oder andere gefährliche Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Parteien des Drogenkartells.

Eine Szene hat sich in meine Erinnerungen eingebrannt und mich seitdem nicht mehr losgelassen.

Für ein paar Wochen waren wir in einem Viertel untergebracht, das nur eine Stunde von der Stadt Rio de Janeiro entfernt liegt, aber mit dem extravaganen und kosmopolitischen Flair nichts zu tun hatte. Es schien eher so, als ob die Menschen in den Vororten ein Leben fristen, das mit dem in der Großstadt nichts gemein hatte, die Menschen hier waren vergessen. Von der Gesellschaft, von Staat und Politik, sozialen Strukturen und allen anderen Gegebenheiten, die einen Menschen spüren lassen: Er ist Teil der Gemeinschaft, er hat einen Wert.

Wir (die deutschen Jugendlichen) saßen an der frischen Luft und unterhielten uns mit ein paar Jugendlichen aus dem Ort. Von dort aus konnten wir sehen, wie sich die

Turnhalle nach und nach mit Kindern in weißen Kampfsportanzügen füllte. Die Stimmung war ausgelassen, und die Kinder formierten sich eigenständig in Reihen, einen Erwachsenen konnte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht ausmachen. Was mich faszinierte, waren die Disziplin und Konzentration, mit denen die Kinder die bevorstehende Sportstunde vorbereiteten. Es war eine Atmosphäre der Aufgeregtheit und Motivation, es knisterte förmlich in der Luft, die Kinder schnatterten aufgeregt, und man konnte erahnen, dass sie voller Freude auf etwas warteten. Kurze Zeit später wurde es ruhig, und der Capoeira-Lehrer betrat die Halle.

Stille

Fortan verfolgte ich das Training. Eindrücklich für mich war die hochkonzentrierte und geduldige Motivation, mit der die Kinder an die diffizilen Übungen gingen und sie immer und immer wieder probierten. Und die Art und Weise, wie sie ihren Körper zu der Musik wiegten. Eine Mischung aus weichen Bewegungen zu der Musik, die etwas befremdlich für meine Ohren klang. Die Abfolge der Bewegungen vollzog sich teilweise rasant, war aber zu jeder Zeit grazil, und ich konnte meine Eindrücke nur schwer in all das einordnen, was ich im Bereich des Sports bereits gesehen hatte. Immer wieder erkannte ich einen Tanz, gefolgt von schnellen Tritten und Sprüngen, die gleichsam rasant, aber auch kontrolliert und anmutig wirkten.

Ich beobachtete, dass ein Junge etwas verspätet zum Training erschienen war und vom Trainer weggeschickt wurde. Aus der Distanz konnte ich nicht erkennen, woran es lag, dass er nicht mitmachen durfte.

Später unterhielt ich mich mit einer der Projektleiter*innen. Ich fragte sie, warum dieser eine Junge weggeschickt wurde. Sie erzählte, dass das Wichtigste in der Capoeira die Disziplin sei. Jedes Kind hätte Sorge dafür zu tragen, dass es zu den Capoeira-Stunden in sauberer Kleidung erscheint, ansonsten dürfte es nicht teilnehmen. Sie zeigte mir ein Mädchen, das fünf Jahre alt war. Sie lebte abwechselnd bei Verwandten, die Eltern waren verstorben. Die Leitung kommentierte mir gegenüber, dass die Lebensverhältnisse dieses Mädchens sehr traurig waren und sich niemand wirklich um sie zu kümmern schien. Ihr war es so wichtig, an den Capoeira-Stunden teilzunehmen, dass das kleine Mädchen die Kleidung selbst von Hand wusch, damit sie keinen Ärger bekam oder vom Unterricht ausgeschlossen wird. Das hat mich dazu angeregt, mir Gedanken zu machen, in welchem Verhältnis die Kinder zu dem Meister standen und

was dieser Sport, dieses Angebot, für sie bedeuten möge. War es „nur“ ein Sport, ein Zeitvertreib? Was sonst konnte ein Sport sein? Welche Bedeutung hatte die Gruppe? Und was hatte es mit der ansteckenden Atmosphäre auf sich, die vermochte, mich zu entflammen, obwohl ich nicht einmal der Teil der Gruppe war?

Zurück nach Frankfurt am Main

*Vor allem der Bezug zu den sportiven Körpern bei delinquenten Jugendlichen als Medium von Selbstverwirklichung und Inszenierung, die als Medium von Sprache und Kommunikation eine eigene Welt darstellen, gelesen als Antagonismus zu den Methoden Sozialer Arbeit, wo Beziehungsarbeit (körperlich-leiblich, mehr dazu im Theorie-Kapitel) stattfinden soll, hat mich während meiner Jahre als Sozialarbeiterin begleitet. An zwei besonderen Fällen wurde dies sehr deutlich. Zum einen habe ich einen zehnjährigen Jungen betreut, der sehr auffällig war. Er war ein kluges, scheinbar angepasstes Kind. Er war in seinen Umgangsformen sehr höflich und teilweise altersgemäß zu zuvorkommend. Ich habe ihn im Rahmen einer Erziehungsbeistandschaft betreut und mehrfach in der Woche getroffen. Problematische Familienverhältnisse und dissoziales Verhalten gegenüber jüngeren und gleichaltrigen Kindern sowie der Verdacht der Misshandlung durch die Eltern hatten das Jugendamt dazu veranlasst, eine Betreuung für den Jungen zu organisieren. Mir fiel der Junge erstmals unangenehm auf, als er seinen Eineinhalbjährigen Bruder vor meinen Augen quälte, mit einem breiten Grinsen im Gesicht. Dieses Verhalten wurde mir auch durch die Erzieher*innen beschrieben, die ihn jeden Tag im Hort erlebten. Das hatte zur Folge, dass er sich nicht in den Räumen aufhalten durfte, in denen die jüngeren Kinder spielten. Zudem hatte er einen Jungen auf dem Schulhof gejagt, später mit dem Kopf auf den Boden gelegt und mehrfach auf ihn eingetreten. Was die Schwierigkeit in diesem Fall darstellte, war die Tatsache, dass der Junge im Gespräch mit einem Erwachsenen genau das „abliefern“, was von der Gegenseite erwünscht war. Er konnte sich perfekt erklären und rechtfertigen, Einsicht zeigen und Besserung versprechen. Auch in meinen Gesprächen mit ihm schien ich nicht unter diese „Schicht“ dringen zu können, die den Jungen schützte. Er war nicht das erste dementsprechend auffällige Kind der Familie, und die anderen Versuche, die Kinder dieser Familie sozial zu integrieren, scheiterten. Als ich den Jungen fragte, was er gerne mit mir unternehmen würde, sagte er, dass er gerne mit mir Boxen gehen würde. Ich erzählte ihm daraufhin, dass ich Capoeira machte. Er hatte sich bereits*

mehrfach Capoeira im Internet angeschaut, war sofort Feuer und Flamme und bestand darauf, mit mir Capoeira zu machen. Ich begleitete diesen Jungen fortan einmal wöchentlich ins Kindertraining und konnte erstaunliche Prozesse beobachten. Zuerst orientierte er sich immer nur an dem Trainer, so wie er es auch außerhalb der Capoeira-Stunden machte, wenn er sich ausschließlich auf Erwachsene bezog und den Kontakt zu Kindern mied. Doch mit der Zeit suchte er sich Spielgefährten, mit denen er die Übungen ausprobierte, und er entwickelte viel Motivation und Ehrgeiz. Er schien geduldiger zu werden, und die Klagen über ihn im Hort und in der Schule verstummten schlagartig. Ich konnte damals nicht genau erklären, was sein Verhalten so positiv beeinflusste, ich selbst nahm nur die gute Stimmung in der Gruppe wahr, die selbst bei mir einige Tage anhielt und mich dazu verleitete, mich auf die nächste Stunde zu freuen. Die Maßnahme fand ein abruptes Ende, als der Junge mir, auf Grund unseres vertrauensvollen Verhältnisses zueinander erzählte, dass er zu Hause mit dem Gürtel und dem Schuh geschlagen und gezüchtigt wird. Ich musste den Jungen in Obhut nehmen lassen, woraufhin er die Beziehung zu mir aufkündigte und mich in dem Heim, in dem er fortan untergebracht war, nicht mehr sehen wollte. Ich hatte Kontakt zu seinem Therapeuten, der sich bei mir bedankte und sagte, dass der Junge eine „tickende Zeitbombe“ wäre und es gut und wichtig war, ihn aus der Familie zu nehmen. Allerdings ließ der Junge mir über den Therapeuten ausrichten, dass er mich zwar nicht mehr sehen wolle, er aber gerne eine Capoeira-CD hätte, damit er weitertrainieren könne. Capoeira war das Thema, von dem der Junge am liebsten erzählte.

Noch zu Beginn meiner Untersuchung war das Forschungssetting so vorgesehen, dass ich einen Vergleich zwischen Deutschland und Brasilien anstelle. Ich wollte die Praxis der Capoeira und ihre Effekte im Bezug zur Sozialen Arbeit, vielmehr zu dem, was Soziale Arbeit be-wirken soll, in Deutschland und Brasilien untersuchen. Im Verlauf der Arbeit haben die Struktur und Konzeption der Jugendstrafanstalt mich so vereinnahmt, dass ich mich entschloss, den Schwerpunkt auf die Interventionen Sozialer Arbeit innerhalb der Jugendstrafanstalten in Deutschland zu verlegen, jedoch hat die Praxis in Brasilien mich und die Forschung maßgeblich geformt. Von November 2014 bis Februar 2015 war ich für meine Feldforschung in Salvador da Bahia, Brasilien. Diesen Aufenthalt hatte ich seit 2012 vorbereitet und wollte beobachtend am Capoeira-Unterricht verschiedener traditioneller Schulen in Salvador teilnehmen. Vorwiegend hielt ich mich in der Schule der „Filhos de Bimba“ auf. Diese Schule wurde

für mich über die Jahre bedeutsam, da mich der Mestre dieser Schule seit unserer ersten Begegnung sehr beeindruckt hatte und ich hier mehr als an jedem anderen Ort die Ernsthaftigkeit und Pointiertheit des Angebotes für die Kinder erfuhr. Mestre Nenel ist der Sohn von Mestre Bimba. Mestre Bimba, der 1974 verstarb, war und ist bis heute eine der bedeutendsten Figuren für die Capoeira. Er gründete die erste Capoeira-Schule und war darum bemüht auch Studierende der Medizin und anderer Fakultäten in seine Schule zu holen, um das gesamtgesellschaftliche, abwertende Bild von der Capoeira zu bearbeiten und Menschen verschiedener Couleurs zusammen zu bringen was wiederum zur Folge hatte, dass die Menschen die Capoeira praktizierten und aus marginalisierten Vierteln kamen (und noch dazu schwarz waren, was ohnehin zu gesellschaftlichem Ausschluss und zu vielfältigster Benachteiligung führte) ebenso von dem gestiegenen Ansehen profitierten.

7.1 Capoeira

„CAPOEIRA é luta de bailarinos. É dança de gladiadores. É duelo de camaradas. É jogo, é bailado, é disputa -- simbiose perfeita de força e ritmo, poesia e agilidade. Única em que os movimentos são comandados pela música e pelo canto. A submissão da força ao ritmo. Da violência à melodia. A sublimação dos antagonismos.

Na Capoeira, os contendores não são adversários, são "camaradas". Não lutam, fingem lutar. Procuram - genialmente - dar a visão artística de um combate. Acima do espírito de competição, há neles um sentido de beleza. O capoeira é um artista e um atleta, um jogador e um poeta.“ (Tavares 2006)

CAPOEIRA ist ein Kampf der Tänzer. Ein Tanz der Kämpfer. Ein Duell von Kameraden. Ein Spiel, ein Ballett, ein Wettkampf – Symbiose von Kraft und Rhythmus, Poesie und Agilität. Sie führt zusammen durch die Bewegungen, die durch die Musik und den Gesang angeleitet werden. Von der Gewalt zur Melodie. Die Erhabenheit des Antagonismus.

In der Capoeira sind die Streitenden keine Gegner, sondern „Kameraden“. Sie kämpfen nicht, sie tuen so. Sie suchen – genialerweise – eine artistische Version eines Kampfes darzubieten. Neben dem Geist des Wettbewerbes haben sie einen Sinn für Schönheit. Der Capoeirista ist ein Künstler und ein Athlet, ein Spieler und ein Poet.“ (Übersetzung der Verf.)

Eine Verortung ...

Wie bereits beschrieben, zog die Capoeira mit wehenden Fahnen in mein Leben ein. Seit dem ersten Tag, als ich den Kindern in Rio de Janeiro zuschaute, war ich von ihr in den Bann gezogen und wollte mehr wissen. Über die Capoeira, ihre Geschichte, ihre Menschen, die Atmosphäre, die sie vermag zu schaffen, ihre Wirkung.

Der Stand der Forschung über Capoeira ist noch immer sehr übersichtlich. In der Beschäftigung mit dem Diskurs stieß ich auf einen Dissens im Bezug zur Entstehung und Entwicklung der Capoeira, ihren Wurzeln und Überlieferungen, sogar hinsichtlich des Wortes Capoeira selbst. Während manche Capoeiristas Capoeira als genuin brasilianisch konstruieren, gibt es Stimmen, die die Entstehung der Capoeira in Afrika verorten. Thull hat in ihrer Arbeit Aspekte der Capoeira mit anderen Kampftänzen verglichen. Sie kommt zu dem Schluss, dass Capoeira nicht rein brasilianisch ist und ihren Ursprung mit anderen Kampftänzen im Kongo und in Angola findet. Matthias Röhrig Assunção und Mestre Cobra Mansa haben 2016 einen Film über die angolischen Wurzeln der Capoeira herausgebracht, der in der internationalen Community für großes Aufsehen sorgte.

Anna Katharine Aichroth hat für ihre Master-Arbeit den Stand der Forschung in Deutschland, aber auch der Literatur außerhalb von Deutschland herausgearbeitet. Sie konstatiert, dass die meiste Literatur zu Capoeira sich auf deren Geschichte bezieht. Zudem gibt es einige Ethnografien (vgl. Aichroth 2012). Sie selbst leitet in ihrer Arbeit den Bezug von Performanz Theorien und Capoeira her. Aus meiner Sicht ist es eine sehr gelungene Arbeit, die sich jedoch auf die Capoeira Angola bezieht. Was dies in der Unterscheidung zur Capoeira Regional, der Schule, in welcher ich mich verorte, bedeutet, wird im Folgenden anhand der Geschichte und einer Momentaufnahme aus meinen Erfahrungen dargestellt.

7.1.1 Geschichte

Capoeira ist ein kulturelles Erbe der afrikanischen Sklav*innen, die aus Afrika verschleppt und nach Brasilien gebracht wurden. Wenn hier die Rede ist von den *Sklav*innen*, ist das mehr als vereinfachend. So wie es unterschiedlichste ethnische Gruppen gab, die von Menschenraub und Versklavung betroffen waren, so unterschiedlich und reichhaltig waren ihre Sprachen, Rhythmen, Rituale, Glaubensrichtungen und kulturelle Praktiken. Aus dieser Verschmelzung ging die Capoeira hervor. Dadurch bringt sie einen kollektiven Körper hervor, denn die Körper die Capoeira praktizieren werden zu einem einzigen, vereinenden Körper. So wurde es möglich, durch Riten und Rituale wie die in der Capoeira, Menschen verschiedenster afrikanischer Ethnien zusammen zu bringen und ermöglichte es ihnen, mit einander zu kommunizieren und Widerständigkeit zu zelebrieren.

Die Capoeira gibt noch heute Rätsel auf, etwa was die konkreten Daten ihrer Entstehung und die Bedeutung des Wortes selbst betreffen. Manchen Interpretationen nach stammt das Wort aus dem Portugiesischen und bedeutet Vogelkäfig, andere deuten es als gerodete Fläche, angelehnt an die indigene Sprache Tupí. Beides wäre mit Blick auf die Entstehung sinnvoll. So gegensätzlich wie ihre verschiedenen, aufeinander Bezug nehmenden Bestandteile, so sinnvoll wird sie in der genaueren Beschäftigung mit ihr. Capoeira wird immer, ob in der Capoeira Regional oder der Capoeira Angola, in der *Roda* gespielt. In einem Durchmesser von ungefähr fünf Metern stehen sich dabei stets zwei Spieler*innen gegenüber. Der Kreis wird von den anderen Spieler*innen gebildet. Am Eingang eines jeden Kreises stehen der Meister (leider noch immer sehr selten die Meisterin) und die Musiker*innen. Warum Capoeira immer genau so vollzogen wird, liegt in der Geschichte der Sklav*innen begründet. Es war wichtig, dass von außen nicht eingesehen werden konnte, was innerhalb des Kreises geschah. Den versklavten Menschen in Brasilien war es untersagt, kulturelle Praktiken auszuführen, die sie aus Afrika mitbrachten, und im Zuge der Synkretisierung lernten die Sklav*innen sich vordergründig an die Kolonialmacht und deren Religiosität, den katholischen Glauben, anzupassen. Dabei behielten sie die eigenen kulturellen Praktiken bei und verlegten sie in das Abseits, so dass es den portugiesischen Kolonialherren nicht ersichtlich wurde, was die Sklav*innen taten. Derart geschah es, zumindest geht man davon aus, auch mit der Capoeira. Wie Capoeira praktiziert wurde, bevor die Portugiesen die Menschen aus ihrer Heimat verschleppten, ist nicht eindeutig. Dass das Hauptinstrument, das Berimbau, ein afrikanischer Mundbogen ist und in verschiedenen afrikanischen Ländern je anders eingesetzt und gespielt wird, ist heutzutage belegt. Es heißt, Capoeira erinnere an den westafrikanischen Tanz N'Golo, der Zebratanz. Matthias Röhrig Assunção hat sich zusammen mit Mestre Cobra Mansa in Angola auf die Spurensuche begeben und wurde fündig. Aus meiner Sicht ist es für die Capoeira nicht maßgeblich wichtig zu wissen, wo genau sie ihre Wurzeln hat. Es ist mit Bezug zur Geschichte Brasiliens wichtig zu verstehen, welchen Weg sie dort beschritt.

Mit meiner Recherche über die Capoeira ging eine vehemente Abneigung einher, die einigen Menschen gilt, die heutzutage für sich behaupten, die Gelehrten dieser komplexen Kultur, der Capoeira, zu sein. Was die neuesten wissenschaftlichen Arbeiten, gerade in Brasilien, zu Capoeira teilen, ist, dass sie ein intellektuelles, ethnozentriertes Bild auf Capoeira werfen. Das hat vor allem damit zu tun, dass die Praxis

der Capoeira, genau wie ihre Schwester, die afro-brasilianische Naturreligion Candomblé, wie es in vielen Kulturen in Afrika üblich war, praktisch und mündlich überliefert wurden. Es war nicht üblich, die kulturellen Praktiken und Riten zu verschriftlichen. Das hatte sowohl praktische als auch taktische Gründe. Zum einen hatten alle ethnischen Gruppen ihre eigenen Sprachen²⁷. Zum anderen wurden die Praktiken im Zuge der Kolonialisierung über Jahrhunderte verboten und sanktioniert. Das ist auch die Geschichte der Capoeira. Es scheint fast wie ein Märchen oder eine Farce, wenn man sich gerade die Capoeira anschaut, wie sie in Europa vermittelt wird, und die Capoeira, die einmal eine Möglichkeit war, einem grausamen, perspektivlosen Alltag zu entkommen und sich in der Ginga²⁸ zu wiegen zu den Erinnerungen an die Ahnen, im Rhythmus zu der Musik der eigenen Kultur, der Heimat. Ich schließe mich Röhrig Assunção an, der die Capoeira zwar auch als einen emanzipatorischen Weg versteht, den die Menschen gingen, um sich zu widersetzen, der aber auch Zweifel in der antagonistischen Zwiespältigkeit sieht, die mit der Geschichte der Sklav*innen einhergeht. Er beschwört die Capoeira, im Gegensatz zu vielen anderen Positionen, nicht als eine Taktik herauf, die märtyrerisch als Waffe gegen die Kolonialisten eingesetzt wurde.

*„Capoeira war und ist weniger ein Beispiel für heroischen Widerstand in offener Konfrontation als für flexible Aneignung und subtile Selbstbehauptung“
(<http://repository.essex.ac.uk/9669/1/capoeira-zur-geschichte-einer-afro-brasilianischen-kunstform-zwischen-anpassung-und-widerstand.pdf> S. 1).*

Das ist an dieser Stelle wichtig, da Röhrig Assunção die vorherrschende Positionierung mit Blick auf die fragwürdigen Kontinuen ausschlägt und vielmehr die Lücken in der Geschichte der Capoeira aufzeigt. Er bringt hinsichtlich der Sklaverei als Ursprung der Geschichte der Capoeira hervor, dass sich durch den machtanalytischen Diskurs um Foucault auch die Forschung mit Bezug zur Sklaverei verändert und neu ausgerichtet habe und die kontrastierenden Bilder der Sklaverei, die entweder nur angepasste Sklav*innen oder Märtyrer*innen in den Fokus nahmen (vgl. ebd.), um

²⁷ Was im karibischen Raum dazu führte, dass gemeinsame Horizonte geschaffen werden mussten, wie zum Beispiel die Sprache Kreolisch. Sie setzt sich zusammen aus (meist west-)afrikanischen Dialekten der Amtssprache Niederländisch (bestimmt durch die Kolonialmacht Niederlande).

²⁸ Grundschrift der Capoeira. Manche Meister sagen, die Ginga erinnert an die Wogen im Wind. Die Ginga ist die tänzerische Konnotation der Capoeira und jede*r Capoeirista hat die ihm/ihr eigene Weise, sie zu „leben“.

viele Facetten und Geschichten erweiterten. Capoeira wurde nicht genutzt, um öffentlich in die Schlacht zu ziehen.

„Wie bereits angedeutet, ist Capoeira seit jeher als Ausdruck von Widerstand gedeutet worden – von denen, die Capoeira spielten, wie von denen, die sie unterdrückten. Die Verbindung mit Widerstand im engen Sinne von offener, gewalttätiger Konfrontation durch Autoren wie Praktikanten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts führte jedoch auch zu einer verengten Wahrnehmung des realhistorischen Charakters der Kunst. Obwohl die Anwendung von Gewalt Teil ihrer Praxis war, zeichnet sich Capoeira in vielen historischen Kontexten dadurch aus, dass offene Konfrontation bewusst vermieden wurde. Capoeira-Techniken wie Praxis legen Wert auf Hinterlist und Täuschung“ (Assunção Jahr unbekannt, S. 4).

In dieser Konnotation der Capoeira liegt auch ihr eigener Charakter, der in seiner Bedeutung für diese Arbeit und den Kontext der pädagogischen Arbeit mit Capoeira maßgeblich bedeutsam ist. Denn es ist ihre Praxis der Täuschung, die den kämpferischen Aspekt ausmacht. Dennoch kann es nie Ziel im heutigen Spiel sein, den anderen niederzuringen oder zu besiegen. Es ist das Changieren zwischen den Möglichkeiten und dem Aufzeigen dieser im Spiel, was den Reiz und den Flow im Spiel ausmachen. Sich zu entziehen und hinzugeben an das Spiel und den Partner/die Partnerin, im Takt des Berimbau, an der Schwelle zur Transzendenz.

Viele Vorträge und Geschichten, die mir im modernen Brasilien begegneten, erinnerten mich an Holzschnitzereien, die Szenen aus einem Capoeirakampf abbildeten. Aus der Hand der Kolonialmächte entstanden so Bilder von sexualisierten, schwarzen Menschen mit riesen Nasen, zuschauenden Frauen mit riesigen, entblößten Brüsten, Männern, muskelgestählt und mit böse wirkendem Wesen. Daneben die „kultivierten“ feingliedrigen Europäer*innen, die angeekelt das Treiben der Sklav*innen beobachteten.

Mir war auf der Suche nach der Capoeira deutlich, dass ich einen Weg finden musste, das zu überwinden, was in mir Wut und Enttäuschung hervorrief – die Europäisierung der Capoeira.

In Deutschland traf ich Capoeira wieder und begann, mich mit den Einzelheiten vertraut zu machen. Die Suche nach Details und Informationen konnte ich durch meine

Eindrücke unterlegen, die ich in Brasilien sammelte. Seit 2001 verfolge ich Capoeira in Brasilien, seit 2012 habe ich gezielt Bücher erworben, Interviews geführt und die meiste Zeit meiner Aufenthalte bei meinem Meister in Salvador gewohnt. Von November 2014 bis Februar 2015 war ich erneut vor Ort, in Salvador da Bahia, der Geburtsstätte der Capoeira, wie wir sie heute kennen. Ich habe in einer Capoeira-Schule gewohnt, im Herzen der Altstadt Salvadors und konnte jeden Tag in verschiedenen Schulen das Training beobachten. Ich saß mit den ältesten Meistern zusammen, aß mit ihnen, feierte mit ihnen Weihnachten oder wichtige Feiertage. Ich nahm Teil am Leben und verstand bald, dass Capoeira nicht das ist, was geschieht, wenn zum Training gerufen wird. Sie ist die Luft, die die Capoeiristas atmen, die Art und Weise, wie man Menschen behandelt, auf sein Leben blickt und dieses ausrichtet.

Meine Erfahrungen beziehen sich, bis auf einige weniger tiefe Erfahrungen, auf die Capoeira Regional. In Brasilien gibt es zwei traditionelle Linien, die aus derselben Geschichte hervorgehen, jedoch zwei verschiedene kulturelle Praktiken und Philosophien abbilden.

Bevor ich auf die zwei Schulen eingehe, möchte ich die gemeinsame Wurzel, die Entstehung der Capoeira über die Zeit und ihre Geschichte beleuchten.

Folgend ein Absatz aus einem Buch, der sich auf eine Rede bezieht, die am 15.07.2008 gehalten wurde. Dieser Tag ging in die Geschichte Brasiliens ein. An ihm wurde Capoeira offiziell zum kulturellen Erbe Brasiliens benannt.

„Die verehrten erinnerten Meister Bimba und Pastinha wären stolz. Es war nicht irgendein Moment, sondern ein besonderer Feiertag für die Capoeira. Dieser Nachmittag am 15.07.2008 stellt sich dar als ein Tag, der in die Geschichte eingeht. In einem Palast in Rio Branco umstellt von circa 20 Capoeira-Gruppen aus Bahia, Rio de Janeiro und Pernambuco, im Zentrum von Salvador, zu den Klängen der Berimbaus und vielen Gingas, rasteiras, rabos de arraias, aús, bananeiras und andere typischen Bewegungen, die erkennen ließen, dass es um mehr ging als nur ein Treffen der Capoeiristas aus Brasilien. Dort wurde der Tag gewürdigt, an dem die Capoeira anerkannt und ausgezeichnet wurde als kulturelles Erbe Brasiliens – das Ergebnis aus der Zusammenkunft des Conselho Consultivo do Patrimônio Cultural des Insituts des Historischen Erbes und der nationalen Künste, des Iphan. Der Rat nahm die Bitte des

Kulturministeriums entgegen. Und das Fest breitete sich auf dem Hauptplatz aus. Künstler, Intellektuelle, Touristen, Politiker und Neugierige stiegen in die Roda. Sie baten um den Segen von einigen der wichtigsten Meister ganz Brasiliens. ‚Ich bin sehr glücklich‘, schlussfolgerte auf den Seiten des Magazins Tribuna da Bahia am nächsten Tag Gildo Lemos Couto, bekannt als Gildo ‚alfinete‘. Mit seinen 68 Jahren, Mitglied der Associação Brasileira de Capoeira Angola, Abkömmling von mestre Pastinha, spielte Alfinete schon in Washington Capoeira, auf die Einladung der amerikanischen Regierung hin, damit Georg Bush zusehen konnte“ (Rede von Gilberto Gil).

Bevor es jedoch zu dieser Ehrung kommen konnte, hat die Capoeira viele unwegsame Pfade beschreiten müssen, die letzten Endes darin mündeten, dass sie sich ausdifferenzierte und zwei Schulen mit ihrer jeweils eigenen Capoeira entstanden. Wie bereits am Anfang des Kapitels bemerkt, bezieht sich ein Großteil der Literatur auf die Capoeira Angola, die mit ihren theatralischen Bewegungen und Inszenierungen die Gewichtung auf den Schalk, den Meister der Täuschung und die Überspitzung der Szene in den komischen Momenten findet.

Meine Arbeit hingegen bezieht sich auf die Capoeira Regional oder luta regional baiana nach Mestre Bimba. Ich komme nicht umhin, diese Arbeit jemandem zu widmen, auf dessen Philosophie ich mich nicht nur fortwährend hinsichtlich der Capoeira beziehe, sondern dessen Tugenden in meine Erfahrungen und Überlegungen hineinreichten und die letzten Endes auch dazu beigetragen haben, dass ich mir diese Arbeit zumutete, aneignete und zu dem machte, was sie ist: ein mutiges Unterfangen um der Sache selbst willen.

Ich spreche von Mestre Nenel, Manoel Machado, Sohn des berühmten Mestre Bimba.

7.1.2 Capoeira Angola als Theater des Lebens

Dirk Hegmanns zitiert Mestre Pastinha, den bedeutendsten Meister in der Capoeira Angola, indem er die Bedeutung der Capoeira wie folgt umreißt:

„Capoeira sei <<alles, was genießbar ist>> (tudo que a boca come) und umschreibt die Capoeira damit als Lebenselixier, das dem Körper und dem Geist Kraft gibt und einen Menschen mit Vitalität austattet“ (Hegmanns 1998, S. 11).

Dieses Zitat lässt erkennen, dass Capoeira für seine Anhänger nicht nur ein sportlicher Zeitvertreib ist, sondern alles das, was einem Freude bereitet. Dabei ist die Capoeira Angola viel theatralischer als ihre Schwester die Capoeira Regional. Sie unterscheidet sich aber auch in einem anderen sehr wesentlichen Punkt. In der Capoeira Angola kommt dem Aspekt des Tricksens eine viel größere Bedeutung zu.

Ebenso intendiert sie eine andere Form der Spiritualität, als es in der Capoeira Regional der Fall ist.

„Mestre Pastinha institutionalisierte und kanonisierte die Capoeira Angola, indem er das Ritual definierte: Die Basisbewegungen und Rhythmen der Instrumente, eine Uniform etc. festlegte. Wie bereits erwähnt grenzt sich diese Form vom Capoeira Regional ab, und zwar durch eine stärkere Ritualisierung, tiefere Bewegungen in näherem Kontakt zum gegenüber; andere Rhythmen der Instrumente und den Bezug zur Capoeira als Überlebenskampf und zu deren afrikanischen Wurzeln. [...] Das Fundament der Capoeira Angola beinhaltet Spiritualität. So ist die bereits erwähnte malicia (das Tricksen, Anm. der Verf.) einerseits, im Spiel eine Bewegung anzudeuten und vorauszusehen, andererseits den Mitspieler hinter das Licht zu führen und damit unberechenbar zu sein. Sie entsteht also in der Interaktion und stellt ein moralisches Element dar. Der Zugang zu malicia und mandinga kommt aus dem Innersten der Capoeirista. Durch Rhythmus und Sprache wird dieser Zugang zu kosmischen Kräften erleichtert: Bewegung und damit verbundene Akzeptanz des Geschehens schaffen ebenfalls eine Verbindung des Individuums zur Umwelt.“ (Aichroth 2012, S.80ff.)

Die theatralische Form der Interaktion begleitet das gesamte Spiel durch laute Rufe, sichtliche Verunsicherungen und das Spiel, was sich mehrheitlich am Boden abspielt, erinnert an das zwischen Katze und Maus, wobei eine*r durch den Kreis getrieben wird.

Die Instrumente sind ebenso ein bedeutsames Unterscheidungsmerkmal. In der Capoeira Angola gibt es drei Berimbaus (Mundbogen), deren Resonanzkörper, ein Kürbis der an einem Stock angebracht ist, jeweils eine andere Größe hat. Ebenso gibt es mehrere Tamborine und Trommeln.

Viele Anhänger*innen der Capoeira Angola sind sich sicher, dass die Angola die ursprüngliche Form der Capoeira ist.

7.1.3 Capoeira Regional

Im Unterschied zur Capoeira Angola liegt der Fokus in der Capoeira Regional im Kampf als Anlehnung an andere Kampfsportarten. Hegmanns zitiert Mestre Bimba, indem er konstatiert, Capoeira sei die *„Kunst der List und Tücke, die einen Menschen befähige den Unwägbarkeiten des Lebens zu begegnen“* (Hegmanns 1998, S. 11).

Mestre Nenel (Sohn des Mestre Bimba und mein Lehrmeister) sagte zu mir, am wichtigsten in der Capoeira und was man zuerst lernen müsste, sei richtig zu fallen. Was für mich erst sehr ungewöhnlich und irgendwie ernüchternd war, wollte ich doch gerne die beeindruckenden Tritte lernen, machte von Moment zu Moment mehr Sinn. Im Verlauf unserer Freundschaft zeigte er mir, dass – wenn man diese simple Einstellung, dass es immer darauf ankommt, dass man bereit ist zu fallen, und dies das Erste sein muss, was man meistert, auf sein gesamtes Leben anwenden kann – einem nichts mehr geschehen kann.

Bezogen auf beide Capoeira-Schulen und die Meister stehen somit die Vitalität und die Befähigung, das Leben zu meistern, im Mittelpunkt der Praxis. Wie genau sich das vollziehen kann, welche Aspekte der Capoeira schließlich was auslösen oder adressieren, bleibt unklar. Nach den Aussagen der beiden Capoeira-Koryphäen hat Capoeira alles, was benötigt wird, um den Alltag zu überstehen. Mit Blick auf die Jugendlichen und das Gefängnis sollte der Kampftanz vieles vereinen, was gebraucht wird, um die Jugendlichen zu resozialisieren. Ob das an der Entstehung liegt, die verwoben ist mit der Widerständigkeit und dem Kampf der Sklav*innen und ihrer Nachfahr*innen, kann nicht beantwortet werden.

7.1.4 Erziehung und Integration durch Capoeira

Die Capoeira ist nicht nur ein Kulturgut, sondern sie ist mittlerweile fester Bestandteil des Lehrplans an Schulen und überall wiederzufinden, selbst in den ab gelegenen Vierteln, wo es keine Sozialarbeit oder ähnliche Strukturen zur Sicherstellung des Wohles der Kinder und Jugendlichen gibt.

„Capoeira gehört zunehmend zum Bildungsfeld der Kinder und Jugendlichen Brasiliens und befreit sich von seiner marginalisierten Stadtrand-stigma. Einerseits haben die organisierten Capoeiragruppen und –schulen ein festes Angebot an Training für Kinder und Jugendliche jeden Alters, und andererseits gibt es an vielen privaten und öffentlichen Schulen, Capoeiraunterricht als Sportunterricht und zusätzliche Unterrichtseinheit. Dazu kommen viele NGOs und sozialpädagogische Institutionen,

die in Capoeira einen wesentlichen Bestandteil der sozialpädagogischen Arbeit erkennen, mit zum größten Teil aus schwierigen sozialen Verhältnissen stammenden Kindern und Jugendlichen. Capoeira, das Körpertraining und meist männlicher Zeitvertreib während der Sklavenzeit war, hat sich zum kulturellen, afrobrasilianischen Kampf- und Verteidigungselement des öffentlichen Lebensraumes und politischer Kämpfe in den Quilombos, z. B. Palmares, in Salvador und großen Städten entwickelt. Heute ist sie ein sozialpädagogisches und soziokulturelles Erbe, das Menschen aller Altersgruppen begeistert und soziales Gruppenverhalten lehrt, was vielen Kindern in der postmodernen, individualisierten Konsumgesellschaft verloren geht.“ (Döring 2010, S.71)

In der Capoeira Regional wird die Capoeira sehr gezielt dazu eingesetzt, Kinder von der Straße zu holen und ihnen eine sinnvolle Beschäftigung zu geben. Mestre Bimba hat sich schon sehr früh Gedanken dazu gemacht, wie ihm diese Inklusion und Förderung gelingen könnte.

„When he created the regional fight in Bahia, later known as capoeira regional, master bimba became a pioneer not only in bringing capoeira back, which was doomed to disappear, as it had already happened to other Afro-Brazilian culture movements. Bimba was a visionary in seeing that fight as something more than a self-defense technique. To him, an illiterate black man born in Bahia, Capoeira was above all a powerful instrument for education. The only people who could join his school were the ones who were studying or working.“ (Almeida, Leticia; Almeida de, Rodrigo, 2015)

Das Erbe, Kinder und Jugendliche durch die Capoeira derart zu beeinflussen, dass sie die Schule besuchen und neben der Schule hart für die Capoeira trainieren, hat der Sohn von Mestre Bimba, Mestre Nene, weiter institutionalisiert und in Form des Projektes Capoeira Regional ausgebaut. Ich unterstütze dieses Projekt mit meinem Verein, und wir haben die erste reine Mädchengruppe gegründet (das Bild am Anfang der Arbeit), um marginalisierte Mädchen zu fördern. Capoeira ist mittlerweile in vielen Favelas in und um Salvador installiert, und die erste Generation von Kindern, die an dem Projekt teilgenommen haben, sind mittlerweile erwachsen und haben diese Arbeit in die ganze Welt getragen. Ich kenne sehr viele von ihnen, habe auch einige interviewt, und was mich in den Gesprächen sehr beeindruckte, waren die Geschichten dazu, wie Capoeira das Leben der jungen Menschen veränderte und ihnen eine Familie gab.

Eines der Interviews, die ich in Brasilien 2015 durchführte, war mit Jean Adriano, Professor an der Universidade do Recôncavo, Capoeira-Meister in der Capoeira Angola und Schriftsteller. Adriano ist auf vielen Ebenen engagiert, um die Capoeira auf ein wissenschaftlicheres Fundament zu stellen (die kritischen Aspekte dieser Bewegung werden im darauffolgenden Punkt diskutiert). Ich lernte ihn kennen, indem ich auf Schriften von ihm stieß, die die integrative und sozialförderliche Wirkung von Capoeira zum Thema hatten (Barros da Silva, Adriano 2003, 2008, 2016). Adriano arbeitet an einer Hochschule, die den Schwerpunkt auf die Arbeit mit Menschen mit Behinderung gelegt hat. Dort hat er geforscht und die Vorzüge der Capoeira in der Arbeit mit drogenabhängigen Menschen oder Menschen mit Sehbehinderung herausgearbeitet. Durch ihn wurde ich das erste Mal auf das professionelle (im Bezug zu den Erziehungswissenschaften), didaktische Potenzial von Capoeira aufmerksam. Während bei meinem Meister und in der Beschäftigung mit der Capoeira Regional die informelle Bildung und die integrative Wirkung auf marginalisierte Menschen, im Besonderen in Vororten und Favelas, in den Vordergrund traten, war es bei Adriano vielmehr sozialintegrative Faktoren, wie ich es aus der Arbeit in Deutschland kenne. Mit der Zeit fing ich an, diese beiden Zugänge auseinanderzuidividieren, was mir half, die Strömungen und Entwicklungen, aber auch die Unterschiede zu be-greifen.

Christian Köhler sieht das Potenzial der Capoeira durch die *„Integration der menschlichen, sozialen und psychologischen Beziehungsebene in ihre spielerisch ausgetragenen Konflikte“* (Köhler 2015, S. 3). Gerade das Spielerische schien für mich in der Bedeutung mit Bezug zu einem sozialpädagogischen Setting eminent wichtig, da im Spiel Möglichkeiten und Grenzen zwischen den Spielenden behutsam ausgelotet werden können, der Reiz der Gefahr und der Unberechenbarkeit dennoch latent erhalten bleiben und ein vermeintlich männliches Verhalten evozieren, was gerade für junge Männer innerhalb der Adoleszenz bedeutsam sein kann. Köhler sieht in dem Aspekt der Konfliktbearbeitung den Moment der emotionalen Kontrolle (vgl. ebd.). Gerade dieser Aspekt integriert etwas, was die üblichen Konzepte der Resozialisierung versprechen, aber nicht halten können: die Bearbeitung von Konflikten auf der emotionalen Ebene und die Möglichkeit zu erlernen, sich emotional zu kontrollieren. Hierhin sah ich die Chance, dass die Jugendlichen über das Ausagieren im Miteinander und die Annäherung an die eigenen Emotionen die Basis dafür bekämen, zukünftig auf das eigene Verhalten Einfluss zu nehmen und die Gefühle mit dem Verhalten in Verbindung zu bringen, anstatt ein Verhalten zu

konditionieren, was abgerufen werden soll, wenn eine Situation emotional belastend ist oder eine Atmosphäre den Jugendlichen in sich verschlingt.

7.1.5 Exkurs: Intellektualisierung/ Elitisierung der Capoeira als postkoloniales Phänomen

Wie schon in dem Abriss zu der Geschichte der Capoeira deutlich wurde, liegen ihre Wurzeln in den Mythen und Praktiken versklavter Menschen in Brasilien. Ihre Stärke entnimmt die Capoeira aus der Verdung und ihrer Transformation über die Jahrhunderte hinweg. So wie sie teils heimlich praktiziert werden musste, so widerständig war sie und hat über die Zeit und die Veränderungen nicht nur überlebt, sondern ihre Stärken forciert und sich weite Bereiche kultureller Praxis erschlossen. Befasst man sich mit der Capoeira und ihrem Umfeld in Salvador da Bahia, gibt es Koryphäen, an denen kein Weg vorbeiführt. Diese Menschen leben (von) Capoeira, erzählen die jeweils eigene Geschichte und tragen dazu bei, dass sie nicht nur mit Blick zu dem, was sie heute ist (und eben auch immer weniger ist), betrachtet wird, sondern als Summe vieler Geschichten, Menschen, Veränderungen, Anpassungen und Widerständigkeiten. Im Laufe des 20. Jahrhunderts hat Mestre Bimba durch die Gründung der ersten Capoeira-Schule in Salvador (wie bereits unter der Geschichte zusammengefasst) die Capoeira für die weiße Oberschicht geöffnet und sie so aus einer marginalisierten Nische in die Mitte der Gesellschaft gerückt. Das hat zum einen dazu beigetragen, dass sie zunehmend Zuspruch durch die weiße Oberschicht fand, zum anderen setzte sich etwas in Gang, was ich im Folgenden unter dem Begriff der Intellektualisierung der Capoeira beschreiben möchte.

„Diese Assoziation hat sich bis heute erhalten, und die ausdrucksstarke Symbolik der Capoeira wird als Illustration und Beleg des Widerstandes dieser subalternen Gruppen angeführt, wobei die Akzente gemäß dem Interesse der Autoren oder Organisationen, die sich ihrer bedienen, sehr unterschiedlich gesetzt werden. Capoeira war als identitätsstiftende Ressource so erfolgreich, dass sie zur Herausbildung von gleich vier verschiedenen, zum Teil konfligierenden Identitäten herangezogen wurde: eine nationale, eine regionale, eine ethnische und eine klassenspezifische. Wenn sich dieser Erfolg ohne Zweifel durch den spektakulären Charakter der Kunst, ihre komplexe Tradition und ihre (heute) holistischen Eigenschaften erklären lassen, so beruhte ihr Einsatz für die Konstruktion von Identität auch auf einer Essentialisierung ihres ‚Wesens‘ und einer Instrumentalisierung ihrer Geschichte“

(<http://repository.essex.ac.uk/9669/1/capoeira-zur-geschichte-einer-afro-brasilianischen-kunstform-zwischen-anpassung-und-widerstand.pdf>).

Ich konnte in Brasilien beobachten, dass die Kenntnisse der Meister, die an die nächsten Generationen über Geschichten weitergegeben werden, zunehmend durch Studien und die Akademisierung der Capoeira ersetzt werden. In Bahia gibt es seit 2015 die Forderung, dass professionelle Capoeira-Lehrer ein Sportstudium absolviert haben müssen, um den Titel zu tragen und offiziell lehren zu dürfen. Aus der Sicht der alten Meister ist das perfide und völlig unverständlich, kommt es bei der Capoeira nicht etwa auf die Genauigkeit der Technik an, sondern vor allem auf das menschliche Vermögen der Trainer*innen und wie sie die Kenntnisse, die sie haben, vermitteln. Das war auch ein Aspekt, den mein Meister immer hervorgehoben hat, wenn wir die Potenziale der Capoeira diskutierten. Aus einem Verständnis heraus, dass Capoeira ein Markt, auch ein internationaler Arbeitsmarkt, geworden ist, scheint es verständlich, dass manche Meister sich wünschen, dass es eine Zugangsvoraussetzung gibt und nicht jeder sich die Zertifikate, die es braucht, um einen Titel zu tragen, kaufen kann. Dennoch ist die Richtung, in die diese Bewegung geht, eine Schande gerade für die, die aus dem traditionellen Umfeld der Capoeira kommen und einfach nur das weiter fortführen möchten, was sie schon ihr Leben lang tun, Capoeira spielen und unterrichten.

8. Ergebnisskapitel Teil II: Das Projekt. Eine autoethnografische und rekonstruktive Annäherung

Folgend soll nun der Weg in die Strafanstalt gebahnt werden. Dabei war ebenso fraglich, wie dieses Kapitel aufgebaut werden könnte. Schlussendlich habe ich mich dafür entschieden, einen Einblick in die Konzeption des gesamten Forschungsprojektes zu geben sowie die Herausforderungen zu skizzieren, die eben dieses Feld qua Konzeption mit sich bringt. Da ebenso die Frage im Raum stand, an welcher Stelle die autoethnografischen Skizzen Raum finden, die maßgebend für meine Einfindung und Analyse der Geschehnisse und Dynamiken sowie meiner leiblichen Regungen und Empfindungen sowie die Aufschlüsselung der Atmosphären waren, entschloss ich mich, sie in diese Kapitel einfließen zu lassen. Somit können die Leser*innen mit einem sehr individuellen Einstieg in die totale Institution beginnen und von dort aus auf das Projekt und die einzelnen Akteure schauen.

8.1 Autoethnografische Skizzen als Weg durch das Feld – Annäherungen an die Heterotopie Jugendstrafanstalt

Zweifelsohne bewegte ich mich in einer Heterotopie mit meinem Eintritt in die Strafanstalt. Heterotopien als Gegenräume sind ebenso real wie die Räume, in denen wir für gewöhnlich überhaupt nicht mehr darüber nachdenken, dass wir uns in einem Raum bewegen (müssen). Foucault hat diesen Begriff geprägt und damit begonnen, ihn für die Wissenschaft „fruchtbar“ zu machen. Heterotopien können gemeinhin sehr unterschiedlich sein.

„Die erwachsene Gesellschaft hat lange vor den Kindern ihre eigenen Gegenräume erfunden, diese lokalisierten Orte, diese realen Orte jenseits aller Orte“ (Foucault 2013, S. 10).

Dazu zählt er mitunter auch das Gefängnis. Die Heterotopie hat aber nicht denselben Beigeschmack, der einen begleitet, denkt man an die totale Institution aus einer machtkritischen Perspektive und die Folgen für die Insassen, wie Foucault sie intendiert (vgl. Foucault 2015). Heterotopien haben mitunter etwas Mystisches; so führt Foucault in seine Gedanken mit dem Hinweis ein, dass eigentlich Kinder primär im Stande sind, diese Gegenräume zu erfahren und zu entdecken. Er zeigt auf, dass auch Gärten oder Urlaubsclubs Heterotopien sind (vgl. Foucault 2013) und beflügelt damit (zumindest meine) Phantasien, wie die eines verwunschenen Gartens.

Hinsichtlich der vorliegenden Arbeit beziehe ich den Begriff auf die tatsächliche Unmöglichkeit des Ortes Jugendstrafanstalt mit allen drastischen Konsequenzen, wie ich mittlerweile für alle, die in ihr „verhaftet“ sind (ebenso alle Mitarbeiter*innen) resümieren würde.

Im Folgenden soll nun schemenhaft die Anstalt aus meiner Sicht ergänzend mit Passagen aus Interviews und meinen Feldnotizen wiedergegeben werden, um einen Einstieg in diese unmögliche Institution und ihre Atmosphären zu ermöglichen und ihn als Startpunkt für die empirischen Ergebnisse und deren Diskussionen zu nutzen. Es ist quasi ein Sprint, kann es innerhalb dieser Arbeit nicht möglich sein, all das auszuführen, was mir widerfuhr, sich einschrieb in mein Denken und Handeln.

Vollzogen wird die Reise durch die vorliegende Ethnografie der totalen Institution Gefängnis aus Sicht einer Außenstehenden, die sich für die Institution öffnete und sich treiben (verhaften) ließ.

Ethnografien binden die Leser*innen in das Feld mit ein und ermöglichen es, dass sie sich in das, was geschah, sowie das Feld an sich hineinversetzen und es sinnlich nacherleben (vgl. Munsch 2005, S. 11), indem die Texte sehr genau schildern, was wie vorgefunden wurde.

An dieser Stelle werde ich meine ersten Eindrücke nutzen, um darzustellen, wie ich, als ich in das Gefängnis kam, die Anstalt wahrnahm, wie sie sich in mein Erleben einschrieb und was diese Erfahrungen in mir und mit mir körperlich, leiblich und gedanklich auslösten. Von diesem Punkt kann ich dann allgemeine Aussagen darüber treffen, was der Jugendstrafvollzug in Menschen auslöst und welche Konsequenzen das mitunter für die Menschen hat.

Vorwegnehmen kann ich, dass die Zeit, in der ich im Gefängnis forschte, weniger schwierig war als alles, was danach auf mich hereinstürzte und mein Leben auf den Kopf stellte. Nunmehr sind zweieinhalb Jahre vergangen, in denen ich mich systematisch anhand von Supervisionen, in Einzel- als auch Gruppensettings, und Interpretationsgruppen mit dem Geschehen auseinandergesetzt und mich so systematisch vom Feld und den Akteuren distanziert habe. Dennoch hallen die Erfahrungen in Wellen nach und ragen in mein Erleben und meine Art, wie ich Welt gestalte und in mich aufnehme, hinein. Schon meine erste Besprechung im Gefängnis war derart skurril, dass ich zum besseren Verständnis und als Annäherung damit

beginnen möchte. Darauffolgend beschreibe ich die Institution als Raum, genauer als sozialen Raum anhand einiger Schilderungen zu Begegnungen, die ich machte. Das alles, was nun folgt, ist genau und nur an meiner Person festgemacht mit meiner privilegierten Rolle, mit der ich ein- und ausgehen konnte (welche ich jedoch zeitweise nicht mehr als solche wahrnahm, sondern mich emotional in die sozialen Geflechte des Gefängnisses bis an den Rand der Selbstaufgabe verstrickte). Ich hoffe jedoch, an späterer Stelle durch das Analysieren von Gegenübertragungen und die Darstellung von Sichtweisen der Inhaftierten nachzeichnen zu können, wie es sich (und wenn niemals davon gesprochen werden kann, die Sicht von innen zu verstehen) anfühlen muss, in dieser Institution verhaftet und den Interaktionen mit den Professionellen ausgeliefert zu sein. Anhand meiner Beschreibungen und Positionierungen, die ich nicht negiere, zeige ich, ungewollt, noch immer auf, dass ich nicht darum herumkam, eine Haltung einzunehmen und mich zu positionieren. Es war das System, die Totalität in allem Erlebten und die absurden Situationen, die mich zunächst ohnmächtig machten, um mich dann mit all dem zu verschreiben und dem entgegenzustellen, was mir unerträglich schien: das machtgetränkte Umfeld und die Ohnmacht der Inhaftierten, die sich über mich legte wie ein Schleier aus Furcht und Wut.

Tag 1

Pünktlich stand ich vor dem Gefängnis und erwartete meinen Einlass. Ich versuchte alles ganz genau aufzunehmen und mir zu merken, um später exakte Protokolle anfertigen zu können. Es war ein schöner Tag, als ich vor den Mauern der Anstalt stand. Um zur Anstalt zu gelangen, läuft man die Straße hinunter und erblickt zum einen die wunderschöne, alte Kapelle, die in der Anstalt liegt, und man sieht Meter um Meter von Stacheldrahtzaun, einmal rings um die Anstalt herum. An der Pforte erkläre ich, dass ich einen Termin beim Anstaltsleiter habe und von einer Sozialarbeiterin erwartet würde. Den Namen habe ich vergessen, das ist das erste Problem. Der Beamte an der Pforte fragt mich, wie ich mir das nun vorstelle? Wen solle er denn nun anfunken, damit ich abgeholt würde? Ich sage, ich glaube, sie heiße Frau X.; er denkt nach, schaltet die Sprachanlage aus, und nachdem ich ihm meinen Reisepass in die Schublade lege, die er vorher dafür herausfuhr, zog er die Schublade samt Ausweis zurück und entnahm meinen Ausweis. Er telefonierte, seine Blicke waren kritisch, und

ich hatte sofort das Gefühl, etwas falsch gemacht zu haben. War ich doch zu einer falschen Zeit oder gar am falschen Tag hier? Stimmt mit meinem Ausweis etwas nicht?

Der Mann wandte sich mir erneut zu, machte die Gegensprechanlage an und sagte, ich solle reinkommen, ich würde drinnen gleich abgeholt. Ich solle hinter der Türe stehen bleiben.

Ich versuche die Türe aufzuziehen, ich bin zu dumm. Ich kriege diese Türe nicht auf. Der Mann schaut genervt und redet etwas, was mir unverständlich bleibt, die Gegensprechanlage ist ja schließlich aus. Endlich bekomme ich die Türe auf, ich lächle etwas dümmlich in seine Richtung, nichts wie weg zur nächsten Türe und raus.

Ich stehe nun hinter der Türe und blicke zu meiner Linken auf ein Tor aus Stahlstäben, das mindestens 6-7 Meter hoch ist, dahinter liegt die Kapelle. Direkt vor mir befindet sich ein Schild, auf dem die Anstalt für ihre Arbeit und ihre Vorsätze wirbt. Gelingendes Leben steht im Mittelpunkt der Ausführungen. Meine Gedanken schweifen ab. Was bedeutet denn gelingendes Leben und was kann es im Kontext Jugendstrafanstalt bedeuten? Wer überhaupt denkt sich so etwas aus und geht davon aus, dass es allgemeine Gültigkeit hat? Ich schaue mich weiter um ...

Rechts führt ein Weg hoch zur Sport- und Besuchsabteilung. Ich hätte geradeaus gehen können, immer an den alten Gemäuern des ehemaligen Klosters lang, dann wäre ich zu der Pforte gekommen, durch die man muss, wenn man zu den Häusern der Inhaftierten gelangen will.

Ich bleibe stehen.

Die Zeit vergeht einfach nicht. Ich kann das Gebäude heraufschauen, was mir links gegenüberliegt. Dort sind einige Fenster hinter den Gittern geöffnet. Ich kann durch ein Fenster Pokale erkennen. Lebt dort ein Inhaftierter, der sportaffin ist? Durfte er die Pokale mitnehmen oder hat er sie gar hier gewonnen? Wie wichtig ist der Sport für die Inhaftierten? Wie sieht der Sportbereich aus und wie sind sie, die Inhaftierten, so? Ich bin gespannt auf meine Zeit hier. Darf ich gespannt sein, wenn ich doch freiwillig hier bin und alle anderen nicht? Eine Vorahnung drängt sich auf. Dieses Setting wird Ambivalenzen in mir auslösen, es wird gar nicht anders möglich sein. Die Spannung bleibt.

Einige Zeit später kommt Frau X. zu mir und nimmt mich in Empfang. Zum Glück, sie sieht nett aus, und ich glaube, ich werde sie mögen. Sie erklärt mir, wo wir gerade sind. Ich frage, wo die Inhaftierten sind, sie sagt, wir befinden uns im Verwaltungstrakt, hier sind in der Regel keine Inhaftierten, es sei denn, sie müssten die Blumenbeete pflegen. Schade, denke ich mir. Sie sagt, dass wir nun zum Anstaltsleiter gehen, aber das sei nicht problematisch, er sei für das Projekt, und eigentlich hätte er nicht so viel Ahnung vom Alltag der Jugendlichen. Den Rest würde ich mit ihr und dem sportlichen Leiter vereinbaren. Ich bin gespannt. Wir gehen durch das sehr alte, gelbe Gebäude einen Hausflur hoch, dann biegen wir ab auf einen Gang, es riecht nach Behörde, nach einer alten Behörde. Und es scheint alles leblos. Wir klopfen an der Tür zum Sekretariat, die Sekretärin bittet uns herein. Die Tür zum Büro des Anstaltsleiters steht offen. Was für ein Riesenraum, denke ich. Die Sozialarbeiterin stellt mich der sehr netten und lächelnden Sekretärin vor. Eine Doktorarbeit würde ich schreiben, und ein Sportprojekt würde es geben, sie lächelt.

Der Anstaltsleiter kommt auf uns zu und begrüßt uns mit Handschlag, dann bittet er uns in den Raum. Die Türe schließt sich. Ich sehe einen riesigen Tisch, an dem er Platz nimmt und uns ihm gegenüber Plätzen zuweist. Ich hatte ihn mir ganz anders vorgestellt. Er sieht aus wie ein Schauspieler oder ein Regisseur, denke ich. Ich bin nervös, und wir fangen an uns auszutauschen. Die Sozialarbeiterin behält die Zügel des Gesprächs in der Hand; nein, kein Schauspieler, ein Philosoph, denke ich. Wir schweifen ab. Ich frage ihn, welche Erfahrungen er hat, wie viele der Jugendlichen zu Hause Gewalt erfahren hätten. Er entgegnet: so 20-30 %, mehr wären es nicht. Ich bin erstaunt, ich habe mich noch nicht sorgfältig mit meinem Forschungsstand beschäftigt, aber logisch erscheint mir das nicht. Chefs, denke ich, haben, was die Akteure betrifft, keine Ahnung. Die Sozialarbeiterin entgegnet, es seien viel mehr, er winkt ab, das Gespräch geht weiter. Immer wieder widersprechen sich die beiden. Ich habe das Gefühl, aus irgendeinem Grund ist der Anstaltsleitung viel daran gelegen, dass das Projekt stattfindet, und ich habe aber ebenso das Gefühl, dass die Sozialarbeiterin noch nicht genau weiß, ob sie das Projekt befürwortet. Im Gespräch sagt der Chef zu allem, was ich im Bezug zu der Umsetzung sage, zu, die Sozialarbeiterin muss ihm immer wieder widersprechen, dass es so, wie ich es geplant habe, dem Alltag der Jugendlichen widerspricht und so keiner kommen würde. Ebenso diskutieren wir, wie wir die Jugendlichen aussuchen. Ich sage wiederholt, es sei mir wichtig, dass alle teilnehmen können, die teilnehmen wollen. Das scheint ein Problem. Ich bestehe und

verweise darauf, dass wir ja nicht wissen, wie viele es werden und wir dann immer noch schauen können, wie wir das lösen. Keine weiteren Einwände. Auch bei der Uhrzeit pflichtet der Leiter mir bei, die Sozialarbeiterin sagt, dass die Uhrzeit, die ich anvisiere, zu früh sei, dann würden die Jugendlichen noch arbeiten. Ebenso dürfte es nicht die Zeit sein, in der sie abends Freizeit haben. Sie scheint ein gutes Gefühl für die Bedürfnisse der Jugendlichen zu haben, und ich glaube, sie setzt sich jederzeit durch, wenn es dem Interesse der Inhaftierten dient. Ich mag sie. Nach einer halben Stunde hin und her und auf und ab ist das Gespräch beendet. Ich verabschiede mich vom Leiter, und wir besprechen das weitere Vorgehen. Ich muss noch den Antrag an das Justizministerium stellen und dafür zwei Exposés einreichen. Dann gehe ich mit Frau X. hinaus. Auf dem Weg aus dem Büro unterhält sie sich noch kurz mit der Sekretärin, und dann verlassen wir das Gebäude. Sie geht mit mir zum sportlichen Leiter. Wir gehen hinten herum in die Halle. Ein verschlossenes Tor nach dem anderen. Ein ganz schöner Aufwand ist das hier alles, da stelle ich mir immer wieder die Frage: Wieso ist das alles in einem solchen Umfang erforderlich ...?

Wir sind in der Halle angekommen, wo der sportliche Leiter mich erwartet. In Sportklamotten und einem freudigen Lächeln steht er da. Er wirkt sehr dynamisch, in seinem Aufzug und mit dieser leicht gebräunten Haut, als käme er gerade aus dem Sporturlaub. Er scheint seine Arbeit zu mögen, das sorgt bei mir für Erleichterung. Frau X. übergibt mich und sagt, sie muss nun auf das Haus, die Jugendlichen kämen gleich zum Mittagessen. Ich könnte nachher noch einmal vorbeischaun, man würde mich dann durchschließen. Ich bin erleichtert. Ich scheine willkommen zu sein, ich freue mich. Ich erkläre dem sportlichen Leiter, was wir vorhaben, und er findet so weit alles prima und bietet mir seine Unterstützung an. Er lacht auch viel, ich mag den Sportbereich. Ich fühle ich mich wie in einer ganz normalen Sporthalle ... Selbst der Geruch nach Medizinbällen mit dem harten, abgenutzten Leder liegt in der Luft. Keine Behörde, keine allgegenwärtigen Gitter. Einfach nur eine Sporthalle.

Begegnungen der etwas anderen Art ... mein Weg durchs Feld

Während der Verschriftlichung meiner Erfahrungen war es fortwährend meine Entscheidung, was ich mit in diese Arbeit einbinden würde und was ich außen vorlasse, ganz im Gegensatz zu den Gefühlen, die Besitz von mir ergriffen, ohne dass ich im Stande war, dem etwas entgegenzusetzen. Ein Grund, warum das Abwägen

über die Auswahl des Materials sehr bedeutsam war, ist die unmögliche Anonymisierung der Institution und der Empfindlichkeit der Daten. So habe ich einiges aus den Interviews und Randgesprächen nicht wiedergegeben, weil es erstens keinen unmittelbaren Erkenntnisgewinn mit Bezug zu der vorliegenden Fragestellung bedeutet und zweitens ein Risiko birgt, weil das, was dort geschildert wird, empfindliche Sanktionen nach sich ziehen könnte. Ebenso war es hinsichtlich meiner Erfahrungen mit den Bediensteten der Anstalt. Es gab viele prägnante Momente und Begegnungen, die in mir nachhallten und aus rein persönlicher Perspektive schilderungswert wären. Ich möchte aber keine*n Kolleg*in bloßstellen oder denunzieren; das wäre eine Anmaßung, derer ich mich nicht bedienen möchte und die meine ganze Arbeit diskreditieren würde. Die folgende Situation ist eine eher harmlose aus meiner Sicht, jedoch mit absehbar drastischen Folgen für die Institution, was noch genauer zu benennen sein wird. Sie kann sehr gut aufzeigen, wie ich mich zum einen sehr an der behördlich-strukturierten Institution und ihren Wärtern stieß und zum anderen, wie festgeschrieben und wenig beweglich die Struktur der totalen Institution ist.

„Heute war insgesamt ein sehr anstrengender Tag. Besonders war für mich vor allem eine Situation, die ich nun schildern möchte. Wie immer war es etwas schwierig, nach den Interviews direkt jemanden zu finden, der mich rauslassen konnte. Und wie immer ging ich recht ungern, hatte ich das Gefühl, den Jugendlichen Raum zu geben, zu atmen und Dinge loszulassen und einfach zu sein, mit mir und mit der Ruhe der Situation, anstatt alleine in der Zelle zu sitzen. Wenn ich aus den Situationen mit den Jugendlichen rausgehe, ist der Umgang mit den Wärtern immer sehr befremdlich für mich. Denn die meisten sind sehr nett zu mir, was sich komisch anfühlt, da sie nicht mal, wenn ich danebenstehe, Halt davor machen, Jugendliche bloßzustellen oder zu schikanieren. Das macht mich wütend und ist manchmal schwer erträglich. Als ich jemanden suchte, der mich rausschließen kann, half mir ein Beamter auf dem Haus und sagte, er würde sowieso gleich rausgehen, und er könne mich mitnehmen. Er sah noch, wie ich mit ein paar Jugendlichen scherzte, was ihm suspekt erschien (so zumindest würde ich seine Blicke und das folgend beschriebene Interesse an mir deuten). Ich warte auf ihn, er nimmt seine Sachen, und wir gehen raus. Ich grüße hin und wieder einen Jugendlichen, dem wir begegnen. Der Wärter fängt ein Gespräch mit mir an. Er fragt, was ich eigentlich hier machen würde und wie

*viele Sterne ich denn hätte. Ich bin erstaunt und weiß nicht recht, was er meint. Was für Sterne, denke ich mir. Ich frage ihn, wie er das meint, und er verweist auf die Sterne auf seiner Uniform und fragt erneut nach meinem Beruf und, anscheinend, nach meinem Rang. Ich lächele und sage, dass ich Forscherin bin und meine Doktorarbeit schreibe. Das macht ihn nicht zufrieden. Er fragt, was ich hier in der Anstalt mache und wie viel Sterne ich hätte. Ich sage, dass ich keinen Stern habe und eine Arbeit über die Soziale Arbeit im Gefängnis schreibe. Er scheint sichtlich enttäuscht. Vielleicht dachte er, ich sei aus Sicht der Institution jemand Wichtiges, dem er den Weg nach draußen ebnet. Er sagt, er habe es nicht ganz verstanden, was ich eigentlich mache. Ich erkläre es ihm so, dass ich draußen Studierende unterrichte, die einmal Sozialarbeiter*innen werden wie die Sozialarbeiter*innen hier im Sozialdienst. Er grinst mich an. Dann sagt er, dass ich ja dann quasi die Vorgesetzte der Sozialarbeiter*innen hier im Knast sei. Ich bin verdutzt. Ich antworte, dass ich das nicht so sehe und eigentlich eher nur mein Buch schreibe. Die Unterhaltung ist vorbei. Nun scheinen alle Illusionen dahin, und wir sind beide etwas frustriert über den Verlauf der Unterhaltung.“*

Ich fühlte mich fortwährend mit den Ansprüchen an meine Person konfrontiert, sowohl von Seiten der Inhaftierten als auch der Bediensteten. Das war gerade am Anfang eine Zerreißprobe für mich, der ich mich zunehmend dadurch entzog, mich mit den Inhaftierten zu solidarisieren und all das, was mit der Täterschaft der Jugendlichen zusammenhing, kategorisch aus meiner Wahrnehmung ausgliederte. Ich verfiel einem Denken in Schwarz-Weiß, und dieses normative Muster half mir, die Menschen in der Anstalt zu kategorisieren und meinen Alltag weniger emotional komplex erscheinen zu lassen. Dass gerade dieses Verhalten konträr dem gegenübersteht, wie ich Welt eigentlich begreife, hatte zur Folge, dass ich zunehmend emotional belastet war und mehr und mehr in das Dickicht emotionaler Verstrickungen geriet. Das führte mich aber auch zu der Erkenntnis, dass das System Gefängnis verlangt, das Denken zu vereinfachen und sich und das System nicht dauernd in Frage zu stellen, sondern sich emotional zu verorten, um den Alltag erträglicher zu gestalten.

Eine Situation im Team

An dieser Stelle möchte ich eine Situation schildern, die mir ganz am Anfang des Projektes widerfuhr und die erkennen lässt, wie komplex das Arbeitsfeld Gefängnis für die einzelnen Menschen innerhalb ihrer jeweiligen beruflichen Position ist und wie emotional aufgeladen die Dynamik sich zwischen den Mitarbeitenden gestaltet.

Ihren Beginn nahm diese Situation, als der sportliche Leiter Bedenken einiger Bediensteter an mich herantrug. Es hätte in mehreren Teams die Befürchtung gegeben, dass unser Projekt den Jugendlichen die Möglichkeit bot, die eigenen Körper als Waffe zu trainieren und die Arbeit mit den Jugendlichen somit noch gefährlicher für die Bediensteten würde. In diesem Moment wurde mir das erste Mal bewusst, dass ich noch nie darüber nachgedacht hatte, was es für die Bediensteten bedeutete, mit den jungen Inhaftierten umzugehen und dass auch Gefühle wie Angst im Spiel waren. Ich überlegte, wie man den Bediensteten diese Ängste nehmen konnte. Ich kannte mich in der Capoeira gut aus und wusste, dass es keine Gefahr geben würde, die aus dem Training entstand. Ich sprach mit dem sportlichen Leiter, und wir entschlossen uns, in die betroffenen Teams zu gehen und das Projekt mitsamt der Zielsetzung allen Bediensteten genauer vorzustellen. Aus heutiger Sicht wird mir, mit Kenntnis zu den Abläufen in anderen Gefängnissen, immer deutlicher, dass ich großes Vertrauen seitens der Anstaltsleitung genoss und es die Sportabteilung und ihr sehr guter Ruf waren, die das Projekt in dieser Form ermöglichten.

An dem Tag, als wir zu einem der Teams gingen, kleidete ich mich bewusst sehr sportlich und ging mit dem sportlichen Leiter zu dem Haus hinüber. Wir kamen etwas später, alle anderen Bediensteten sowie die stellvertretende Anstaltsleitung saßen bereits am Tisch. Ich nahm mit dem sportlichen Leiter gemeinsam Platz, und das Gespräch kreiste erst einmal um andere Themen. Mir fiel ein muskelgestählter Bediensteter auf, der am Tisch saß und immer wieder einmal Kommentare einstreute, die ein gewisses Maß an Unwohlsein und Gereiztheit bei mir auslösten. Mir war bewusst, dass es spannend sein würde, diese Situation so genau wie möglich zu beobachten und mir später Notizen zu machen. Ich bemerkte, dass die anwesende Psychologin und die Sozialarbeiter*innen häufig eine grundlegend andere Meinung zu den Themen hatten als die Bediensteten, und immer wieder stieß ich mich an den Äußerungen des muskulösen Bediensteten. Dann kam unser Moment. Der sportliche Leiter stellte mich offiziell als Projektleitung vor, und ich begann zu erzählen, wie das

Projekt konzipiert war und welche Kompetenzen der Jugendlichen dadurch adressiert werden sollten. Ich lud auch alle Anwesenden ein, selbst einmal mitzumachen oder zuzuschauen, in der Hoffnung, dass dies zusätzlich Zweifel und Ängste nehmen würde. Die Sozialarbeiter*innen und die Psychologin waren begeistert und äußerten, dass sie es sich sehr gut vorstellen konnten, dass das Projekt einen Mehrwert für die Jugendlichen und dadurch auch für die Atmosphäre in der Anstalt hätte. Dann bedankte sich der stellvertretende Anstaltsleiter und brachte das Gespräch auf einige strukturelle Probleme. Wir blieben sitzen. Ich beobachtete weiter. Bald kam er zu einem Thema, das mich hellhörig werden ließ. Es ging darum, dass es mittwochs Probleme gab im zeitlichen Ablauf. Da an diesem Tag die Teamsitzung des Hauses stattfand, war es nur sehr schwer möglich, die Jugendlichen für den Sport aufzuschließen. Es schien mir nicht so, dass noch in dieser Sitzung eine Lösung gefunden werden sollte, vielmehr thematisierte der stellvertretende Anstaltsleiter das Problem, um generelle Überlegungen zu den Schließzeiten anzustellen und das Team daran zu beteiligen. Dann meldete sich der muskulöse Bedienstete zu Wort. Meine Spannung stieg. Er sagte, dass er kein Problem darin sieht, wenn die Jugendlichen mittwochs auf ihren Zellen blieben. Es würde sie schließlich nicht umbringen, an einem Tag mal keinen Sport treiben zu können. Da war es geschehen. Ich merkte, wie mir die Zornesröte ins Gesicht stieg und mit ihr mein Finger in die Luft. Im selben Moment ärgerte ich mich über die Aufgabe meiner professionellen Haltung, zu spät. Alle hatten meine Meldung vernommen, und der stellvertretende Anstaltsleiter reagierte umgehend. Er bat mich zu sprechen. Ich musste zunächst mit meinen Emotionen ringen, um meiner Wut keinen Platz zuteilwerden zu lassen und mich zu zügeln. Ich äußerte, dass ich doch sehr erstaunt über eben seine Meinung sei, da man ihm ansehen konnte, dass Sport für ihn ein wichtiger Bestandteil seines Lebens zu sein schien, und ich denke, dass es vielen Inhaftierten nicht anders ging. Und dass die Tatsache, dass die Jugendlichen sowieso nur sehr wenig Zeit am Tag hatten, sich sportlich zu betätigen, dieses Interesse am Sport noch verstärkte. Ich bat ihn, dies zu überdenken, da ich davon ausging, dass es eine große Wirkung nach sich ziehen würde und mir dies Sorgen bereitete. Der Bedienstete blickte mich mit einem Funkeln in den Augen an, das war es zwischen uns beiden. Sofort lenkte der stellvertretende Anstaltsleiter ein und versicherte mir, dass das natürlich keine Lösung sein konnte, dass der Sport wegfiel und dies natürlich zu vermeiden sei. Ich merkte, wie sich ein

wohlig-warmes Gefühl in mir breitmachte, 1:0 für mich und die „Jungs“ gegen den unsympathischen Bediensteten.

Im Nachhinein wurde mir zunehmend verständlich, warum ausgerechnet dieser junge, sportliche Kollege bei mir Aversionen hervorrief. Ich konnte häufig miterleben, dass er sich auf eine konkurrierende Ebene mit den Jugendlichen begab und dass mich das stresste. Ich wusste, dass die Jugendlichen ihn überhaupt nicht mochten und er, aus Sicht der Jugendlichen, tat was er konnte, um zu zeigen, dass er mächtig über die Jugendlichen verfügen konnte. Meine Intuition schon zu Beginn meines Aufenthaltes bezüglich dieses Mannes war: Er wird mir Ärger bringen, und ich mag es nicht, wie er mich ansieht. Ich versuchte zwar, mich von ihm fernzuhalten, nichtsdestotrotz wohnte ich immer häufiger Situationen bei, in denen er Inhaftierte erniedrigte, und mich beschlich das Gefühl, dass meine Anwesenheit dieses Verhalten noch bestärkte. Ich ging derart damit um, dass ich mit den Jugendlichen über ihn sprach, um zu signalisieren, dass ich das Verhalten des Bediensteten schwierig finde, und ich versuchte, den Jugendlichen gute Laune zu bereiten, indem wir über andere Dinge sprachen oder ich einen zusätzlichen Nachmittag für Spiele einbaute. Das gab mir das Gefühl, ebenfalls etwas am Ablauf verändern zu können und Einfluss auf das Leben der Jugendlichen zu haben, nur in einem aus meiner Sicht positiven Sinne.

Die Sportabteilung (der Raum, die Aneignung des Raums durch die Inhaftierten und die Stimmung, Atmosphäre, Gerüche...)

Die Sportabteilung war für mich immer eine kleine Oase inmitten des Chaos. Zu der Sportabteilung gehört der Sportplatz, der im Innenbereich der Anstalt liegt, direkt bei den Wohnhäusern der Jugendlichen. Ich kann es mir nicht recht erklären wieso, aber selbst auf dem Sportplatz konnte ich oft vergessen, dass wir in einem Gefängnis waren. Es war die Atmosphäre des Platzes mit dem Spielfeld, dem munteren Treiben, den Rufen und all dem, was sich auch außerhalb der Anstalt auf jedem beliebigen Sportplatz abspielen würde.

Die Jugendlichen schilderten mir, dass es ihnen ebenso erging. Im Gegensatz zu der Sporthalle ist es auf dem Sportplatz jederzeit ersichtlich, wo man sich befindet. Man schaut ringherum auf Mauern mit Stacheldraht, und direkt hinter dem Sportplatz, hinter dem Basketballkorb, ist ein Gebäude mit einem kleinen Turm, von wo aus die Anstalt bewacht wird, ähnlich einem *Panoptikum* (Foucault 2015). Aber auch das habe

ich nie wirklich wahrgenommen. Am Sportplatz saß ich häufig, wenn in der Sporthalle gerade keine Angebote stattfanden und einer der Sportlehrer draußen etwas anbot. Nach einigen Wochen, in denen ich die Lehrer und einige Jugendliche besser kennen lernte, war es auch so, dass ich freudig begrüßt wurde und jemand quer über den Platz „Hallo“ oder „Schauen Sie mal, ich mache jetzt ein Tor“ rief.

Da meine Studie von April bis Oktober ging, herrschte zudem häufig schönes Wetter, und ich setzte mich auf die Ränge, die sich auf der einen Seite des Platzes befanden, und beobachtete das Treiben. Am häufigsten wurde der Platz für das Fußballtraining genutzt, welches bei vielen Jugendlichen sehr beliebt war. Dort konnte es auch sehr hitzig zugehen, was ich später unter dem Punkt Sport noch genauer behandeln werde. Der Sportlehrer, der für den Fußball zuständig war, war ein älterer Herr mit einem unglaublichen Maß an Ruhe und Geduld. Er war ein sehr herzlicher Mensch, bei dem ich mich sehr wohl fühlte und der immer ein offenes Ohr für die Jugendlichen hatte. Nach einem anstrengenden Tag ging ich stets noch einmal kurz in die Sportabteilung, um Kraft zu tanken oder mir eine Umarmung von meinem Kollegen abzuholen.

SGM – Sportverein der Strafanstalt

Die SGM war das Gremium, in dem über die Belange des internen Sportvereins insofern es die Inhaftierten betraf, abgestimmt wurde. Ich hörte am Rand immer mal wieder was davon und sprach den sportlichen Leiter darauf an. Das Gremium bestand aus ihm, sechs Jugendlichen, die den Vorstand formierten und dem evangelischen Seelsorger. Ich wurde auf meine Nachfrage hin eingeladen, an einer Sitzung teilzunehmen. Die Monate zuvor war die Arbeit etwas eingeschlafen, nun jedoch gab es einige engagierte Jugendliche und regelmäßige Treffen. Letztere fanden stets in den Räumen der Seelsorge statt. Es sah dort sehr gemütlich aus, mit Sofas und einem Tisch. Zu den Treffen, an denen ich teilnahm, kamen wir, der sportliche Leiter und ich, immer etwas verspätet, während die Jugendlichen bereits dort waren und Kaffee kochten. Inhalt der Gespräche waren die Interessen der Inhaftierten mit Bezug zu den sportlichen Aktivitäten. Es gab einen Jugendlichen, der protokollierte, um die anderen Inhaftierten später über die Inhalte in Kenntnis zu setzen. Ich war von Anfang an begeistert, wie engagiert die Jugendlichen waren und dass es ein Gremium im Gefängnis gab, innerhalb dessen die Jugendlichen mitbestimmen und die eigenen Interessen vertreten konnten. Ein sehr bedeutendes Thema war das der

Auswärtsspiele mit der Fußballmannschaft sowie Spiele gegen andere Mannschaften. In der Vergangenheit hatten die Jugendlichen immer wieder einmal gegen andere Teams antreten können, was die letzte Zeit jedoch auf Grund von vermehrtem Fehlverhalten während der Trainings nicht mehr möglich gewesen war. Die Jugendlichen im Vorstand hatten deshalb selbstständig ein neues Regelwerk erstellt, welches sie nun in den einzelnen Häusern den anderen Jugendlichen vorstellen wollten. Ich nahm es so wahr, dass die Jugendlichen tatsächlich nur die Räumlichkeiten und die Struktur von den Bediensteten brauchten, um eigenständig etwas auf die Beine zu stellen. In den Monaten, in denen ich in der Anstalt war, habe ich mir immer wieder Gedanken über dieses Gremium gemacht. Es war die einzige Möglichkeit der Interessenvertretung und um selbstverantwortliches Handeln zu üben. Eigentlich genau das, was im Jugendstrafvollzug gemeinhin vermittelt werden soll. Sport war die Basis des Interesses, auf der fast alle Jugendlichen zueinander fanden. Ich dachte bei mir, dass man so ein Gremium eigentlich ausgiebiger nutzen müsste. Oder mehr Strukturen schaffen. Auf der anderen Seite könnte das schwierig sein, war es eben der Sport, der die Motivation zu den Treffen und dem Engagement ausmachte. Durch die Sitzungen der SGM verstand ich den Stellenwert, den die Jugendlichen dem Kontakt mit Externen, und wenn es nur Teams aus anderen Strafanstalten waren, beimessen. Die Möglichkeit, gegen andere anzutreten und sich mit ihnen auszutauschen, motivierte die Jugendlichen in einer Art und Weise, wie ich es sonst nur aus dem Capoeira-Projekt kannte. Ich hing gedanklich noch sehr lange an der SGM, und mich beeindruckte ebenso das Engagement des sportlichen Leiters sehr. Er hatte etwas ins Leben gerufen, was in seinem Sinn wesentlich mehr war als eine Interessenvertretung.

Körperlichkeit und Gefängnis

In den ersten Monaten, die ich im Gefängnis forschte, hatte ich das Gefühl, dass der Körper nicht nur marginalisiert wird mit Blick auf die allgegenwärtige *Disziplinierung der Körper* (Foucault 2015), die nicht vorhandene Bewegungsfreiheit und die festgeschriebene „Behandlung“ der Jugendlichen (hinsichtlich der sozialpädagogischen Interventionen und Therapieformen). Der Körper spielte keine Rolle, außer als Träger der Uniform und Mittel zum Zweck, um die alltäglichen Arbeiten zu verrichten. Mit der Negierung des lebendigen Körpers ging auch die Negierung der

körperlichen Bedürfnisse einher. Zudem fragte ich mich, was es ausmachte, dass die Körper sich in der besonderen Phase der Adoleszenz befanden, ein Übergang, der Grenzen und Grenzüberschreitungen intendiert, der innerhalb der Institution jedoch keinerlei Berücksichtigung finden konnte.

Ich fragte mich zunehmend, wie die Jugendlichen damit umgehen, dass es keinen Raum für Berührungen gab, da dies nicht genuin ein körperliches Bedürfnis ist, sondern vielmehr ein leibliches, das Bedürfnis nach Nähe und sich in der Nähe eines Anderen wohl zu fühlen. Wie fühlt es sich an, in einer Krisenzeit seines Lebens (und noch dazu während der Adoleszenz) keine Umarmung der eigenen Mutter oder anderer wichtiger Bezugsmenschen zu bekommen? Alleine in seiner Zelle zu sein und nicht die Möglichkeit zu haben, einen guten Freund zu umarmen und der Vertrautheit und Verbindung zu anderen körperlich Ausdruck zu verleihen und sich in der Empfindung des/der Anderen zu spiegeln?

Mit Blick auf Partnerschaften konnte ich mit weiterer Forschung und wachsendem Vertrauen seitens der Jugendlichen verstehen, dass einige vor der Inhaftierung eine Freundin hatten, von der sie sich aber nach der Inhaftierung, oder kurz vorher, insofern die Jugendlichen sich freiwillig dem Vollzug der Strafe stellten, trennten. Gerade zu Beginn meiner Forschung verstand ich nicht, wieso die Jugendlichen sich von ihrer Freundin trennten. So nahmen sie sich selbst, meiner Meinung nach, die Möglichkeit des Besuchs während der Zeit im Gefängnis und die Aussicht auf die Fortführung der Beziehung nach der Entlassung aus der Haft.

Im Gespräch mit den Jugendlichen verstand ich, dass es die Angst war, die die Jugendlichen dazu trieb, sich von den Freundinnen zu trennen. Die Zeit, die sie haben, um sich Gedanken zu machen, sowie die mangelnde Möglichkeit der Einsicht, was die Freundin gerade macht, und ebenso der Umstand, dass das Selbstbewusstsein in dieser Krisenzeit den Zweifeln nicht standhalten kann, führte häufig zu dieser Entscheidung. Die Jugendlichen haben mir dies häufig umschrieben als „Kopfgicke“, und dass es sie buchstäblich verrückt machen würde, an die Freundin zu denken, während sie inhaftiert seien und keinerlei Einfluss mehr hätten auf das Leben da draußen. Das ein oder andere Mal fragte mich ein Jugendlicher, ob er sich mir anvertrauen könnte und schilderte mir seine Geschichte. Es kam auch vor, dass ein Jugendlicher im Gespräch mit mir weinte, ein Jugendlicher bat mich einmal um eine

Umarmung, als er erfuhr, dass seine Großmutter gestorben war, die ihn aufgezogen hatte.

In den Interviews wurden die Freundinnen oder Ex-Freundinnen in den meisten Fällen nicht angesprochen, insgesamt schwiegen die Jugendlichen häufig über Themen wie Liebe oder Sex.

Im Laufe der Zeit nahm jedoch zu, dass die Jugendlichen in meiner Gegenwart untereinander körperlich wurden. Was mich zuerst sehr verunsicherte und woraufhin ich den Eindruck hatte, dass die Jugendlichen vielleicht homosexuelle Tendenzen hatten (was aus heutiger Sicht sehr beschämend ist, so gedacht zu haben), war, dass drei Jugendliche, mit denen ich häufig zusammensaß und sprach, während unserer Gespräche anfangen, sich die Ohren oder die Haare zu kratzen. Meist saßen die Jugendlichen nebeneinander auf dem Sofa im Besprechungsraum, während ich auf einem Stuhl saß. Sie saßen sehr eng beieinander, und bei Keksen und Kaffee schienen sie sich in meiner Gegenwart und durch den geschützten Raum zunehmend wohlfühlen. Es waren allerdings nicht nur einzelne Jugendliche, die sich gegenseitig berührten, sondern aus meiner Capoeira-Gruppe war es die Mehrheit, die im Laufe des Projektes eine empfindsame Seite zeigte. So fingen die Jugendlichen nach einigen Wochen an, sich nach dem Training zu umarmen und begrüßten einander auch auf dem Hof sehr freudig. Wie noch zu sehen sein wird (ich komme im Ergebniskapitel zum Capoeira-Projekt darauf zu sprechen), wurde es innerhalb des Trainings möglich, dass die Jugendlichen sich aneinander anlehnten oder sich auf den Beinen lagen, was ein Zeichen der Intimität war und bedeutete, dass sie das Capoeira-Projekt als geschützten Raum erlebten.

Das unerträgliche Hier und Jetzt

Das Hier und Jetzt nimmt in der Theorie um körperliche und leibliche Erfahrungen einen besonderen Bedeutungsraum ein (vgl. Lindemann in Gugutzer et al. 2017). Ebenso wichtig erwies es sich mit Bezug zu den Bewältigungsstrategien der Jugendlichen, die den Kopf abschalten oder alles vergessen wollten, und ebenso wegweisend war dieses Phänomen für das Potenzial des Capoeira-Projektes hinsichtlich des alltäglichen Erlebens und im Kampf um Bewältigung des Gefängnisalltags.

Die Drastik des bewussten Lebens im Hier und Jetzt fächerte sich in den Interviews der Jugendlichen auf und ließ erkennen, dass delinquente Verhaltensweisen, wie noch zu zeigen sein wird, im Gefängnis nicht „behandelt“ und „verringert“ werden, sondern einmal mehr notwendig sind, um das Erleben und die Gefühle, im Hier und Jetzt, zu ertragen.

Das wird besonders offenkundig, wenn man sich anschaut, welchen Stellenwert das Hier und Jetzt im Hinblick auf die leibliche Konstitution des Seins hat.

Folgende Passage eines Inhaftierten skizziert sehr deutlich, dass das Hier und Jetzt eine außergewöhnliche Bedeutung im Leben eines Häftlings hat, es gestaltet sich besonders unerträglich:

„Erinnerung an gestern, Träume von morgen, daraus besteht mein Leben – das macht mir Sorgen.“ Die Individualität, so lässt sich dieses Graffiti in einem Warteraum für Neuzugänge einer Justizvollzugsanstalt interpretieren, löst sich mit Beginn der Haft weitgehend auf: Es gibt die Vergangenheit und die Zukunft, die Gegenwart aber wird ausgeblendet. Aus gutem Grund, denn mit dem Strafantritt beginnt für die Inhaftierten eine markante Veränderung ihres Lebens. Sie sind gezwungen, ihre bisherigen sozialen Rollen weitgehend aufzugeben. Sie kommen in ein System, das sie mehr oder weniger von der Außenwelt abschneidet und dass die wenigen Kontakte nach außen kontrolliert. Der Alltag wird ab sofort bis ins Detail durch ein System formaler Vorschriften geregelt. Nahezu alles wird überwacht: der Aufenthaltsort, die Tätigkeit, die sozialen Beziehungen, die Sexualkontakte, die Kleidung, das Essen, die Arbeit und die Freizeit. Die Inhaftierten werden zu verwalteten Objekten, die aufgrund fixierter Autoritäts- und Machtbeziehungen durch eine tiefe Kluft von Entscheidungsträgern und ausführenden Organen getrennt sind. Sie leben in einer totalen Institution mit hierarchisch-antagonistischer Struktur, die ihren Ausdruck in der Gegenkultur der Gefangenen findet. Individualität und soziale Anerkennung sind in dieser Situation weitgehend auf die Ebene der Subkultur verbannt – die Gefangenen leben in ihrer eigenen Welt.“ (98 RUPERTO CAROLA NR. 5 NOV 2014— KRIMINOLOGIE, <http://heup.uni-heidelberg.de/journals/index.php/rupertocarola/article/view/17212/11029>).

Diese Passage offenbart einen Bedeutungsraum, den ich auch in der Jugendstrafanstalt antraf. Viele Jugendliche erwähnten innerhalb der Interviews oder während Unterhaltungen mit mir oder untereinander, wie unerträglich das Leben in der Jugendstrafanstalt „eigentlich“ ist. Ebenso erzählten mir zwei Jugendliche sehr

ausführlich, dass sie die meiste Zeit damit verbringen würden zu schlafen, damit die Zeit schneller rumgehen würde, und manchmal, wenn ich fragte, was die Jugendlichen die Woche über gemacht haben, antworteten sie, dass sie eigentlich nur gegessen und geschlafen hätten. Schlafen schien oft der einzige Ausweg aus der körperlichen Verortung und der Vergewisserung darüber, dass man im Gefängnis ist.

B: „Ja, und aber das ist nich schlimm, wenn ich da mal nicht hingeh. Ja (räuspert sich). Ich sag mal, die Zeit geht eigentlich schon rum. Außer am Wochenende bleibt, da gleicht sich das alles wieder aus, ja. Da bleibt die Zeit ein bisschen stehen. Und manchmal, wenn man hier mittags schläft und wenn du abends, manchmal ist bei mir, so da kann ich abends nicht schlafen, da bin ich lange wach halt bis 2, 3 Uhr. Ja. Dumm, ja. Und ich sag Ihnen ehrlich, ich hab hier auch schon, hier hab ich auch schon gekifft hier drinne. Ja, das ist nicht gut eigentlich, aber so ich hab nur gekifft, um ein bisschen den Kopf frei zu kriegen so. Ja.“ #00:41:39-4#

An dieser Passage wird deutlich, dass der Jugendliche das Schlafen nutzt, um sich der Bewusstwerdung des Alltags zu entziehen. Schwierig ist es für die Jugendlichen, wenn sie sich nachmittags hinlegen, so dass sie nachts nicht schlafen können. Der Jugendliche scheint sich dann über sich selbst zu ärgern, kann in der konkreten Situation aber keine andere Strategie des Zeitvertreibes nutzen. In diesem Zusammenhang erzählt er auch, dass er ab und zu Marihuana konsumiert. Das scheint eine Alternative zum Schlafen zu sein und ermöglicht es dem Inhaftierten, den Kopf frei zu bekommen.

„Es ist so wie es ist, kann man nix dran ändern, ich mach mir auch gar keinen Kopf mehr. Ich guck Fernsehen, ich chill, ich geh schlafen. Das ist ganz normal eigentlich. Ich bin so oder so bald draußen. Andere haben acht Jahre, andere zehn. Deswegen juckt mich das gar nicht.“

Dieser Jugendliche zählt schlafen ebenso zu seinen Hauptaktivitäten, die das Leben im Knast leichter ertragbar machen. Er sagt, das sei alles ganz normal im Knast und möchte damit darüber hinwegtäuschen, wie schlimm es für ihn ist, im Gefängnis zu sein. Das untermalt er mit dem Vergleich, dass andere acht oder zehn Jahre sitzen müssten. Damit sagt er sich selbst, es könnte noch viel schlimmer sein und dass er selbst in dieser Situation besser dran ist als viele andere. Das macht sein Erleben für

den Moment weniger schlimm, und er muss sich deswegen keinen Kopf mehr machen, da er es ohnehin nicht ändern kann. Durch kognitive Strategien, die er dem eigenen Empfinden (Trauer, Ohnmacht, Niedergeschlagen sein) entgegenstellt, unternimmt er den Versuch, das Empfinden zu beeinflussen und einen positiveren Bezug zum Leben und den Gefühlen herzustellen. Er hat sich mit seiner Situation abgefunden und seine Strategien entwickelt, das alltägliche Gefühl im Gefängnis positiv zu beeinflussen. Durch die ambivalente Argumentation (er spricht von „chillen“, muss aber immer wieder den Bezug zu Menschen herstellen, denen es noch schlechter geht) hingegen merkt man, dass dieser Vorsatz nicht greift, es bleibt auf einer rational-intentionalen Ebene und reicht nicht an die Gefühle heran. Bleibt nur, sich der Realität zu entziehen, quasi zu entschlafen.

In der Beschäftigung damit, was Schlaf ist, wurde deutlich, dass er eine Möglichkeit für die Jugendlichen darstellt, sich aus dem Hier und Jetzt mit Bezug zum bewussten Erleben, mit der leiblichen Verfassung im absolut Örtlichen (vgl. Lindemann in Gugutzer et al. 2017) zu entfernen. Während die Jugendlichen schlafen, beschäftigen sie sich weder mit den eigenen Gedanken, von denen viele sagen, dass sie die ganze Zeit kreisen und in eine unendliche Spirale aus Vorwürfen und Wut („abgefickt sein“) in einer leiblichen Disposition, einem Grundgefühl der Wut mit Bezug zum eigenen Leben, münden – so entziehen sie sich den Atmosphären (Gedrücktheit, Trauer) und dem Spüren der eigenen Situation.

Es existierten aber auch andere Strategien, wie ich im folgenden Ergebniskapitel II aufzeigen kann. Denn Drogenkonsum und Sport ermöglichten den Jugendlichen ebenfalls, den Moment in der Örtlichkeit Gefängnis zu vergessen und sich diesem Moment und der Freude daran, oder manchmal bezüglich des Sports auch Wut oder Ärger (was nichtsdestotrotz hilft, das Hier und Jetzt zu vergessen) zu verschreiben.

Ohnmachtserleben gegenüber den Beamten

Ein Grund, weswegen das alltägliche Leben in der Haftanstalt sehr belastend für die Jugendlichen war, ist die schwierige Beziehung zum Anstaltspersonal. Im direkten Gespräch mit den Jugendlichen habe ich nicht heraushören können, dass die Jugendlichen sich ohnmächtig den Bediensteten gegenüber fühlten. Es war mehr ein allgegenwärtiger Frust in Form einer alles umfassenden, kollektiven Atmosphäre zu spüren; und durch Kommentare, die erkennen ließen, dass man in der Anstalt keinem

trauen könnte, erschloss ich mir, dass sie sich nicht einlassen konnten auf die Bediensteten. Hin und wieder bekam ich eine Diskussion zwischen Jugendlichen und Angestellten mit, was jedoch nicht ungewöhnlich ist mit Bezug zum Alter der Jugendlichen und dem erzieherischen Auftrag der Angestellten. Ohnmächtig, also leidend, kamen mir die Jugendlichen nicht vor. Viele konstruierten ihre Rolle mir gegenüber derart, dass sie genau wüssten, welche Hebel sie betätigen müssen, um ihre Interessen durchzusetzen. Es waren die Nuancen in den Interviews und ethnografischen Gesprächen sowie meine Empfindungen während meines Aufenthaltes in der Strafanstalt, die erspüren ließen, dass eine Doppeldeutigkeit, eine Ambivalenz im Erleben und Fühlen lag, die allerdings nicht öffentlich, zum Beispiel mir gegenüber, geäußert wurde. Das hatte zur Folge, dass die Jugendlichen diese Erfahrungen und Gefühle verbargen und sich solche Stimmungen und Empfindungen in den Alltag und das alltägliche Erleben in Form einer leiblichen Disposition und Haltung (sowohl inkorporiert als auch mental) einschlichen und somit latent zugegen waren. Deutlich wurde dies in den Interviews, wenn die Jugendlichen von einem Standpunkt der Beschreibung aus starten, der vermuten ließ, dass ihre Situation eigentlich gar nicht so schlimm ist, bis dann zunehmend erkennbar wird, welche Facetten das Inhaftiert-Sein mit sich bringt:

„Deswegen man ist hier halt eingesperrt. Man kommt hier eigentlich kaum raus, man hat nur eine Stunde Freizeit, Stunde frei, frei Stundenhof, dann ham wa Sportangebote, die Wärter sind auch nicht sooooo korrekt, zu einem, und dann kommen halt immer die Gedanken: Was würde ich jetzt machen, wo bin ich draußen, mit wem wäre ich draußen, na ja, kommen halt auch Gedanken, was macht meine Freundin oder sowas und deswegen. Deswegen kommt auch so Psychisches, das macht dich auch kaputt hier drinnen, alles. Ich mach mir das Leben nicht so schwer. Also, ich mach mir das hier drin einfach. Ich bin, ich denk dann so: okay, ich bin hier drin, ich kann das nicht ändern, sitz hier einfach den Tag ab, und gut is. Seit Kurzem die Wärter sind korrekt zu dir, was ja auch abfuckt is, weil was hier drinnen auch schwer is, weil, wenn man keine Zigaretten hat, man muss noch warten, ein, zwei Wochen auf Einkauf, kein Kaffee, kein Fernseher, ähm, ja, und dann noch halt manchmal provozieren dich halt die Beamten hier: ich gehe jetzt nach Hause, tschüss. Geh schlafen oder so. Noch extra durch Rufanlage machen die sowas, sind so richtige Arschlöcher hier manchmal. Die holen dich manchmal raus, so sinnlose Sachen halt, wissen

Sie, wie ich mein? Putz ma das, das. Obwohl das gar nicht ihre Aufgabe ist, sondern vom Hausarbeiter ihre Aufgabe.“

Was der Jugendliche an dieser Stelle anspricht, wurde leider auch zum Teil meines Erlebens – diese Atmosphäre von Macht und Ohnmacht war allgegenwärtig. Ich habe mehrfach miterlebt, wie manche Beamte die Jugendlichen dadurch provozieren, indem sie sagen, dass sie bei dem schönen Wetter ins Schwimmbad gehen. Ich saß dann wie angewurzelt mit den Jugendlichen im Raum und wusste gar nicht, wie mir geschieht. In den ersten Wochen beschlich mich das Gefühl, dass gerade die Schließer*innen sich mit mir gegen die Jugendlichen verbünden wollten und mir gegenüber sehr abfällig über die Jugendlichen sprachen. In solchen Situationen habe ich sehr offen gezeigt, dass ich dieses Projekt für die Jugendlichen mache und so etwas auch nicht hören will. Wie ich unter dem Punkt Übertragung und Gegenübertragung genau darlege, waren die Erfahrungen bezüglich des Ohnmachtserlebens für mich lange nicht greifbar. Vielmehr bekam ich davon im wahrsten Sinne des Wortes Wind, indem ich betroffen war und mich selbst von diesen Szenarien bedroht und angegriffen fühlte, was ich zunehmend derart ausagierte, dass ich mich gegen die Bediensteten stellte und mit den Jugendlichen solidarisierte. Dadurch gab es häufiger Auseinandersetzungen mit Sozialarbeiter*innen, und ich fing im Laufe des Projektes an, so viel Zeit wie möglich mit den Jugendlichen zu verbringen, um ihnen etwas Abwechslung, zum Beispiel durch Kniffel spielen oder Karten spielen, im Haftalltag zu verschaffen. Ich nahm Verantwortung auf mich und fühlte mich immer mehr dazu verpflichtet, so viel Zeit wie ich aufbringen konnte in der Anstalt zu sein. Es dauerte einige Monate, bis mir bewusst wurde, dass ich selbst von einem latenten Gefühl der Ohnmacht geplagt war und die Anstalt mich auch lange nach Feierabend nicht losließ, ich in ihr „gefangen“ blieb, auch außerhalb der Mauern.

Gefängnis als Krisenzeit

Insgesamt konnte ich aus den Gesprächen keine direkte Verbindung zu dem herstellen, was die Jugendlichen im Gefängnis und durch das Gefängnis fühlen. Es waren häufig Schilderungen über Wut auf bestimmte Bedienstete oder eher seichte Beschreibungen dazu, dass es mit einem anderen Inhaftierten Stress gab. Innerhalb eines Interviews wurde ich jedoch stutzig. Dieser Jugendliche war sehr erzählfreudig, von Anfang an. Das erste Interview ging weit über zwei Stunden, und auch die

Gespräche, wenn wir uns in der Wohngruppe über den Weg liefen, waren schnell sehr ausschweifend. Von den anderen Inhaftierten wurde er respektiert, aber nicht sehr gemocht. Er erzählte sehr ruhig und detailliert von Gewalterfahrungen in der Familie und auf der Straße. Er behauptet von sich, in Rocker-Kreisen und im roten Milieu verankert zu sein. Er erzählte mir ebenso sehr viel dazu, wie die Anstalt funktioniert. Wie man selbst Alkohol herstellt, wie er seine Zeit damit verbringt, die Anstaltsleitung oder Beamte zu gängeln, und er kennt sich sehr gut aus, was seine Rechte sind und wie er diese der Anstaltsleitung gegenüber einfordert. Die einzige Situation im Interview, in der ich ihn als verwundbar wahrnahm und in der ich mich ihm verbunden fühlte, weil ich das Gefühl hatte, dass es ihm selbst unerträglich ist, genauer in diese Erinnerung zu gehen, betraf seine erste Zeit im Gefängnis. Er erzählte, dass er überwacht werden musste, weil er Suizidabsichten äußerte und dass das nicht ignoriert werden dürfe, von Seiten der Anstalt. Man habe ihn nachts alle zwei Stunden geweckt, um zu sehen, ob er lebt, und auch so häufiger durch das Fenster in seiner Tür geblickt. Dieser Jugendliche löste des Öfteren ambivalente Gefühle in mir aus. Zum einen war er mit Abstand der Lauteste und Aktivste, der auch während der Trainingsstunden durch den Raum sprang, auf der anderen Seite empfand ich ihn als besonders verletzlich, was ich aus heutiger Sicht so deute, dass seine sehr laute und gesprächige Art über die vielen Verletzungen und Traumata hinwegtäuschen sollte.

Rückblickend kann ich sagen, dass die erste Interviewrunde von Unsicherheit geprägt war, die zweite und dritte Runde hingegen waren rege Unterhaltungen, in denen einige Informationen zu Tage traten, die noch während des ersten Interviews negiert worden waren. So fragte ich während des ersten Interviews einen Jugendlichen, ob einer seiner Verwandten ebenfalls schon einmal im Gefängnis war, dieser verneinte. Beim zweiten Interview erzählte er von sich aus, dass sein Vater auch schon einmal inhaftiert war. Das erstaunte mich und ließ mich vermuten, dass ich zunehmend das Vertrauen der Gruppe gewann. Innerhalb der Interviews wurden auch Ängste thematisiert, die sich auf das Leben und die Herausforderungen in der Haft beziehen. So erklärte mir ein Jugendlicher, dass Konflikte im Gefängnis manchmal unmittelbar ausbrechen, ohne dass sich, aus seiner Sicht, die Möglichkeit ergibt, dem zu entkommen.

„Wenn ich immer, ich bin ehrlich, wenn ich immer von meiner Zelle rauskomme, ich sag immer: Gott, sorg dafür, dass ich mich nicht hier schlage, dass alles gut

läuft! Jeden Tag, wenn ich rauskomme, jeden Tag. Weil hier sind so Leute, die sind noch Kinder, die wollen sich irgendwie beweisen. Weil, die sind im Knast, die sind gefährlich, der kann mir nix sagen, so sind die, wissen Sie?“

Aus dem vorausgegangen Zitat treten zwei Phänomene hervor, die ich häufig aus den Schilderungen der Jugendlichen herauslesen konnte. Zum einen der Druck, den die Jugendlichen verspüren, einander zu beweisen, dass von ihnen eine Gefahr ausgeht und man sich lieber nicht mit ihnen misst oder anlegt. Das ist zum einen ein peertypisches Verhalten, was die Jugendlichen internalisiert haben, um die eigene Position deutlich zu machen und sich damit vor den Übergriffen anderer zu schützen. Dieses Phänomen konnte ich fortwährend, und ich meine allgegenwärtig, beobachten. Es war aber auch eines dieser Phänomene, was sich in meinen Leib einschrieb, in der Hinsicht, dass ich durch die Atmosphäre der Bedrohung und der damit verbundenen Bedrohlichkeit anfang, mich mit den Jugendlichen zu solidarisieren und die Sozialarbeiter*innen derart wahrnahm, dass sie eine Gefahr für mich darstellten, derer ich mich ausgesetzt fühlte. Was mich jedoch bis heute verwundert, ist die Tatsache, dass ich keinen der Jugendlichen, denen ich begegnete und mit denen ich in Interaktion trat und somit im Raum der Zwischenleiblichkeit ein Gefühl zu dem Menschen bekam, als bedrohlich wahrnahm. Mit dem Voranschreiten der Zeit wurden die Jugendlichen zu den „Jungs“, selbst mit Kenntnis der Straftaten durch die Interviews, ethnografischen Interviews und Randgespräche. Sie wurden mir vertraut, ich fühlte mich wohl, wenn wir in der Sportabteilung waren und ich das Gefühl hatte, dass dieser Raum uns vor den tagtäglichen Situationen und Atmosphären außerhalb der Sporthalle schützte.

Was ebenso in der Luft der Anstalt lag und sich auf mich übertrug, war das Gefühl der Ohnmacht den Beamten und dem gesamten System gegenüber, worauf ich folgend kurz eingehen möchte.

Körperliche Beschwerden als autoethnografische Quelle – Skizzierung einer fortwährenden, leiblichen Gegenübertragung

Das Vorhaben, eine wissenschaftliche Arbeit über „den Leib“ zu schreiben, birgt auch die Chance, den eigenen Leib als Forschungsobjekt, so wie es Gugutzer vorschlägt

(vgl. Gugutzer, Band II, S. 381f.), zu nutzen, um ein Verständnis für das Erleben der anderen zu ermöglichen. In dieser Arbeit nutzte ich meinen Körper und meinen Leib als Erkenntnisinstrument für das, was ich erlebte, was zwischen mir und den anderen leiblich geschah, und das, was (phänomenologisch) die anderen betrifft, wobei die Erkenntnis immer nur in meinem Leib gefunden und systematisch zugänglich gemacht werden kann. Was die anderen betrifft, so gibt es ein Phänomen, was zwischen Menschen stattfindet und einen Rückschluss zu Erfahrungen und Gefühlen des anderen zulässt. Dieses Phänomen heißt leibliche Gegenübertragung. Leibliche Gegenübertragungen verstehe ich wie Krätzig als Phänomene,

„die durch die Anwesenheit eines anderen Menschen im eigenen Leib hervorgerufen werden. Gegenübertragungsreaktionen dieser Art entstehen überall, unter Freunden und unter Fremden, auch beim Friseur oder in der U-Bahn. Leibliche Gegenübertragungsreaktionen entstehen als Folge eines ständig stattfindenden ‚zwischenleiblichen‘ Dialogs. [...] Die Vielheit der erlebbaren leiblichen Gegenübertragungsreaktionen ist groß: Schmerz, Druck, Spannung, Stimmungen, Gefühle, Gedanken, Wahrnehmungsveränderungen oder Phantasien sind einige Aspekte. Leibliche Gegenübertragungsreaktionen sind häufig kaum spürbar (‚als-ob‘) und sehr flüchtig, manchmal sind sie dagegen so deutlich, dass der Therapeut geneigt ist, sie der eigenen Befindlichkeit zuzuordnen und nicht als Gegenübertragung zu erkennen (z. B. Müdigkeit, Hunger, Langeweile, Gähnen, erotische Gefühle, Kopfschmerzen etc.)“ (Krätzig 2002, o. S.).

Dieses Zitat stammt nicht aus einer wissenschaftlichen Monographie, sondern ist ein Dokument eines Therapeuten, der das Konzept der Leiblichkeit, hier mit Bezug zur leiblichen Gegenübertragung, in seine therapeutische Arbeit integriert oder sie vielmehr auf diesem Verständnis aufbaut. Thomas Fuchs hat aus seiner psychotherapeutischen Praxis heraus an der Fundierung der Begriffe mit leibphänomenologischem Bezug gearbeitet und sie für die Wissenschaft nutzbar gemacht.

„Die Phänomene von Übertragung und Gegenübertragung lassen sich nicht als ‚innerpsychisch‘ und voneinander getrennt begreifen; sie werden vielmehr leiblich empfunden, mimisch und gestisch ausgedrückt, und interagieren so fortwährend miteinander“ (Fuchs 2015, S. 2).

Die Bedeutung des Phänomens der leiblichen Übertragung begegnete mir das erste Mal innerhalb einer Supervisionssitzung. Unsere Supervisorin schilderte uns

Phänomene, die sie während einer Therapiestunde an sich wahrnahm und die sie fein und behutsam aufschlüsselte, um dann letztendlich zu dem Gegenüber und anhand seiner Empfindungen und Verstrickungen in die eigene Emotionalität und des Erlebens zu den Erfahrungen (Traumata) zu kommen. Ich war damals fasziniert von ihrer Feinheit und Sorgsamkeit, mit der sie auf Menschen zuging, und wurde mir das erste Mal bewusst, dass der eigene Leib einem helfen kann, dem auf die Spur zu kommen, was mit dem Gegenüber passiert (ist), um einen Zugang zu Erfahrung und Erleben zu finden. Die Bedeutsamkeit dieses Phänomens betraf nicht nur meine Supervisionssitzungen, sondern auch das ethnografische Supervisionsverfahren, innerhalb dessen es die Aufgabe aller Teilnehmenden war, Übertragungen und Gegenübertragungen sowie Empfindungen zu der vorgestellten Sequenz (z. B. eine Notiz aus dem Feldtagebuch, das vorab an alle Teilnehmenden verschickt wird [vgl. Bonz 2016; Bonz et al. 2017]) an sich wahrzunehmen und in der Gruppe zu veräußern. Die große Chance eines derartigen Vorgehens liegt darin, das Andere in sich und das Eigene im anderen aufzudecken und somit auch „bedrohliche“ Erfahrungen zu demaskieren, in einem jeweils sorgsamem Rahmen.

Aus heutiger Sicht verstehe ich sehr gut, was passierte, während ich fast täglich im Gefängnis war und mich zunehmend mit den Jugendlichen gegen das (Justiz-) System solidarisierte und wie die Erfahrungen und Traumata der Jugendlichen auf mich übergriffen. Zum einen werde ich das im Weiteren durch die Beschreibung der Gegenübertragung aufschlüsseln. Zum anderen verstehe ich nun, dass sich die Eindrücke und geteilten Erlebnisse zu einer mich betreffenden leiblichen Disposition zusammenschlossen.

Folgend ein kleiner Ausschnitt aus einer Notiz, die ich über meine Erkenntnis hinsichtlich dessen, was sich bei mir innerhalb der ersten Monate abspielte, verfasste. Ich beschrieb das, was ich an mir feststellen konnte:

„Zum einen durch ein Engegefühl im Brustkorb, erhöhtem Stressniveau bis hin zu Gereiztheit im privaten Bereich und der Verweigerung vom Anfertigen von Notizen. Ich verspürte auch einen drängenden Wunsch, nach dem Aufenthalt im Gefängnis sofort umzuschalten und mich ganz in mein Privatleben zu stürzen. Nach einer kurzen Zeit von circa 4 Wochen fing ich an, nach dem Capoeira-Unterricht nicht mehr die Eindrücke und Regungen auf mein Band zu sprechen, sondern mich zu zwingen, nach Ankunft zu Hause in einen fiktiven

Alltag mit Freizeitritualen einzutauchen. Das hatte zur Folge, dass ich die Eindrücke nicht loslassen konnte und sie sich allen folgenden Stunden überstülpten und wie ein kleiner Schalk mein Leben beeinflussten. Das nahm ich nach einiger Zeit wiederum wahr und entschloss mich, dass es Rituale des Loslassens geben musste, die ich nach jeder Einheit Gefängnis für mich und von mir einforderte. Ich entschloss mich, das Diktiergerät sowie meinen Hund zu nehmen und eine große Runde durch den Wald zu laufen. Spannend war, dass ich ein wesentlich schnelleres Schrittempo an mir wahrnahm, als es für einen Abendspaziergang bei mir für normal üblich war. Dennoch half es mir, die Emotionen auf das Band zu übertragen, und ich kam wieder besser in meinem Alltag zurecht.

Trotzdem nahmen die schlechten und schuldigen Regungen bei mir während meiner Zeit im Gefängnis nicht ab. Ich fühlte mich fehl und verloren, eingeschränkt, beschnitten und atemlos.“

Ich war über einen sehr langen Zeitraum belastet. Zum einen konnte ich dies daran festmachen, ständig Schmerzen in der Region des Brustkorbes zu spüren und schwer atmen zu können. Es ist mir ebenso bei der Transkription meiner aufgesprochenen Protokolle aufgefallen, dass ich immer außer Atem war und ich, während ich aufsprach, so schnell lief, dass es meinem Hund nicht möglich war, mir beim Spaziergehen zu folgen. Das ist ein eher untypisches Verhalten und kann nicht alleine auf die Konzentration zurückgeführt werden, die es mir abverlangte, das Erlebte in Worte zu fassen.

Mit der Zeit stellte ich diese Veränderungen an mir fest und beschloss, dass ich meine Strategien ändern musste, um nicht den Überbau der Belastungen mit nach Hause zu nehmen. Ich fing an, weiterhin alles auf Band zu sprechen und mir immer wieder selbst zu sagen, einem Mantra ähnlich, dass ich nicht im Gefängnis sein musste und die Erfahrungen, die ich machte, nicht die mich betreffenden waren, sondern dass ich mich mehr als eine Zuschauerin, eine temporäre Besucherin, begreifen müsste. Dabei halfen mir vor allem die Supervisionen in der Gruppe, die mir sehr dezidiert aufzeigten, wie die anderen mich erlebten und ab wann ich, der Meinung der anderen nach, von mir und meinem Befinden wegging in meine emotionale Rolle und Verstrickung hinein, die mit dem Gefängnis zu tun hatten. So konnte ich auch die eigenen Ansprüche, den Jugendlichen die Zeit erträglicher zu machen, aufschlüsseln, mir vor Augen führen,

hinterfragen und mich systematisch von den mir eigenen Ansprüchen und Erwartungen distanzieren.

Es war insbesondere die Ohnmacht, die aus kleinen Passagen in den Interviews hervortraten, die ich aber folgend an kleinen Situationen aufzeigen möchte, die mich fesselten und die die Ohnmacht auf mich übertrugen, so dass ich eine Zeit lang von Gefühlen begleitet wurde, die sich erst einmal nur körperlich bemerkbar machten und zunehmend, wie oben bereits beschrieben, unerträglich wurden.

**Die totale Institution und meine totale Verwobenheit ins Feld ...
(Supervision, Gegenübertragungen, der Raum und die Atmosphäre der
Institution)**

All die Punkte und Verstrickungen, auf die ich soeben zu sprechen kam, haben ihren Einfluss auf mich, meine Begegnungen mit den Jugendlichen und mein persönliches Wohlbefinden gehabt. Wie ich unter dem Punkt Gegenübertragung schon herausgearbeitet habe, haben sich viele Stimmungen, im Schmitz'schen Sinne als Grundstimmungen und leibliche Dispositionen, über das eigene Erleben und Befinden gelegt und mich hochgradig betroffen gemacht. Auch das, was Schmitz unter Erregungen begreift als Atmosphären, die eine Richtung haben, färbte auf mich ab. Zum einen konnte ich das für mich an der Distanzierung zu meinen Erfahrungen und der Aufschlüsselung der leiblichen Gegenübertragung feststellen und be-greifen, was da mit mir passierte. Zum anderen erkannte ich an mir, durch die Bewusstwerdung und die vielen Rückmeldungen meiner Mitmenschen, dass sich mein Wesen veränderte, sprach ich von meinem Projekt und meiner Zeit im Gefängnis.

Zum ersten Mal wurde mir das in einer Gruppensupervisionssitzung bewusst. Die Supervisorin fragte mich damals, rund eineinhalb Jahre nach meinem Weggang aus dem Gefängnis, ob mir bewusst sei, dass meine Aussagen nicht changieren und ich immer in totalen Zuständen sprach. Entweder war ich total müde oder total froh, total gestresst oder total glücklich. Ich wusste zuerst nicht recht, was sie meint, und dachte bei mir, dass ich mich schon immer als jemanden wahrgenommen hatte, der sich tendenziell zwischen zwei Polen bewegt und auch eine „krasse“ Wirkung auf sein Umfeld hat.

Ihre Anmerkung ging mir nicht mehr aus dem Kopf, und ich fing an, darüber nachzudenken, was ich selbst mit dem „total“ meinte, und achtete darauf, ob es nur der Situation in der Gruppe geschuldet war, dass ich das Wort „total“ omnipräsent auf meine Stimmungen bezog oder dieses Verhalten andauerte. Tatsächlich fiel mir in den nächsten Tagen auf, dass ich ständig von totalen Dingen sprach, jedoch immer im Bezug zu mir und meinen Gefühlen. Total, dachte ich, wie die totale Institution, eigentlich total verständlich ...

Eine andere Ebene dieses Phänomens wurde mir bewusst durch eine Situation im Kolloquium. Während ich ein Fragment meiner Arbeit der Gruppe vorstellte, machte mich eine Kollegin darauf aufmerksam, dass ich aggressive Züge annahm, sprach ich von den Jugendlichen und meiner Forschung. Es war nicht mehr nur die Ebene der Versprachlichung von Erfahrung, die darauf hinwies, dass ich in einem Konflikt oder vielmehr einem Prozess steckte und eigentlich noch mit meinem Erleben gefangen im Feld war. Ich brachte diesen Zwiespalt nach außen und machte meine Umwelt betroffen. Diese Situation kam noch während einer anderen Gegebenheit auf, während der ich anfang, gereizt auf Nachfragen zu meinem Forschungssetting zu reagieren und nicht mehr nur in die Verteidigungshaltung ging (was häufiger auf Grund meiner Methoden und meines Vorhabens an sich vorkam), sondern mich bedroht fühlte von den Anmerkungen und zornig wurde oder zumindest gereizt. Ich erinnere mich, dass meine Regungen begleitet waren von Gedanken wie: „Die haben doch keine Ahnung, was ich da mache“ oder auch „die kennen die Jungs nicht mal, was wollen die denn wissen über das Leben im Knast?“ Mir war in diesen Situationen nicht bewusst, dass es kein Forscherinnen-Ich mehr gab, was vermittelnd zwischen meinen verschiedenen Rollen und Perspektiven agierte und zwischen meinem Empfinden und den Äußerungen von außen vermittelte. Ich zog mich in die Perspektive meines Erlebens mit Bezug zu den Jugendlichen zurück, erinnerte mich an mein Erleben vor Ort und war wieder betroffen von alledem, was ich dort im Gefängnis antraf. Ich nahm die Anmerkungen dazu, dass ich jetzt sehr gereizt reagieren würde, sehr persönlich, und in dem Moment dachte ich, es gäbe kein grundlegendes Problem zwischen mir und meiner ganzheitlichen Integrität und meinem Gegenüber. Es war eine Frage von Sein oder Nichtsein, Loyalität oder (Selbst-)Aufgabe.

8.2 Die Konzeption des Projektes und erste Herausforderungen

Folgend werden die Ergebnisse aus dem Capoeira-Projekt vorgestellt. Dabei baut dieses Kapitel auf verschiedenen Fragmenten auf. Als Erstes sollen noch einmal die Herausforderungen skizziert werden, die mit dem theoretischen Paradigma einhergingen. Auch hier bedeutete es, andere Wege ergänzend zu der notwendigen sprachlichen Abbildung zu beschreiten. Dementsprechend werden die Beobachtungen und die Äußerungen der Jugendlichen mit Literatur verknüpft, und das Mosaik der Ergebnisdarstellung bietet somit ein facettenreiches Abbild des Projektes. Begonnen wird mit der Umschreibung der Herausforderungen und der erneuten Darstellung der begründenden Überlegungen zu der Studie. Zunächst werden das Sampling und das Setting dargestellt und der Einstieg ins Projekt ermöglicht.

8.2.1 Begrenzte sprachliche Veräußerung des Erlebten und die Herausforderung der Ergebnisdarstellung

Wie bereits im Methodenkapitel erläutert, war es fortwährend die Frage, wie die empirischen Ergebnisse aussehen könnten. Es galt einen Weg zu bereiten, der ergründet, wie damit verfahren werden kann, dass die bedeutsamen leiblichen Aspekte des Projektes weder verbalisiert noch derart verschriftlicht werden können. Sprache als Basis und Abbildung von Realität ist ein althergebrachtes Verständnis von Wissensreproduktion. Aus der Generierung von sprachlichen Veräußerungen leiten sich, diesem Verständnis nach, die Relevanzen ab, welche die Individuen einer Sache oder einem Erlebnis beimessen. Bezüglich meines Verständnisses davon, was durch Sprache veräußert werden kann oder vielmehr, dass die Nicht-Versprachlichung nicht meint, dass etwas nicht erlebt wurde oder eine bedeutende (leibliche) Qualität innehat, rekurriere ich auf Kubles, die festhält:

„Sprachlosigkeit oder das Unvermögen der Formulierung heißt allerdings keinesfalls, dass durchgeführte Handlungen, kulturelle Körperpraxen und die dadurch erlebten Emotionen für das Individuum von geringerer Relevanz sind. Auch heißt es nicht, dass inkorporierte, unbewusst gewordene Handlungen nicht eine Botschaft nach außen transportieren und eine symbolische Bedeutung widerspiegeln können. Ein großer Teil unserer leiblichen Erfahrung ist sprachlich nicht einfach darzustellen“ (Kubles, S. 114).

Folgende Interview-Passagen sollen die Capoeira-Erfahrungen während des Projektes illustrieren. Dabei wurde versucht, Aussagen, die die Jugendlichen währenddessen getroffen haben, in das Gespräch einzubinden um so fundierter in das Gespräch einzusteigen.

I: „Huum, also, ich kann von mir sagen, ich gucke ja hier auch immer in die anderen Sportangebote rein, und ich sehe ja zum Beispiel bei Fußball, da is ja auch 'n bisi öfter immer mal ein bisschen Stress. Basketball is oft so, dass die Leute nicht so motiviert sind und ein bisi auf den Korb werfen. Aber das auch nicht so wirklich ernst nehmen und auch oft fehlt. Und bei Capoeira war es ja so, dass die meisten wirklich jede Woche da waren. Also, du warst ja auch immer da.“

B: „Ja. Wenn die nicht mitgemacht haben, sind die gekommen und saßen da. Aber die sind gekommen und saßen halt da.“

I: „Ja, das hat mich gewundert. Dass das wirklich. Also, wo ich hierhergekommen bin, und, ähm, das Projekt vorgestellt hab, haben viele sofort gesagt: Ja aber es werden nicht alle dabeibleiben. Ganz viele werden gehen.‘ Und so war es aber nicht.“

B: „Ja. Also bei dem Hip-Hop zum Beispiel, da waren es auch, glaub ich, am Anfang fast 20 Leute oder so. Und als ich dann das letzte Mal da vorbeigegangen bin, als du auch da warst, wie viele waren da noch? So sechs, sieben Leute vielleicht noch. Da haben zwei gequatscht.“

I: „Und das ist ja auch ein super cooles Projekt. Ich mein, der Os. (Lehrer), der ist richtig cool.“

B: „Ja.“

I: „Hip-Hop ist richtig cool. Ich frag mich halt, Capoeira ist ja auch nicht einfach (A. stimmt zu), ich frag mich halt, wie das gekommen ist, dass da trotzdem alle jede Woche hingegangen sind. Ne Idee?“

B: (Schüttelt den Kopf)

I: „Keine Idee?“

B: „Du?“

I: „Ich hatte das Gefühl, dass die Stimmung ganz anders war. Also, das was du eben auch gesagt hast mit dem Zusammenhalt, das fand ich ganz extrem.“

B: „Ja“

I: „Also, ich hatte das Gefühl, dass von Woche zu Woche die Stimmung besser wurde, dass alle sich gefreut haben zu sehen, so. Dahin zu kommen. Äh, zum Beispiel, der Or. Der Or. hat mir erzählt, dass nachdem ich mit euch ein bisschen Samba getanzt hab, dass er abends in seiner Zelle weitergetanzt hat und das geübt hat, irgendwie (lächelt). Und, ähm, manche erzählen mir auch, dass die auf der Zelle noch weitersingen oder klatschen oder irgendwas üben. Das ist doch schon ungewöhnlich, oder?“

B: „Das hab ich auch immer mit O. und S. so gemacht, ab und zu so ein bisschen Spaß. So ‚eylala eylala‘ und so geklatscht und so was. Ja“.

I: „Das is, das beeindruckt mich total. Das hat ja auch mit jedem hier was gemacht, also ich hab das auch bei mir selber so gemerkt, am Anfang fiel mir das sehr schwer.“

B: „Uhuuum.“

I: „Ich war die meiste Zeit auf mich wütend. Weil mein Körper sollte was machen und hat komplett was anders gemacht. Aber irgendwann war mir das nicht mehr so wichtig, weil die Stimmung in der Gruppe so super cool war. Und ich mich so darauf gefreut hab, euch jede Woche zu sehen und das mit euch zu machen“.

B: „Ja“.

I: „Also, irgendwann hat sich das bei mir so total geändert. Und ich kann aber auch nicht erklären, woran es liegt. Mich hat auch sehr gewundert, wie respektvoll die ganze Gruppe miteinander umgegangen ist. Also, ich weiß, da sind manche Leute, die glauben von dem einen oder anderen, der ist ein Picco. Oder so im normalen Leben hier drin geht man sich nicht so, ähm, sieht man sich nicht so oder will nicht miteinander chillen oder keine Ahnung. Aber da hat es trotzdem gut geklappt.“

B: „Ja.“

I: „Jeder hat mal mit dem anderen gemacht. Und es war auch vom Umgang her völlig in Ordnung.“

B: „Ja.“

I: „Und ich verstehe nicht, warum das so ist (lacht).“

B: (Lacht) „ich verstehe das auch nicht.“

I: „Würdest du sagen, dass Capoeira anders war als die anderen Angebote, oder ähnlich?“

B: „Capoeira? Was anders war jetzt da dran?“

I: „Ja, ob das anders, also hast du Capoeira von der Stimmung her anders erlebt als die anderen Projekte oder würdest du sagen, eigentlich ist Sport hier immer gleich?“

B: „Das war schon anders. Die Leute haben mehr zusammen da gemacht, (?) Ja. War schon ein bisschen was anderes.“

I: „Und hast du irgend ne Idee, warum das anders war?“

B: „Warum das anders war? Nee.“

I: „Noch keine Gedanken zu gemacht.“

B: „Nein.“

Die letzte Passage verdeutlicht, dass der Jugendliche zwar sagen kann, dass er das Projekt als anders erlebt hat, dass er „das Andere“ aber nicht konkretisieren kann. Das Einzige, was für ihn dazu beiträgt, dass das Projekt anders war, war sein Erleben, dass man mehr zusammen gemacht hat. Dieser Jugendliche erzählt vorher, dass er sich manchmal mit anderen Inhaftierten aus unserer Gruppe traf, um zu singen und zu klatschen. Das ließ mich erkennen, dass über den Unterricht hinaus Freundschaften entstanden. Das war ungewöhnlich. Das Andere kann aber auch damit zusammenhängen, dass wir die Konstellationen der Trainingspartner immer wechselten und mit der Zeit und der Vertrautheit auch Jugendliche miteinander kämpften, die sich bis dahin weder kannten noch an einem Kontakt interessiert schienen.

Aus vielen, sehr knappen Passagen trat hervor, dass es einen übergreifenden Aspekt gab, der den Jugendlichen wichtig zu sein schien und mit dem sie das Projekt charakterisierten: das Gemeinsame. Was damit in den einzelnen Fällen gemeint war, blieb teilweise, selbst auf mein Bemühen durch Nachfragen, offen. Dass es jedoch eine maßgebliche Rolle für die Gruppe spielte, dass man eine Capoeira-Gemeinschaft bildete, leitete ich aus verschiedenen Stichpunkten ab, die in den folgenden Kapiteln analysiert und systematisch interpretiert werden.

8.2.2 Grundlegende Überlegungen zu meiner Rolle im Projekt

Wie in der Einleitung angesprochen, war es für diese Arbeit notwendig, dass ich mich mit allem, was ich habe, und allem, was ich bin, in das Projekt einbringe. Es war nicht möglich, über die Effekte von Capoeira, die Dynamiken und sozialen Praktiken zu schreiben, noch viel weniger, diese zu be-greifen und zu verstehen, ohne selbst teilzunehmen, zu spüren und sich auf das Gegenüber einzulassen. Dabei war das Projekt von vornherein asymmetrisch angelegt, war meine eigene Agilität und Sportlichkeit zunächst die Kompetenz, die im Fokus der Betrachtung, der eigenen mit den ihr einhergehenden spürbaren Grenzen, und der äußeren, durch die anderen Teilnehmer, stand. Während ich mir im Vorfeld Gedanken machte, wie dies vor allem von den Jugendlichen wahrgenommen würde und ob das etwas auslösen könnte im Hinblick darauf, dass ich nicht ernst genommen würde (war ich nicht annähernd so trainiert und „in Form“ wie die meisten Jugendlichen) rückte ich immer mehr von den eigenen Voreingenommenheiten ab und realisierte, dass es zunehmend keine Bedeutung hatte, wie gut ich performte. Die Befürchtung, zu einem „schmeichelnden Spiegel“ (Bourdieu) zu werden und durch meine Unfähigkeit Sympathien zu erschleichen, nahm mit Verlauf des Projektes ab. Dass es den einen oder anderen Jugendlichen gab, der sich über meine Ausführungen der Übungen lustig machte oder sich dadurch hervortat, mir zu helfen, werde ich an späterer Stelle innerhalb der autoethnografischen Passagen im Anhang genauer betrachten.

Die allem zu Grunde liegende Frage der vorliegende Arbeit behandelt die Bedeutung des Capoeira-Projektes mit Blick auf den Körper und den Leib oder fragt vielmehr, was das Projekt bei (hier ist nicht das Innere nach dem Cartesianischen Prinzip als Träger von Erfahrung meint) und zwischen den Jugendlichen auslöste und wie das unter dem Anspruch der Resozialisierung gelesen werden kann. Bereits innerhalb der Darstellung des Designs wurde deutlich, dass die Explikation dessen, was ich erlebte,

nicht eine Realität abbilden kann dessen, was die Jugendlichen erlebten, einmal weniger, wenn man vom Einzelnen losgelöst etwas über die Gruppe sagen möchte. Letzten Endes erlebte jeder Mensch all das, was ihm geschah, für sich einzigartig, die Erlebnisse wurden zu seinen *subjektiven Tatsachen*, und dieser konstruktivistische Blick wurde fortwährend bei der Ethnografierung des Projektes beibehalten. Dennoch sah ich die Chance darin, durch die „Brille“ der Neuen Phänomenologie, Ebenen sichtbar werden zu lassen und zur Sprache zu bringen, die gemeinhin keine Berücksichtigung finden, aber durchaus eine Aussage darüber zulassen, was während des Projektes mit Bezug zu den Ressourcen innerhalb der sozialen Praktiken passiert ist.

Beim konkreten Aufbau dieses Kapitels stellte sich die Frage, wie es strukturiert werden könnte, welche Teile/ Aspekte des Projektes der Rahmung und Gliederung dienen und wie fortwährend die einzelnen Phänomene auf ihren Gehalt hin untersucht werden könnten.

Da die Capoeira in sich so viele verschiedene, zum Teil divergierende Fragmente vereint, wie zum Beispiel Angriff zu Gesang und Tanz verschmolzen im Kampf, Kooperation und Überlistung und vieles mehr, wurde die Hinterfragung dieser Teilstücke über die Zeit zum roten Faden, der durch das Kapitel führt. Anhand der Präzisierung und Untersuchung des einzelnen Phänomens konnten so die Begriffe der Neuen Phänomenologie angewendet und verbildlicht werden, was in diesem konkreten Kontext und seiner Dynamik durch die theoretischen Ausführungen offengelegt werden kann. So wurde es möglich, komplexe Sachverhalte, wie das Erlernen von Techniken, nicht derart zu beschreiben, dass eine dichte Beschreibung nötig wird, die sich über seitenlange Ausführungen erstreckt und hinsichtlich der Frage nur schwerlich auszuwerten wäre. Bedeutsamkeiten wie die *Atmosphäre der Scham*, der *Blicke* oder auch die *wechselseitige Einleibung* konnten für das Setting ergründet werden. Dabei wurden, wie bereits in den vorangehenden Kapiteln geschehen, Ausschnitte aus den ethnografischen Notizen und Protokollen sowie den Kategorien der Interviews analysiert und interpretiert. So konnten die Eindrücke und Erfahrungen systematisch nachgezeichnet werden und ermöglichen das Verständnis auf Grundlage der empirischen Daten.

Dementsprechend des beschriebenen Vorgehens werden zuerst die Fragmente des Unterrichts dargestellt, um danach auf die darüber liegende Ebene, die Effekte des Projektes zu sprechen zu kommen.

8.2.3 Vorarbeit und Feldzugang

Der Kontakt mit der JVA in Rockenberg entstand nicht erst für mein Dissertationsprojekt. Durch meine ehrenamtliche Arbeit für meinen Verein²⁹ und die damit verbundenen Vortragstätigkeiten wurde ich vom evangelischen Pfarrer 2008 eingeladen, einen Vortrag für die Inhaftierten zu halten. Es ging um meine Arbeit in Brasilien. Diese Erfahrung hat mir die diffusen Ängste im Bezug zu Strafanstalten genommen, wenn auch die Institution durch ihre Förmlichkeit und starre Struktur sowie die Überpräsenz des „strafenden Apparates“ gerade während der ersten Besuche stark einschüchternd wirkten.

Der Vortrag war damals eine durchweg positive Erfahrung, die meisten der anwesenden Inhaftierten interessierten sich für meinen Vortrag, oder auch meine Person, in jedem Fall hörten sie aufmerksam zu und ließen es sich auch nicht nehmen, später Fragen zu stellen. Was mir noch deutlich in Erinnerung ist, war ein Jugendlicher, der darauf bestand, meine Tasche zu tragen, und mir half, meinen Beamer anzuschließen (was aus heutiger Sicht zu einer anderen Bewertung und einem weniger wohligen Gefühl führen würde).

Damals hatte ich keinen weiteren Kontakt zu Bediensteten.

8.2.4 Vorstudie in einer berufsvorbereitenden (BVB) Maßnahme

Eine Vorstudie ging dieser Untersuchung voraus. Es handelte sich um ein ähnliches Projekt: Capoeira-Unterricht bei einer BVB-Maßnahme. Damals bestand das Ziel darin, erste Erfahrungen mit Beobachtungs- und Protokollierungsmethoden zu machen und sich gedanklich mit dem Thema zu befassen. Relativ schnell wurde mir bewusst, dass die Empirie sehr viel organisatorischen und zeitlichen Aufwand mit sich bringt und die Struktur einer solchen Maßnahme nicht den Verlauf der Studie begünstigt. Besonders schwierig war es im Hinblick auf die Konstanz der Teilnahme.

²⁹ Der AmiGOs e. V. setzt sich für Kinder und Jugendliche in Deutschland und Brasilien ein. Schwerpunkt der Arbeit sind die Befähigung und Unterstützung marginalisierter Kinder durch Projekte, die den Kindern Selbstvertrauen und Problemlösungskompetenz vermitteln.

Schon zu Beginn der Maßnahme war die Gruppengröße auf Anraten der Maßnahmenleitung so angelegt, dass das Wegfallen Einzelner kein Problem für die Aussagekraft, oder vielmehr den Weiterbestand der Studie, darstellte. Es war geöffnet für alle Teilnehmenden.

Das Projekt in der BVB-Maßnahme begann mit einer Vorstellung durch den Capoeira-Trainer und einiger Schüler*innen und andere Trainer³⁰, so dass die Teilnehmenden ein Gefühl dafür bekamen, was Capoeira ist und sich leichter entschließen konnten, ob sie sich für eine Teilnahme interessierten oder nicht.

Ich sprach im Anschluss an die Vorführung zu den Jugendlichen und stellte die Rahmenbedingungen im Bezug zu meiner Studie vor. Ich erklärte, dass ich ein Buch schreiben und Interviews führen würde und es wichtig wäre, dass die, die sich entschließen mitzumachen, auch dabeiblieben.

Wir hatten in der Folgewoche vereinbart, dass es eine Probestunde für alle Interessierten gab, danach „mussten“ sich die Jugendlichen entscheiden.

Wir hatten eine bunte Gruppe zusammen, Jungen und Mädchen, wobei sich ziemlich schnell abzeichnete, dass einige der Jugendlichen nur kamen, um früher mit der Arbeit aufhören zu können oder andere Jugendliche zu treffen, die während der Arbeitszeit in andere Gruppen eingeteilt waren. Es gab viele verschiedene Angebote. Viele Jugendliche kannten sich schon von den Straßen Frankfurts. Einige der jungen Männer sollten später in Strafanstalten landen. Was in diesem Projekt erstaunlich für mich war, war der Erfolg aus Sicht eines Jugendlichen, von dem die Sozialarbeiter*innen überzeugt waren, dass er nach kurzer Zeit aufgeben würde. Es war ein junger Mann, 18 Jahre alt, der eine geistige Einschränkung aufwies und zu den anderen Jugendlichen keinen Kontakt hatte. Auch wenn die Choreografien ihm anfänglich große Schwierigkeiten bereiteten, kam er jede Woche zum Training. Von Woche zu Woche konnte ich beobachten, dass das Verhalten des Jugendlichen sich änderte. Er lachte nun während des Unterrichtes und konnte den Bewegungen immer besser folgen. Anfangs schien es ihm unangenehm, wenn ich ihn begrüßte. Er senkte den Kopf und ging schnell an mir vorbei. Nach zwei Monaten kam er auf mich zu, wenn

³⁰ Noch immer ist es so, dass es zwar mittlerweile viele Schülerinnen gibt, die Gruppen werden jedoch in den meisten Fällen von Männern in verschiedenen Positionen geleitet.

er mich sah und begrüßte mich. Ich habe ihm immer wieder gesagt, dass es mich sehr beeindruckt, wie zielstrebig er übt und übt und übt. Dieser Jugendliche war der einzige, der von Beginn bis zum Ende jede Woche am Training teilnahm. Das stand meinen Erwartungen konträr gegenüber. Ich hatte erwartet, dass die Kampfsport-affinen Jugendlichen, die zu Beginn des Projektes alle sagten, dass sie das locker lernen würden, Diejenigen sein würden, die weiterhin zum Unterricht kamen. Und es hat mir auch gezeigt, dass Capoeira inklusiver ist, als ich annahm, und die Attribute, die ich ihr zuteile – die schönen graziilen Bewegungen und Sprünge, die sehr schwer zu erlernen sind –, vielleicht nicht das Vermögen der Capoeira ausmachen.

8.2.5 Vorstellung des Projektes für die Inhaftierten

Am Tag der Vorstellung des Projektes für die Inhaftierten habe ich gleich mehrere Memos auf gesprochen. Ich war mir nicht sicher, wie die Jugendlichen das Projekt finden würden, ich wusste, dass es circa 40 Anmeldungen für die Vorführung gab, mehr war mir im Vorfeld nicht bekannt. Ich hatte noch mehrfach mit Macaco (dem Capoeira-Meister) telefoniert und ihn gebeten, auf jeden Fall pünktlich zu kommen. Ich war unglaublich aufgeregt und hatte vielfältige Befürchtungen. Am wichtigsten war es jedoch, dass die Jugendlichen begeistert sind und gerne an dem Projekt teilnehmen möchten. Im Vorfeld gab es Probleme bezüglich meines Designs der Studie. Die verantwortliche Anstaltspsychologin, die das Konzept an das Justizministerium weiterleiten sollte, merkte an, dass es für sie ein unerlässlicher und sehr wichtiger Aspekt der Vorstellung sei, den Jugendlichen zu erklären, dass sie sich mit der Teilnahme an dem Projekt bereiterklärten, von mir interviewt zu werden. Sie teilte mir mit, dass die Skizze, die ich ihr zugesandt hatte, diesen (aus ihrer Sicht problematischen) Aspekt des Projektes zum Teil vernachlässigte und dies der Fokus bei der Vorstellung für die Inhaftierten sein müsste, um zu verdeutlichen, dass es diese Verstrickung gibt. Meinerseits hatte ich das nie so wahrgenommen, dass die Jugendlichen so „geködert“ würden, und es war für mich dementsprechend nicht problematisch, den Jugendlichen diese Verbindung des Projektes mit der Forschung zu vermitteln. Nachdem die Psychologin mir meine Skizze mehrfach zurückschickte, begann ich mir Sorgen zu machen, ob das Justizministerium zustimmen würde und ob die Jugendlichen das Setting vielleicht doch negativer auffassen und beurteilen würden als von mir vermutet.

Noch vor dem Betreten der JVA hielt ich fest, dass ich große Bedenken hatte, genügend Jugendliche zu finden, die teilnehmen würden, und dass ich besorgt war, ob meine Erklärungen die Jugendlichen abschrecken oder langweilen würden, weil ich sehr breit und ausführlich darauf eingehen musste. Ich fragte mich auch fortwährend, auf wen ich dort treffen würde, was das für Jugendliche sein würden, die hier inhaftiert waren, und was sie wohl begangen hatten. Was war nur im Laufe dieses kurzen Lebens geschehen?

Meine Zweifel sollten recht schnell vergessen sein.

*Als die Gruppe (bestehend aus den angereisten Kämpfer*innen, mir und dem sportlichen Leiter) komplett war, gingen wir in die Halle. Die Meister bauten einen Halbkreis aus Bänken auf, nach und nach kamen die Jugendlichen herein. Es war darüber hinaus ein Sicherheitsbeamter in der Halle, der sich sehr interessiert zeigte und Fragen zu dem Ablauf, der Capoeira und den Instrumenten stellte. Die Stimmung war damals sehr gut, wenn auch sehr aufgeregt.*

*Als die Jugendlichen die Halle betraten, stellten sie sich mit dem Rücken an die Wand, meist in kleinen Gruppen. Ich nahm die Jugendlichen so wahr, dass sie auf mich befremdlich wirkten. Ich hielt mich an den Meister und seine Schüler*innen. Mit den Meistern zusammen zu sein, war immer ein Highlight für mich, und ich war froh, an diesem Ort etwas Vertrautheit, um mich zu haben.*

Alle Jugendlichen standen weiterhin in ihren kleinen Gruppen zusammen, einige redeten laut, und ich hatte den Eindruck, dass sie auf sich aufmerksam machen wollten. Nur ein Jugendlicher stand abseits. Er sah ganz anders aus als die übrigen Inhaftierten, so vertrauenswürdig mit seinen großen Locken. Ich wunderte mich.

Dann ging es los. Macaco forderte die Jugendlichen auf, sich in einen Kreis zu stellen. Die Meister begannen zu spielen.

*Was ich nicht erwartet hatte, was mich aber sofort glücklich stimmte, war die Reaktion der Jugendlichen auf die Musik. Sie stimmten sofort ein und klatschten mit den anderen Capoeiristas mit, manche bewegten sich dazu. Die Stimmung war ausgelassen. Nach und nach gingen die Schüler*innen von Macaco zu zweit in den Kreis, um zu kämpfen. Manchen Jugendlichen konnte ich regelrecht ansehen, dass sie gerne ebenfalls sofort in den Kreis gehen und kämpfen würden.*

*Nachdem ein paar Schüler*innen miteinander gekämpft hatten, gingen die Meister in den Kreis. Sofort wurde ein schnelleres Tempo angeschlagen, die Tritte heizten mit ihrer rasanten Abwechslung die ganze Halle auf. Die Jugendlichen jubelten. Ihnen stand das Staunen ins Gesicht geschrieben. Den Höhepunkt fand die Vorführung darin, dass die Meister noch Salti und schwierige, akrobatische Figuren zeigten. Die Jugendlichen grölten und klatschten.*

Danach trat ich in die Mitte und erklärte das Setting zu der Studie. Ich erklärte, dass die Jugendlichen mit mir einmal in der Woche an dem Training teilnehmen würden und dass es wichtig wäre, dass sie sich verbindlich anmelden. Dann ging ich darauf ein, dass ich ein wissenschaftliches Buch über unser Projekt schreiben wollte, wofür ich mit jedem Jugendlichen drei Interviews führen würde. Ich versprach allen Teilnehmenden einen Anzug (für die Capoeira) und stellte zudem Workshops in Aussicht. Die Jugendlichen waren ruhig, wenn auch noch immer die Aufregung im Raum stand. Danach fügte ich hinzu, dass es in der nächsten Woche die Möglichkeit geben würde, ein Probetraining mitzumachen und sie sich danach entscheiden müssten, ob sie Teil der Gruppe werden wollten oder nicht. Ich bedankte mich, und wir lösten die Veranstaltung auf. Die Meister kamen zu mir und sagten, dass ich das sehr gut erklärt hätte, auch der sportliche Leiter äußerte seine Zufriedenheit. Er sagte, dass er sich sehr auf das Projekt freuen würde und er sich vorstellen könnte, dass viele teilnehmen wollten. Darauffolgend kamen zwei Jugendliche zu mir, die fragten, was sie machen müssten, damit sie auf jeden Fall mitmachen können. Ich sagte, dass sie in der Folgeweche kommen sollen und dass sie mit Sicherheit Teil der Gruppe werden könnten, wenn sie das wollten. Sie sollen es sich gut überlegen, weil wir erwarten würden, dass sie dann auch verbindlich über die sechs Monate teilnähmen. Die beiden Jugendlichen sagten, das sei kein Problem, und sie würden warten, bis die Teilnehmerliste in den Wohngruppen aushängt, dann würden sie sich eintragen.

Im Anschluss sprach ich mit dem sportlichen Leiter. Er fragte mich, wie ich mir das vorstellte, wenn wir zu viele Anmeldungen hätten und nach welchem Kriterium wir auswählen könnten. Ich bat ihn abzuwarten und erklärte, dass es für mich die denkbar schlechteste Lösung wäre, auszusieben.

8.2.6 Auswahl der Teilnehmer

Die Auswahl der Teilnehmer gestaltete sich sehr unproblematisch. Nachdem sich zu der Vorführung 36 Jugendliche angemeldet hatten, hatten wir die Befürchtung, dass die Anmeldungen innerhalb der darauffolgenden Woche unsere Kapazität, von maximal 15 Jugendlichen, übersteigen würde. Innerhalb der Woche hatten 16 Jugendliche sich verbindlich angemeldet, wovon drei Jugendliche im ersten Monat beschlossen, nicht mehr weiter teilnehmen zu wollen. Wir hatten der Gruppengröße von 16 Jugendlichen damals eine Chance gegeben, da es der jahrelangen Vorerfahrung des sportlichen Leiters entsprach, dass sich die Gruppe sukzessive und fortwährend verkleinern würde und ich die Befürchtung hatte, dass am Ende keine Jugendlichen mehr verbleiben würden. Tatsächlich sind die 13 Jugendlichen, die nach einem Monat dabeiblieben, bis zu ihrer Entlassung (in zwei Fällen), ansonsten bis zum Ende des Projektes in der Gruppe geblieben.

8.2.7 Bewerben bei den Bediensteten

Was von vornherein nicht eingeplant war, sich dennoch als notwendig erwies, war es, den Bediensteten der Anstalt das Projekt, und im Genauen die Charakteristika der Capoeira, vorzustellen. Durch den sportlichen Leiter wurden Zweifel bis hin zu Ängsten der Bediensteten an mich herangetragen, die aus meiner Sicht den Erfolg des Projektes, oder vielmehr den reibungslosen Ablauf, gefährdeten. So gingen wir kurz nach Beginn des Projektes in die Teamsitzungen der verschiedenen Häuser und erklärten, was genau Capoeira ist und wie das Projekt konzipiert ist. Wir beantworteten Fragen, ich nahm den Mitarbeiter*innen ihre Bedenken, indem ich von meinen Erfahrungen in ähnlichen Projekten sprach und lud alle Bediensteten ein, einmal zuzuschauen oder mitzumachen. Mit der Zeit nahm das Unbehagen der Mitarbeiter*innen ab und wir konnten sogar einige dazu gewinnen, an unserem Abschlussevent mit Vorführung teilzunehmen. Eine der Teamsitzungen war sehr besonders, aus diesem Grund schildere ich diese Situation sehr ausführlich im Anhang dieser Arbeit.

8.3 Capoeira – eine Komposition aus Tanz, Kampf und Spiel

Zu definieren was Capoeira ist, ist sowohl in der Literatur als auch im Feld der Capoeira selbst eine Herausforderung. Ist sie für manche eher Tanz, so sehen andere sie als Kampfsport, wieder andere als Performance. Dabei hat sich für die vorliegende Arbeit

gezeigt, dass genau diese Vielfältigkeit im Gegensatz zu anderen Sportarten Chancen birgt und dass es häufig nicht ausschlaggebend ist, was genau sie ist, sondern es darauf ankommt wie sie vermittelt und mit Leben gefüllt wird.

Da nicht davon ausgegangen werden kann, dass Jede*r die einzelnen Bestandteile kennt und es ebenso wichtig ist zu definieren, als was Capoeira hier verstanden wird, soll sich ihr nun theoretisch genähert werden. Begonnen wird mit einer Definition, die die Capoeira in drei grundlegende Bestandteile des „einen“ Spieles unterteilt.

Capoeira als Spiel

John Lowell Lewis teilt Capoeira in drei Teile ein. In *jogar* als „Body Play“, *Tocar* als „musical Play“ und *Brincar* als „verbal Play“. Diese Unterscheidung scheint mir sehr sinnvoll, weil die Bedeutsamkeit nicht, wie von einem Kampfsport anzunehmen, über den Körper hinausgeht, was nicht meint und meinen kann, dass der Leib nicht betroffen ist. Das macht mit Bezug zu meiner Arbeit deutlich, dass Capoeira nicht nur eine körperliche Praxis ist (in dem Sinne, dass über den Körper die leibliche Sphäre angesprochen wird), sondern ihr Bezug immer leiblich begriffen werden kann (insofern, dass es Ebenen gibt, die hier bedeutsam sind, die gar nicht über den haptischen Körper und seine fünf Sinne geschehen) hinsichtlich aller ihrer Bestandteile. Sie adressiert den heroischen und trainierten Körper, den weichen und biegsamen Körper, sie beschwört die leibliche Kommunikation und solidarische Einleibung der Partner*innen und der Spieler*innen mit den Instrumenten herauf, kurz: sie richtet sich an die Integrität aller Teilnehmenden. Um das nachvollziehen zu können, soll nun kurz auf die drei verschiedenen Bestandteile der Capoeira und den je spezifischen Aspekten eingegangen werden. Daran wird verständlich, dass die Capoeira durch ihre Durchmischung der verschiedenen Bestandteile eine große Herausforderung darstellt und nicht mit anderen Sportarten verglichen werden kann.

8.3.1 Tanz

Der Tanz mit seinen vielen Facetten ist ein vielbeforschtes Phänomen innerhalb verschiedenster wissenschaftlicher Disziplinen, mitunter in der Körpersoziologie und der Philosophie.

„Für ein Verständnis der Wirkungen von Tanz und Bewegung ist es notwendig, das dem Phänomen Tanz zugrundeliegende Konzept von Körper kurz zu skizzieren. Für die Tanztherapie bedeutsam wird der Ausgangspunkt, dass im Tanz andersartige –

vom Alltag unterschiedene – Zugangsmöglichkeiten zur Welt bestehen, dass Tanzen [...] eine andere Weise leiblich in der Welt zu sein ...' (Fritsch 1988, 10) bedeutet. Ein Schritt wird zum Tanzschritt durch die Besinnung auf die Leiblichkeit des Menschen, durch Zuwendung zum ‚Corps Vecu‘, zum gelebten und erlebten Leib. Hier kommt für eine Arbeit mit Tanz zentral das Konzept des Leibes in den Blick. Im Leib wird das Ganze von sinnhaften und sinnvollen Bedeutungen wichtig, das Zusammenspiel von Bewegen, Empfinden, Bedeuten, das Zusammenspiel von individuellem und sozialem Sein (Fritsch 1988, 40). Grundlage des Tanzes ist der Leib mit seinen Fähigkeiten der Perzeption, der Memoriation, der Reflexion und der Expression (Petzold 1988). Durch diese Fähigkeiten entwickelt sich der individuelle Leib, in dem Menschheitsgeschichte, Sozialgeschichte und individuelle Geschichte verschlungen und verschränkt sind (<http://www.dgt-tanztherapie.de/literatur.html>).

Im Bezug zum Tanz hat Capoeira vergleichbare Eigenschaften inne, wie sie Gugutzer für die Contact Improvisation herausgearbeitet hat. Bei ihr (der Contact Improvisation, hier ebenso die Capoeira) handelt es sich um zwei Elemente, die einander bedingen: der Kontakt und die Improvisation (vgl. Gugutzer 2012, S. 107). Was für die Capoeira noch einmal spezifischer ist, ist, dass Improvisation immer dann eine maßgebliche Rolle spielt, wenn frei miteinander gekämpft wird. Das beinhaltet dann den Tanz genauso wie das Spiel und den Kampf. Bedeutsam sind seine Ausführungen im Bezug zum Kontakt, da sie die beiden Ebene auffächern, das Gefühl zu mir und das Gefühl für und zu dem anderen, was ich hier um das Gruppengefühl erweitern möchte.

„Kontakt ist in doppelter Hinsicht zu verstehen: Als Kontakt mit dem eigenen Körper wie auch als Kontakt mit dem Körper des Partners. Eine Grundvoraussetzung für diesen Tanz ist die Wahrnehmung eigenleiblicher Empfindungen und Regungen. Sie ist ebenso wichtig wie die Wahrnehmung und der Kontakt zum Partner“ (ebd.).

Dabei entsteht ein Wechselspiel aus Flow, dem sich treiben lassen im Medium des eigenen Leibes, und der Kontrolle, der bewussten Lenkung des eigenen Körpers nach dem Maß, in dem wir uns spüren, und den Vorstellungen, die wir evozieren, wie das, was wir gerade tun, aussehen soll. Im Tanzen miteinander entstehen soziale Gefüge, die in Bewegung versetzt werden und die Tänzer*innen aufeinander abstimmen. Diese Erfahrungen ermöglichen ein darüber hinaus, welches jedoch erklärungs-würdig bleibt.

„Die Erfahrungen>>größer zu werden als man selbst<< (Mc Neill), >>[tief] fröhlich zu sein<< (Katz) oder eben wie hier beschrieben >>zu fließen<< sind weitaus basaler und viszeraler angelegt als symbolische Reflexion. Sie umgehen Reflexion und deren gängiges Mittel der Sprache und erfüllen die Menschen unmittelbar. Die Analytische Leistung liegt nun darin, zu zeigen, was nicht direkt gesagt werden kann, was aus diesem Modus der Erfahrung heraus nicht zugänglich ist“ (Köhler 2015, S. 81).

So wie Köhler durch die Interviews und seine Ethnografie den Sinn in der Praktik und dem Erleben innerhalb der Capoeira offenlegt, bin auch ich verfahren, immer die Frage nach dem leiblichen Erleben und Resozialisierung im Hinterkopf. Das Fließen im Tanz war für mich dabei ein bedeutendes Moment in der Capoeira, welches nicht in den Interviews verbalisiert wurde.

Ein Phänomen ließ mich sehr gut erkennen, wie sich mit der Zeit Veränderungen einstellten. Die Ginga, als Basisbewegung der Capoeira und untypische Bewegungsform, die nun kurz eingeführt wird, vermochte die Veränderung des Wohlbefindens mit Bezug zu der Performanz dieses Schrittes und ihrer Genauigkeit und Unverwechselbarkeit aufzuzeigen und es wurde mir möglich, zunehmend systematisch, zu erkennen, dass die Inhaftierten sich in die Gruppe einfanden und die Capoeira in Form der Ginga in die Leiber Eingang fand. Die Jugendlichen hatten sich darauf eingelassen und in Form antagonistischer Einleibung den Schritt integriert.

Ginga

Die Ginga ist der Grundschrift der Capoeira, die fortwährend beibehalten wird. In ihr spiegelt sich auch der Takt der Instrumente wider. Jede*r hat seine eigene Art und Weise sich zu wiegen (die Ginga wird oft als Wellenbewegung beschrieben). Sie ist eine tänzerische Komponente, die für Menschen, die noch nie mit Capoeira in Berührung gekommen sind, erstmal merkwürdig erscheint. Man wiegt sich von links nach rechts, immer ein Bein nach hinten gestellt und den dazugehörigen Arm zum Schutz vor das Gesicht gehalten. Dementsprechend wird an dem Aspekt des Schutzes dennoch deutlich, dass es sich jederzeit um einen Kampf handelt, bei dem alle Akteure aufgefordert sind, sich zu schützen und auf das, was folgt, gefasst zu machen...



Meister Macaco macht es vor

8.3.2 Kampf

An dieser Stelle wird nicht der Vergleich mit anderer Literatur oder Forschungen zu Kampfsport aufgemacht, da es den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, ohne einen Mehrwert für die vorliegende Fragestellung darzustellen. Das Besondere was nun nochmal Raum für Auseinandersetzung findet, ist die Verschmelzung von Tanz und Kampf. Diese ungewöhnliche Verbindung gibt es in dieser Weise nur in der Capoeira und es macht den Reiz aus, hin und her zu springen, zwischen der Annäherung im Tanz mit dem Anderen und der Distanzierung und dem Angriff im Kampf. Krüger spricht von einer Dichotomie. Er betont die Gemengelage durch die beiden Elemente,

„bei der die Gewichtung nicht mehr auf einem dieser beiden Aspekte liegt. So kann z.B. die erfolgreiche Darstellung von etwas [...] im (darstellenden) Kampf von Vorteil sein. Der >Gewinn< der Darstellung läge damit im Spiel selber und nicht darin, etwas >>am besten darzustellen<<.“ (Köhler 2015, S.79)

Hier wird eine Ebene sichtbar, die sehr bedeutsam für die Entwicklung innerhalb der Gruppe ist. Geht mit dem Kampf gemeinhin die Vorstellung einher, etwas oder jemanden zu besiegen, so liegt der Wert im Kampf in der Capoeira häufig in dem Spiel des Kampfes selbst als ein Changieren zwischen den „Welten“. Da sie nicht intendiert, dass aus ihr ein*e Gewinner*in hervorgeht, verleiht es einem die Entspannung, es sich zu gönnen, einfach „nur“ zu kämpfen, ohne den Drang, den anderen zu besiegen. Das ermöglicht den Freiraum für eine andere Form von Motivation und Zugang zu sich

und dem Anderen. Häufig habe ich es so erlebt, dass die Jugendlichen sich in der Roda, im Kampf, derart unterstützten, dass das Spiel ein schönes Spiel werden konnte, ohne das zu erkennen war, wer als Sieger aus der Begegnung herausgeht. Aus meinem Empfinden ist das eine Annäherung an „den Geist“ der Capoeira und eine Lossagung von Erwartungen, die andere Sportarten, wie in den Interviews zum Sport ersichtlich wurde, heraufbeschwören. In diesem Moment entsteht Sozialität im Medium der Gruppe und des Duos, was sich gegenseitig stützt.

8.3.3 Spiel

Das Spiel vereint den Kampf und den Tanz in einer Weise, dass beides miteinander im Wechselspiel steht und die Form dieser Performance von einem auf den anderen Moment um schwingen kann. So kann ein Spiel erst sehr gelassen und lustig sein und durch die Musik und in Kommunikation mit der Atmosphäre plötzlich rasant und listig werden. Dabei führt die spielerische Komponente dazu, dass jedes Spiel eine eigene Dynamik entwickelt und es so immer aufregend und herausfordernd bleibt, gegen jemanden anzutreten. Das macht nicht nur den Reiz aus, sondern kann sich bis zu einem spürbaren Knistern hochschaukeln.

An dieser Stelle ist es lohnenswert aus einer soziologischen Perspektive genauer auf das Phänomen Spiel zu schauen und anschließend zu fragen, welche Bedeutung dem Spiel unter Männern und bei der Manifestation von Männlichkeit zukommt, da das System Jugendstrafanstalt nicht nur angespannte Körper hervorbringt, sondern seine hierarchische und machtgeladene Struktur es den Jugendlichen permanent abverlangt, besonders stark und dominant, in keinem Fall schwach und empfindsam zu sein und das Spiel den Rahmen bieten kann, System-divergente Bedürfnisse auszuleben. Dabei stellt der Körper den analytischen Horizont:

„Als Gegenstand einer körpersoziologischen Analyse des Spiels bieten sich die sozialen Prägungen des Körpers sowie dessen Bedeutung als Medium des Darstellens und praktischen Handelns im Spiel an“ (Alkemeyer in Gugutzer 2017, S. 289).

Weiter führt Alkemeyer aus, dass das praxeologische, hier körpersoziologische Verständnis des Spiels als Möglichkeit dient, die „schweigsame Dimension des Sozialen“ (vgl. ebd., er bezieht sich auf Hirschauer) in Form von impliziten Praxiswissen zum Sprechen zu bringen (vgl. ebd.). Gerade das erwies sich als spannend, ist die Gefangenenhierarchie ein fluides Gefüge, was nicht verbalisiert wird

und nur begrenzt beobachtet werden kann, dennoch fortwährend reproduziert und ausgehandelt werden muss und über das Leben der Jugendlichen bestimmt.

Alkemeyer definiert mit Bezug zur Literatur und Geschichte drei Formen des Spiels. Die erste Form ist das Spiel als Gegenwelt zur Gesellschaft.

Die Capoeira kann durchaus als ein Spiel in Form von einer Gegenwelt zu Gesellschaft verstanden werden und ist aus einer der Arten Bewegung entstanden. Diese Konnotation, die z. B. von Scheuerl geprägt wurde, charakterisiert das Spiel als Gegenpart zu den strukturellen Zwängen in der Gesellschaft (vgl. ebd.). In einem gewissen Maß kann von der Capoeira Regional, insbesondere als Projekt in der Sozialen Arbeit, konstatiert werden, dass sie gerade innerhalb der hierarchischen Atmosphäre in der Jugendstrafanstalt in Form einer entgegen gerichteten Atmosphäre ihr Potenzial entfalten kann und dies gerade mit Blick auf die Resozialisierung eine Stärke ist. Im Bezug zu Bourdieu führt Alkemeyer das Spiel als Strukturübung ein und zeichnet somit das Durchdringen der Mikrostruktur durch die Makrostruktur und umgekehrt nach. Für die Capoeira bedeutet dies, dass zwar die starren und hierarchisierenden sowie marginalisierenden Strukturen der Strafanstalt auch im Capoeira-Spiel eine Rolle spielen, für mich bedeutet dies aber ebenso andersherum gedacht, dass auf der Ebene der Capoeira Strukturen hinsichtlich der eigenen Rolle verändert oder gebrochen werden können – es kann ausprobiert werden, wie sich eine jeweils andere Rolle anfühlt, und im Projekt hat sich gezeigt, dass die Ernsthaftigkeit des Spiels mit Blick auf rivalisierende Situationen durch Spaß und Improvisation häufig ausgehebelt wurde.

Gerade im Spiel konnten so Grenzen schwimmen oder innerhalb einer vertrauten Atmosphäre Zweifel oder Bedenken geäußert und vor allem bearbeitet werden.

Eine Situation, in der ein Jugendlicher sehr mutig war und seine Unsicherheit mir gegenüber ansprach, entstand während des Trainings. Es war gefordert, dass wir einander auf den Rücken nehmen und uns so über den Rücken werfen. Man musste sich für diese Übung mit dem eigenen Rücken auf den Rücken des anderen legen (zu diesem Zeitpunkt waren wir bereits alle aufgewärmt und verschwitzt), und der untere Kämpfer musste nun den oben aufliegenden Kämpfer mittels der eingehakten Arme über sich werfen, so dass dieser quasi eine Rolle rückwärts vom Rücken des anderen macht. Dies war eine der Übungen, bei der wir körperlich im wahrsten Sinne des

Wortes mit dem anderen verwoben waren. Der Jugendliche stand mir gegenüber, nachdem Macaco uns zugeteilt hatte, und sagte: „Frau Feldermann, Sie wollen das doch nicht mit einem Knacki machen?“ Ich war erstaunt über seine Aussage und fragte, wie er das meint, da wir doch eine Gruppe seien. Daraufhin lächelte er mich an und winkte mich zu sich. Seiner Äußerung entnahm ich seine Unsicherheit, und ich sah, dass er Schamesröte im Gesicht hatte. Ich denke, er hatte Angst vor einer Zurückweisung und gab mir die Möglichkeit, aus der Situation auszusteigen. Er war sichtlich erleichtert, als er mich angrinste und wir dann zu der Übung übergehen konnten. Die Situation mit Blick auf das, was sportlich gefordert war, war zwar keine genuin spielerische, was jedoch auch in der Natur der Capoeira liegt, sind die schwimmenden und changierenden Grenzen. In dieser Situation ging es um Akrobatik, allerdings waren einige Kompetenzen gefragt, die die Jugendlichen abwägen mussten und die, so will ich unterstelle, in anderen Settings zu Problemen hätten führen können. In diesen Situationen ging es also nicht um das Spiel als intentionalem Akt, sondern das Spielen bezog sich auf das Aufeinander-Einspielen, das Ausprobieren von Nähe und Distanz, das gegenseitige Heran- und Einlassen, sich im Zustand von Verschwitzt-Sein zu berühren und verantwortlich mit dem Körper des anderen umzugehen.

Exkurs I: Männlichkeit und Spiel – Männlichkeit im Spiel

Von vornherein war diese Arbeit auf das Erleben und das Verhalten junger Männer in der Situation Haft zugeschnitten. Dabei war nicht nur das Verhalten männlich konnotiert, sondern durch den Körper und die Atmosphären trat das biologische und soziale Geschlecht auf die Bühne. So selbstverständlich wie es mir nach einer Zeit erschien, mich als Frau unter ihnen zu bewegen, so selbstverständlich ist es, dass meine Anwesenheit gerade mit Blick auf mein Geschlecht etwas in der Dynamik verändert. Dabei ist es eine unbekannte Situation, wie es verlaufen wäre, wären die Inhaftierten nur unter Männern gewesen. Dennoch ist die Männlichkeit, unabhängig von meiner Anwesenheit, eine Determinante, die das Geschehen und die Riten sowie die Hierarchie qua Geschlecht ordnet. Dazu gehören „klassische“ Merkmale und Verläufe, die auf das Geschlecht zurückgeführt werden können. Ein Beispiel hierfür ist

der spielerische Umgang, der gerade im Sportbereich beobachtet werden konnte, wobei spielerisch nicht meint, dass hier nicht ernst zu nehmende Positionen und Verhältnisse verhandelt werden.

„Ein Kennzeichen zahlreicher dieser ernsten Spiele ist ihr ritualisierter Charakter. Das gilt sowohl für institutionalisierte Formen des Wettbewerbs wie wir sie zum Beispiel in studentischen Verbindungen vorfinden, als auch für informelle Formen. Auch der verbale Wettstreit ist vielfach hochgradig ritualisiert. In vielen Jugendszenen und jugendlichen Subkulturen gibt es zum Beispiel Beleidigungsrituale, die regelmäßig und mit großer Freude praktiziert werden“ (Meuser, 2008, S. 5174).

Erst sehr spät fing ich an, mich im Rahmen dieser Arbeit mit Männlichkeit³¹ auseinanderzusetzen. Gerade mit Blick auf die Capoeira wäre es nicht nur einleuchtend und sinnvoll gewesen, diese Analysekategorie mitlaufen zu lassen. Es schien auch für viele Menschen bedeutsam, die selber nicht Capoeiristas sind, aber beim Gedanken an Capoeira sofort Assoziationen im Bezug zu Männlichkeit und „doing masculinity“ (Meuser 2001) haben. Ich fing an, mich zu fragen, warum das ein Aspekt der Capoeira war, der völlig aus meinem Sichtfeld fiel, und stellte fest, dass innerhalb der Arbeit, wie ich sie konzipierte und wie ich sie für sinnvoll hielt, Gender und Geschlecht keine führenden Rollen spielen würden. Es war für mich natürlich geworden, mich in den Kreisen der Meister und der Capoeiristas zu bewegen. Meine Erfahrung hatte ich selbst nicht mit meinem Geschlecht verlinkt. Ich hatte in Brasilien Erfahrungen gemacht, die sich auf die Zuschreibung an mich als Frau, oder mitunter auch sexuell attraktiver Frau, bezogen. Ich selbst habe aber nie meine Aufmerksamkeit daraufgelegt, so dass ich auch innerhalb meiner Notizen selten darauf zu sprechen kam oder dies thematisierte.

³¹ Spreche ich, als Frau, an dieser Stelle von Männlichkeit, ist es unmöglich, nicht auch von Weiblichkeit zu sprechen. Im Hinblick auf meine Rolle in dem Forschungsprojekt und meiner Beziehung zu allen Menschen, die ich im Gefängnis antraf, verbalisiere ich fortwährend, mal mehr, mal weniger subtil, meine eigene Geschlechtlichkeit, Erfahrungen und Reflexionen, die hinsichtlich dieser Arbeit damit einhergingen. Dennoch spreche ich dem Geschlecht in dieser Arbeit keine tragende, analytische Rolle zu, da ich es nicht so erlebt habe, dass es „ein Thema“ für die Jugendlichen war, noch habe ich mich (wissentlich) aus dieser Perspektive erfahren. Oder anders gedacht, das inkorporierte Wissen ist immer zugegen gewesen, war aber nicht automatisch Teil meiner Reflexionsprozesse und wurde somit nur selten Gegenstand meiner Notizen. Dementsprechend ist es nicht korrekt zu sagen, dass mein Geschlecht oder das Geschlecht der Inhaftierten keine Rolle spielte. Vielmehr war es diese Rolle, die die Basis einer jeden Interaktion war und eine (ebenfalls) konstituierende, wenn auch nicht greifbare, Rolle spielte. Leider ist es auch noch immer eine Differenzkategorie, mit der Macht und Ohnmacht, Definitionsmacht und Diskriminierung einhergehen.

Dass Männlichkeit für die Jugendlichen im Gefängnis eine Rolle spielt, mitunter eine tragende und mit Blick auf Sozialität und Hierarchie eine konstituierende, ist nicht überraschend. Dass die Spiele und der Raum der Capoeira ebenso den Rahmen boten, andere Bereiche auszuloten und anders, empfindsam und teilweise zärtlich, miteinander zu agieren, erstaunte mich derart, dass ich in meinen Protokollen festhielt, dass die Atmosphäre manchmal homoerotisch anmutete. Dass diese Atmosphäre ein Zeichen des Vertrauens und aufeinander Einlassens war, und dass die Bedürftigkeit nach Nähe und Berührung der Jugendlichen nicht sexueller, sondern schlichtweg zwischenmenschlicher Natur war, verstand ich lange nicht.

„Homosexualität meint »the seeking, enjoyment, and/or preference for the company of the same sex« (Lipman Blumen 1976: 16), also eine wechselseitige Orientierung der Angehörigen eines Geschlechts aneinander“ (Meuser 2008, ssoar.info).

Nachdem ich mit den Jugendlichen sprach und verstand, dass die Freundschaften untereinander eben doch nur Freundschaften waren und ich die Szene fälschlich, sexualisierend gedeutet hatte, fing ich an meine Interpretationen zu hinterfragen und zu begreifen, dass ich hier Männerfreundschaften vorfand.

„Bourdieu (1997: 203) zufolge wird der männliche Habitus »konstruiert und vollendet (...) nur in Verbindung mit dem den Männern vorbehaltenen Raum, in dem sich, unter Männern, die ernstesten Spiele des Wettbewerbs abspielen« (Herv. i. Orig.). Die Spiele, die Bourdieu anführt, werden in all den Handlungsfeldern gespielt, welche die Geschlechterordnung der bürgerlichen Gesellschaft als die Domänen männlichen Gestaltungswillens vorgesehen hat: in der Ökonomie, der Politik, der Wissenschaft, im Sport, in den religiösen Institutionen, im Militär, aber auch in semi- und nicht-öffentlichen Feldern, in denen die Männer unter sich sind: in Clubs, Vereinen, Freundeskreisen. Den Frauen ist in diesen Feldern, so Bourdieu (1997: 203) weiter, eine marginale, gleichwohl für die Konstitution von Männlichkeit nicht unwichtige Position zugewiesen: Sie seien »auf die Rolle von Zuschauerinnen oder, wie Virginia Woolf sagt, von schmeichelnden Spiegeln verwiesen, die dem Mann das vergrößerte Bild seiner selbst zurückwerfen, dem er sich angleichen soll und will«.“ (Meuser, 2008, S. 5171f.).

So begriff ich, dass die Jugendlichen miteinander Männlichkeit fortschrieben, ohne dass das Verhalten für mich von außen primär männlich konnotiert war (meinen

eigenen Vorstellungen im Bezug zum Gender und doing masculinity, wie Meuser es definiert, entsprechend). Ich verstand auch, dass es meine Rolle war, diese homosozialen Strukturen durch meinen Zuspruch zu stärken und dass die Beziehung, die ich zu den Jugendlichen hatte, eine vertrauensvolle Beziehung sein konnte, da ich zu keinem Zeitpunkt eine Konkurrenz darstellte und die Jugendlichen sich mir mit ihren Stärken, die nicht genuin meine (körperlichen) Stärken waren, zeigen konnten. Ebenso schien der Wettbewerb eine stärkende Funktion für die Gruppendynamik zu haben. Meusers These diesbezüglich ist:

„dass der Wettbewerb ein zentrales Mittel männlicher Sozialisation ist und dass, so paradox das möglicherweise erscheinen mag, der Wettbewerb Männer nicht (oder nicht nur) voneinander trennt, sondern dass er zugleich, in ein und derselben Bewegung, ein Mittel männlicher Vergemeinschaftung ist“ (Meuser 2008, S. 5172).

Er konstatiert, dass diese Eigenschaften der Vergemeinschaftung ebenso durch Gewalt getragen werden:

„Dass auch ein gewaltförmig ausgetragener Wettbewerb vergemeinschaftende Effekte haben kann, ist nicht auf derartige Formen ritualisierter Gewalt begrenzt. Man findet dergleichen zum Beispiel auch bei Hooligans oder noch häufiger in dem, was die Akteure selbst als »Spaßprügeln« bezeichnen, eine spielerische Form des Wettbewerbs, wie er regelmäßig auf Schulhöfen ausgetragen wird. [...] Ein zentraler »Spieleinsatz« vor allem in den verbal ausgetragenen Wettbewerben ist die männliche Hegemonie in der heterosozialen Dimension. Im Wettbewerb der Männer untereinander hat die Behauptung männlicher Hegemonie gegenüber Frauen einen zentralen Stellenwert (Meuser 2006b). Von zentraler Bedeutung für die Einübung der kompetitiv strukturierten Männlichkeit ist die peer group der gleichaltrigen männlichen Jugendlichen. Die peer group ist lebensgeschichtlich gewöhnlich der erste homosozial geprägte soziale Raum, den sich der heranwachsende Jugendliche erschließt, ein Raum außerhalb der Familie. Hier wird die Strukturlogik des männlichen Habitus gleichsam probend angeeignet.[...] Es sind die ernstesten Spiele des Wettbewerbs, in denen Männlichkeit sich formt, und die homosoziale Gemeinschaft sorgt dafür, dass die Spielregeln in das inkorporierte Geschlechtswissen der männlichen Akteure eingehen“ “ (ebd., S. 5173 f.).

Gerade diese spielerischen Aspekte waren mir bekannt und schienen eine Chance für das Projekt zu sein, vor allem für unsichere Jugendliche und unstete Gruppenkonstellationen.

Exkurs II: Rituale als Rahmung – Skizze einer Möglichkeit zur Überwindung von Scham

Innerhalb der Kapitel zum Projekt wird die Analysekategorie Scham fortwährend einbezogen und mit Blick auf die verschiedenen Fragmente des Unterrichtes analysiert. Das leibliche Phänomen Scham wird somit als Analysekategorie genutzt, um zum einen deutlich anhand der Dynamik machen zu können, wie die Atmosphäre der Scham entstand und was sie zum anderen mit Bezug zur leiblichen Kommunikation und der Einleibung auslöst. Daraus kann abgeleitet werden, inwiefern der Moment der Scham das Potenzial birgt, sich, den Sozialraum und das Gegenüber neu zu erschließen.

Denn das Verständnis dafür, was *doing masculinity*³² meint mit betreffts dem Setting Jugendstrafanstalt, macht verständlich, wieso Macht eine so wichtige Kategorie war und wieso schambehaftete Momente, aus Sicht dieser Arbeit, eine Chance für die Resozialisierung junger, männlicher Inhaftierter darstellen. Dabei soll nun auf die Verwobenheit von Ritualen und Männlichkeit eingegangen werden, da das Projekt sich in einem rituellen Rahmen. Vielmehr kann jedes Ritual in der jeweils spezifischen Situation und dem damit einhergehenden Kontext Chancen und Risiken bergen.

Ich konnte bereits zu Beginn des Projektes erkennen, dass den Jugendlichen bestimmte Rituale bekannt waren. Dies deutete ich als eine Erleichterung für die Jugendlichen, zu manchen Zeitpunkten genau zu wissen, was verlangt wird. So änderte sich der Ablauf des Hereinkommens nie. Es war immer so, dass die Jugendlichen hausweise den Raum betraten, erst Macaco und dann mir die Hand gaben und anschließend zur Bank gingen. Ebenso konnten sich Praktiken verfestigen, die anfangs von den Jugendlichen thematisiert wurden, jedoch mit der Zeit nicht mehr hinterfragt und scheinbar als Bestandteil akzeptiert wurden. Ein

³² Siehe Ausführungen von Meuser im vorangegangenen Unterpunkt

Beispiel für einen solchen Ritus war das Ausziehen der Schuhe und Socken. Manche Jugendliche äußerte von vornherein keinen Unmut. Bei den meisten Jugendlichen hingegen war es anfangs problematisch zu fordern, dass die Schuhe ausgezogen werden. Aus meinem Verständnis geht das zum einen damit einher, dass die Füße eines Menschen häufig als hässlich empfunden werden und eine gewisse Scham mit den eigenen, nackten Füßen verbunden wird. Zudem schwitzen Füße und riechen, was die Scham noch verstärkt, ebenso wie der Anblick von ungepflegten Füßen. Für mich war es völlig normal, dass man in der Capoeira Schuhe und Socken auszieht. Dementsprechend war es das Erste, was ich tat, um mit einem guten Beispiel voranzugehen. Nach ein paar Wochen aber sagte keiner der Jugendlichen mehr etwas, und nach der Begrüßung gingen die Jugendlichen immer zur Bank und zogen Schuhe und Socken aus. Eine Situation kann dies verdeutlichen und skizziert darüber hinaus, wie wichtig nicht nur das „doing ritual“ (vgl. Gugutzer und Staack) ist, sondern inwieweit das ritualisierte Verhalten der Anderen beobachtet wurde, um die Gesamtsituation einzuschätzen.

Die Bedeutung der Überwindung von Scham, und diese auch zu äußern, greife ich fortwährend auf, da sich im Verlauf des Projektes zeigte, dass Scham zunehmend nicht mehr als Schwäche erlebt, sondern damit kokettiert und offen umgegangen wurde, was darauf hinweist, dass die Jugendlichen verstärkt das Gefühl bekamen, dass es in Ordnung ist, etwas zu fühlen, was erst einmal Unbehagen auslöst und dies nicht zur Folge haben muss, dass darauf unangenehme Situationen folgen oder das Gefühl des Unbehagens andauert oder die Beziehung zu den Anderen gefährdet. Die Scham oder vielmehr die Dynamik der Scham ließ einen Rückschluss darauf zu, welche Dynamik sich in der Gruppe abspielte und was sich über die Zeit veränderte.

8.4 Fragmentarischen Bestandteile des Capoeira-Trainings

Capoeira ist nicht nur eine Mischung aus Kampf und Tanz. Je nachdem bei welcher Schule man sie erlernt sind auch noch andere Bestandteile im Training von Bedeutung. Da können die verschiedenen Stile durchaus stark voneinander abweichen. Zu jeder Form gehört es jedoch zu lernen, die Instrumente zu spielen und die Lieder in portugiesisch zu singen. Bei der Capoeira Contemporanea, so wie sie den Jugendlichen durch Mestre Macaco vermittelt wurde, lag der Schwerpunkt auf den

Kampftechniken und der Akrobatik. Dabei war die Varianz zwischen Erlernen der Choreografien und den Tritten und dem Spiel mit gemeinsamen Musizieren ausschlaggebend für den Wechsel zwischen der Konzentration auf den eigenen Körper und sowie der leiblichen Kommunikation mit dem Partner und der Musik, innerhalb der kollektiven Atmosphäre.

Für das Projekt war es von besonderer Bedeutung, die Jugendlichen zu fordern und dennoch nicht zu überfordern. Um genauer zu verstehen wie dies gelingen konnte, sollen nun die Besonderheiten der verschiedenen Fragmente genauer betrachtet werden.

8.4.1 Training

Das Training vollzog sich immer in verschiedenen Einheiten, die jedoch von Woche zu Woche unterschiedlich von Macaco kombiniert wurden. Stets gleich war der Beginn der Stunde durch das Aufwärmen, das aus diversen Übungen bestand, daraufhin wurden die Schritte und Tritte eingeübt, entweder zu zweit oder innerhalb der Gruppenaufstellung. Das Ende jeder Stunde wurde durch die Roda, der Kreis, in dem zwei Kämpfer*innen miteinander kämpfen, flankiert.

Alle zwei bis drei Wochen kam eine Einheit bestehend aus akrobatischen Übungen hinzu, dies schien den Jugendlichen besonderen Spaß zu machen. Dazu zählten Übungen wie Flic Flac, auf den Händen laufen, Salti und viele andere (aus meiner Perspektive), sehr schwierige Figuren.

8.4.1.1. Gruppentraining

Reflexion eines Studierenden: „Die jungen Inhaftierten können durch Capoeira versuchen sich und ihre Probleme auf eine tänzerische Art und Weise darzustellen und sie somit auszulassen. Hierbei ist die Roda ein wichtiges Mittel, denn der Kreis der Gemeinschaft schützt den einzelnen.“



Das Gruppentraining nahm innerhalb der Trainings am meisten Zeit in Anspruch. Dabei wurde die Form häufig variiert. Zu Beginn einer jeden Stunde liefen wir im Kreis durch den Raum und machten dabei Dehnübungen, um warm zu werden. Dazu zählte zum Beispiel der Hopsler-Lauf oder das Sprinten, das seitliche Laufen oder der Hampelmann. Wenn wir warm waren, stellten wir uns dem Kenntnisgrad nach in Reihen auf. Das hatte zur Folge, dass ich auf Grund einiger Jahre Erfahrung in der Capoeira immer ganz vorne stehen musste. Das war mir gerade am Anfang meiner Forschung sehr unangenehm, Macaco bestand jedoch darauf. Er stand einmal mit dem Gesicht zu uns, einmal mit dem Gesicht zur Wand und machte die Bewegungen vor. In den Reihen wurden dann verschiedene Bewegungen aus der Capoeira geübt, die sogenannten Choreografien, auf Brasilianisch „sequencias“. Während dieser Praktiken gab es kaum Austausch zwischen den Gruppenmitgliedern, da das Sprechen innerhalb dieses Settings nicht geduldet wird. Hier ist es wichtig zu sagen, dass Disziplin und Disziplinierung eine wichtige Rolle in der Capoeira spielen. Macaco hingegen war meist sehr locker und ermahnte mich, da ich diejenige war, die am meisten dazwischen sprach, meistens mit einem Lächeln. Zu diesen Übungen ließ Macaco immer Musik laufen. Die Musik spielt in der Capoeira eine Hauptrolle. Sie gibt den Takt vor – und ich möchte behaupten, dass sie durch die verschiedenen Spielarten, Rhythmen, Schnelligkeiten und Instrumente, die je nach Lied hinzugefügt werden, eine maßgebliche Rolle bei der Entstehung der Atmosphäre innehat. Bei diesen Settings gelang es mir gut, mich auf mich selbst zu konzentrieren und die Bewegungen zu konstruieren. Ich spreche von Bewegungskonstruktionen, weil während dieser Einheit meine kognitive Verknüpfung davon, was ich machen soll, in

Verbindung mit dem Nachahmen und der genauen gedanklichen Vorstellung, wie das, was ich mache, aussehen soll, eine tragende Rolle spielte und vor allem funktionierte. Ich hatte einen intentional-rationalen Zugang zu mir und meinem Körper und konnte ihn durch meine Vorstellungskraft lenken. Was mir allerdings immer wieder meine Grenzen aufzeigte, waren Momente, in denen wir Übungen machen sollten, von denen ich mir nicht vorstellen konnte, dass ich es hinbekommen könnte. In diesen Situationen verlor ich häufig den Kontakt zu mir und meinem Körper und gab mich oftmals meinem Frust und dem Unverständnis über meine Unfähigkeit hin.

Diese Erfahrung steht konträr dem gegenüber, was innerhalb der Roda am Ende der Stunden passierte, in der ich über mich und meine Vorstellungskraft hinauswuchs und Bewegungen vollzog, die aus meinem Körper herausfanden, intentional jedoch für mich nicht zugänglich oder erklärbar waren. Diese Dynamiken und Erfahrungen fasse ich unter dem Begriff „Flow“ (vgl. Köhler 2015) zusammen, der es ermöglicht, die Phänomene zu assoziieren und analysieren.

In der Verknüpfung mit der Theorie war es stets sehr schwer für mich, die verschiedenen Einheiten zu bestimmen und mir der Abläufe bewusst zu werden. Innerhalb des Übens in Reihen ist es für mich noch immer einfacher und verständlicher, offenzulegen, wie das „doing choreography“ sich vollzog, welche Kompetenzen dadurch bei mir angesprochen und welche mir abverlangt wurden, was Schwierigkeiten, aber auch Erfolge waren und was sich gedanklich bei mir abspielte. In diesen Momenten war ich häufig bei mir im Sinne von mir selbst bewusst und auf mich bezogen.

8.4.1.2. Training zu zweit

Das Training zu zweit war hingegen etwas komplexer. Man war nicht mehr auf sich gestellt und bezogen, sondern der andere brachte selbst etwas mit in die Szene, er gab etwas hinein, und ich möchte behaupten, dass nun nicht mehr nur ich in mir präsent war, sondern der andere in mich hineinwirkte und so innerhalb der leiblichen Kommunikation eine gemeinsame, zwischenleibliche Atmosphäre entstand. So wie nun ein Gemeinsames entstehen konnte, so fiel und fällt es mir zu diesen Eindrücken und Erfahrungen schwer, Worte zu finden und so zu versprachlichen, was passierte. Mit jedem Partner, mit dem ich zusammen trainierte, mit jeder Stimmung, die uns ergriff, mit jeder Atmosphäre, die entstand, und mit jedem Moment, der etwas

Vertrautheit brachte, änderte sich mein Empfinden zu der Situation. Allgemein kann ich sagen, dass mit Verlauf des Projektes ich mich auch in den Trainings besser fühlte. Man konnte erkennen, dass die Interaktionen sich stetig veränderten. War es am Anfang so, dass manchmal in der einen Konstellation die Stimmung albern wurde und es einigen schwerfiel, sich zu konzentrieren, reifte mit der Zeit ein Gruppengefühl heran, was in gemeinsamen Humor und gemeinsamen Situationskomiken mündete.

8.4.1.3. Scham im Training als Mittel der Er-mächtigung über sich und den Anderen

Scham ist ein Gefühl, zu dem jede*r spontan einen Bezug, eine Erinnerung herstellen kann. Erstaunlich ist, dass der Scham im pädagogischen Kontext noch immer wenig Beachtung geschenkt wird, obwohl gerade pädagogische Settings und die Lebensphase Adoleszenz hochgradig durchzogen sind von schamhaften Gefühlen und Atmosphären.

„Während das Phänomen der Scham im Rahmen moralphilosophischer, anthropologischer, soziologischer, ethnologischer sowie psychoanalytischer Diskurse eine ausdifferenzierte Relevanz erfährt, scheint seine Bedeutung in erziehungswissenschaftlichen Reflexionen eher marginal“ (Magyar-Haas 2011, S. 277).

Ich möchte die Perspektive von Magyar-Haas erweitern. Die Scham ist nicht nur selten Bestandteil von Analysen innerhalb der Erziehungswissenschaften, sie wird insgesamt als etwas verhandelt, was unangenehm ist, was es gilt zu vermeiden, was mit Konflikten einhergeht oder tabuisiert wird. Für die vorliegende Arbeit wird Scham als ein Moment der Auseinandersetzung verstanden, durch den es möglich wird, schwierige und ungenaue Passagen einer Begegnung zu überstehen oder eben auch zu meistern sowie daraus folgend sich seiner Selbst gewahr zu werden und zu ermächtigen.

Die Veräußerung im Sinne eines Ersichtlich-Werdens kann bei jedem und jeder anders aussehen, wobei den meisten gemein ist, dass sie bei Scham erröten. Während des Trainings und des Unterrichtes mit Bezug zu mir und dem Versuch der Analyse meiner Stimmungen habe ich festgestellt, dass ich nicht von der Scham sprechen kann. So facettenreich die Scham mich überkam, vielmehr was sie mit mir machte, so

unterschiedlich gestalteten sich auch die *Situationen*³³. Landweer zeigt eine Unterscheidung auf, die aus meiner eigenen Beobachtung und Erfahrung maßgeblich für das Verständnis dessen ist, was im Bezug zur Sozialität und Ermächtigung im Projekt passierte:

„Wenn wir uns schämen, so schämen wir uns für etwas vor jemandem. Damit ist der soziale Bezug dieses Gefühls angesprochen, der aber noch mehr umfasst: Wir können von anderen beschämt werden und unsererseits andere beschämen, wir können uns für andere und vor uns selbst schämen. Über diese spezifische Sozialität der Scham hinaus lässt sich allgemeiner fragen, ob Gefühle beeinflusst werden können, um ein bestimmtes Handeln zu erreichen, und ob sie sich der Umsetzung gewisser Handlungsziele entgegenstellen können. Diese auf Machtprozesse abzielende Fragen können auf eigene und auf fremde Gefühle bezogen werden. Deshalb muss zwischen Macht in Interaktionen und Macht im Binnenverhältnis des Subjekts unterschieden werden“ (Landweer 1999, S. 2).

Für Landweer geht der Diskurs um die Scham mit einem Diskurs um Macht einher, und mit Sozialität. Wie folgend zu sehen sein wird, sind es maßgeblich die Blicke, die innerhalb des Capoeira-Projektes erst zu einer Atmosphäre der Scham geführt haben, die aus einzelnen Begegnungen bestand, aber auch als Atmosphäre über der Gruppe lag als Ergebnis der einzelnen Erlebnisse. Diese Atmosphäre und das Empfinden der Scham jedes Einzelnen wichen mit der Zeit einer Vertrautheit und dem Kokettieren mit der Scham.

8.4.1.4. Von der Scham zur Vertrautheit – die Bedeutung der Blicke

Die Capoeira beinhaltet Aspekte, die zwar durchaus alltäglich sind und somit Teil des Lebens eines jeden Menschen, jedoch innerhalb der Capoeira anders er- und gelebt werden. Der Blick war ein Phänomen, welches ich in der Capoeira anders als in jedem anderen Setting erlebt habe. Dabei kommt dem Blick eine besondere und maßgeblich konstituierende Bedeutung im Capoeira-Spiel zu. Etwas, was ich ganz zu Beginn über die Voraussetzung, Capoeira zu erlernen, verstand, war die Notwendigkeit, zuallererst den Sturz – das Fallen – zu trainieren, bevor es zum Einstudieren von Angriffen durch Tritte kommt. Mein Meister in Brasilien vermittelte mir, dass eine gute Capoeiristas sich vor allem dadurch auszeichnet, den Tritten anderer zu entkommen – und wenn

³³ Hier wird der Begriff in der Definition von Schmitz verwendet.

man fällt, weiß, wie man diesen Sturz unbeschadet übersteht. Das war auf Grund meiner fehlenden Vorerfahrung in der Kampfkunst für mich ungewöhnlich, hat mir allerdings einige Male größere Verletzungen erspart.

Der zweite Leitsatz, den ich erlernte, bezog sich auf das Gegenüber. *Lasse deine Partner nie, wirklich nie aus den Augen.* Das klingt verständlich, ist es ja eine Kampfkunst, bei der man jederzeit mit einem Angriff rechnen muss. In der Praktizierung brachte dieses Dogma zwei Herausforderungen mit sich, die ich so nicht erwartet hatte:

Erstens war es für mich, und sollte es vor allem für die Jugendlichen sein, völlig ungewohnt, einen anderen Menschen über einen verhältnismäßig langen Zeitraum unentwegt anzuschauen. Besonders merkwürdig war dies in Situationen, in denen ich gegen Leute spielte, die ich nicht kannte.

Ich empfand es häufig als unangenehm und hinderlich, mich zu konzentrieren. Was sich jedoch einstellte, sobald man sich ein wenig (besser) kannte, und das erging nicht nur mir so, war eine Art Dauergrinsen, welches das Spiel begleitete und die Spieler*innen an den Tag legten.

Was diese Empfindung verstärkte, waren die Momente, in denen man sich auf Grund einer spezifischen Bewegung bückte oder eine Drehung vorbereitete, bei der die Hände am Boden blieben, und bei denen man das Gegenüber trotzdem nicht aus den Augen verlieren durfte. Das hatte zur Folge, dass man durch die eigenen Beine, mit einer Menge Blut im Kopf, den anderen anschaute und mit den Augen folgte. Das war mir extrem unangenehm, da ich mich zum einen in eine Stellung begeben musste, bei der das Gesäß prominent in den Vordergrund trat, und ich zum anderen durch das Hervorblicken meines Kopfes (gefühlte) einmal mehr Objekt der Betrachtung wurde.

Sowohl im Training zu zweit als auch später in der Roda entstanden die Momente leiblicher Kommunikation, die vieles möglich machten im Umgang miteinander und innerhalb des emotionalen Bezuges zueinander, was darin endete, dass aus unserer Gruppe wirklich eine Gruppe wurde und die Menschen nicht nur mehr gemeinsam Sport machten, sondern Beziehungen knüpften und einander nah waren. Das der Blick bei dieser Entwicklung eine maßgebende Rolle spielt, wird durch die Neue Phänomenologie noch verständlicher, da sie den Blick als Phänomen unter den Leibern aus der alltäglichen Perspektive löst.

So verweist Schmitz auf einen Missstand hinsichtlich der Deutung des Blickes. Er sieht den Blick nicht als Phänomen, das in erster Linie auf das Sehen des Menschen unter Verwendung des Organs Auge rekurriert (wie es der Physiologismus konstruiert, vgl. (Schmitz 2015),

„sondern [der Blick ist, Anm. der Verf.] leibliche Kommunikation, die sich zu einem beträchtlichen Teil durch den Blick vollzieht, der als leibliche Regung vom Typ der Richtung sowohl am eigenen Leibe gespürt wird – sogar dann, wenn er als sogenannter >>Blick nach innen<< aus dem Umfeld abgezogen wird und nur noch der Konzentration dient, als auch am fremden Leib wahrgenommen wird; nur im Blick wird dieser andere Leib unmittelbar zugänglich [...]. (Schmitz 2015).

Diese Zugänglichkeit war die Voraussetzung dafür, dass die Körper sich in der Capoeira aufeinander einstellen und einlassen konnten, und es wurde somit möglich, immer begleitet durch die gegenseitigen Blicke, einander die Bewegungen zu suggerieren und ein Spiel aus Frage und Antwort³⁴ entstehen zu lassen. In der Capoeira gibt es zwei grundsätzliche Dinge, die es gilt in den ersten Stunden zu erlernen, da sie die Basis jeder Kommunikation innerhalb jedes Bestandteiles der Capoeira bilden: erstens das Fallen, um sich nicht zu verletzen, und zweitens das Begleiten des anderen durch den eigenen Blick und das Standhalten des Blickes des Anderen. Diesen zu beobachten und nicht aus den Augen zu lassen, hat eine pragmatische Funktion. Es wäre sehr gefährlich, den Anderen aus dem Auge zu verlieren, da man sich nicht wappnen könnte für dessen Angriffe und nicht bereit wäre, diese mit einem Gegenangriff oder einer Ausweichbewegung zu beantworten. Der zweite Aspekt, dem Blick standzuhalten, wird nicht derart vermittelt, dass der Meister darauf hinweist, welche Bedeutung es hat, einander unentwegt anzuschauen. Es ist etwas, was während der Capoeira geschieht und anfänglich zu Irritation und Unwohlsein geführt hat.

„Daher haben Blicke eine enorm bindende, suggestive, eindringliche Kraft in der Bewegung. Blicke sind wie Speere. Es ist schwer, sie lange auszuhalten; wer das nicht schafft, wendet den eigenen Blick ab oder gibt sich gefangen“ (ebd.).

³⁴ Auf die Frage darauf, was Capoeira ist, ist eine übliche Antwort, sie dadurch zu umschreiben, dass sie aus Fragen und Antworten besteht. Damit ist gemeint, dass sie sich in der Kommunikation zweier Kämpfer*innen selbst erschafft und dabei einer Logik folgt. Jemand gibt etwas hinein, bekommt etwas zurück, worauf er oder sie wieder antwortet und eine Dynamik unter gegenseitiger Bezugnahme entsteht.

Diese Aspekte der Scham betrafen auch uns innerhalb des Projektes. War es anfänglich fast unmöglich, den Blicken der Anderen standzuhalten, änderte sich diese Empfindung mit der Zeit. Von einem Unwohlsein wandelte sich das Empfinden zu einer Atmosphäre der Aushandlung. Ich würde diese Atmosphäre als elektrisierend beschreiben. Es war nicht mehr möglich, sich nicht anzuschauen. Auf das gegenseitige Blicken aufeinander reagierten viele mit einem Lachen, was meiner Erfahrung nach eine Mischung aus Unwohlsein (da ungewohnt), einem Aufforderungscharakter (im Sinne eines Aushandelns und wer den Blicken länger standhalten kann) und dem Spielen mit der eigenen Unsicherheit und der des Anderen. Was Schmitz vormals beschreibt und die Lösung der „Misere“ darin sieht, den Blick abzuwenden, machte innerhalb unseres Settings einen gewissen Reiz aus. Wir haben einander angelacht, die Unsicherheit konnte mit der Zeit einem vertrauten Lächeln weichen, was fast immer fester Bestandteil der Kämpfe wurde. Auch wenn innerhalb der Interviews erneut die Sprache an die Grenzen des beschreibbaren stieß, so kann man dennoch nachvollziehen, dass im Laufe der Zeit atmosphärisch etwas entstand, was eng an die Blicke gebunden war.

I: „Ah, ein Punkt. Ähm, das hätte ich jetzt wieder vergessen. Bei Capoeira ist es ja schon so, dass man sich im Gegensatz zu anderen Sportarten viel in die Augen guckt.“

B2: „Ja.“

I: „Wie ist das für euch?“

B2: „Am Anfang war mir das unangenehm.“

B1: „War komisch, ja.“

B2: „War, aber danach es ging.“

B1: „Und wenn ich von anderen Leute in die Augen gucken, ich muss lachen. Ich schwör.“

B2: „Ich auch.“

B1: „Ich bleib immer so lachen. Und das, ich weiß es nicht, weil. Auch das ist ein komisches Gefühl. Ich weiß nicht, was ist das für ein Gefühl, aber komisch.“

I: (Lacht)

B1: „Ich schwör.“

I: „Aber is ein blödes Gefühl oder ein gutes Gefühl?“

B1: „Nein, nein. Neeeeeein, das ist nicht blöd, die Gefühle oder schlecht oder so. Vielleicht gut, oder besser als gut. Manchmal, ich mach mit, Sie auch, und ich bleib immer so. Nur am Lachen, ich kann nicht. Weil, ja. Das ist gute Gefühl. Red ma doch (guckt B2 an; lacht mit Interviewerin zusammen).“

[...]

I: „Das, am Anfang, ist euch das total schwergefallen, oder?“

B2: „Ja.“

Das Lachen war bei vielen eine Strategie, mit der eigenen Scham umzugehen. Obwohl es für die Jugendlichen ungewohnt war, jemandem die ganze Zeit in die Augen zu schauen, hat sich keiner darüber geäußert, dass er es nicht mochte. Im Gegenteil führte das Spiel in der Roda dazu, dass beide Spieler anfangen zu lachen. Bei mir persönlich begann das Lachen häufig mit dem intensiven Blickkontakt und durchfloss dann als freudiges Gefühl meinen gesamten Leib.

8.4.2 Musik

Wie bereits angesprochen nimmt die Musik innerhalb der Capoeira eine wichtige Rolle ein. Und wie gerade bei dem Phänomen des Blickes herausgearbeitet wurde, waren es die Momente des Ungewohnten, die die Gruppe erst zu einer Gruppe machten. So verlief es auch mit dem gemeinsamen Musizieren. Es war weniger problematisch die Jugendlichen zu motivieren die Musik zu spielen und mitzusingen, dennoch war es gerade anfangs eine Herausforderung in das Musizieren Kontinuität und Ernsthaftigkeit zu bringen.

8.4.2.1 Gesang

Das gemeinsame Singen sollte im Gegensatz zu meinen Erwartungen sehr unproblematisch sein. Ich konnte, wie bereits erwähnt, schon bei der Vorführung feststellen, dass die Jugendlichen sofort in die Gesänge einstiegen. Aus anderen Erfahrungen, die ich mit der Capoeira gemacht hatte, hätte ich das nie für möglich

gehalten. Zum einen fand ich es bemerkenswert, weil ich selbst dachte, dass es die größte Hürde bezüglich des gemeinsamen Musizierens das Lernen der portugiesischen Texte würde. Was mir allerdings zunehmend bewusst wurde, war, dass die Musik selbst die Jugendlichen ansteckte und es nicht mehr bedeutsam war, in welcher Sprache gesungen wurde. Es entwickelte sich vielmehr ein Gefühl, als wäre es unsere Sprache, die es galt zu entdecken und durch die Gruppe Leben einzuhauchen. Aus meiner heutigen Perspektive hatte ich ein sehr bildungsbürgerliches Bild davon, was geschehen würde oder eher, an welcher Stelle sich Probleme entwickeln könnten. Ich unterschätzte sowohl die Jugendlichen als auch die Stärken der Capoeira hinsichtlich der Atmosphären und ihrer Besonderheiten.

Ich selbst hatte, ehrgeizig wie ich bin, immer sehr verkrampft gesungen, was paradoxerweise mit zunehmenden Portugiesisch-Kenntnissen nicht ab-, sondern zunahm und mich mehr und mehr hemmte. Noch heute ist es so, dass ich knallrot werde, wenn ich alleine singen muss. Es ist Usus in der Capoeira, dass die Texte erst vom Meister vorgesungen und danach in der Gruppe ausprobiert werden. Darauf folgt meistens ein Durchgang, in dem jede*r Einzelne die Strophen zum Klang des Berimbau singen muss. Ich dachte, dass das ein Moment sein könnte, in dem die Jugendlichen sich verweigern. Ich lag falsch. Ganz im Gegenteil war es so, dass die Jugendlichen, die sich mochten, sich gegenseitig anfeuerten und jene, die mit dem Singen an der Reihe waren, meist sehr laut sangen und sich einen Spaß daraus machten. Nun könnte man dieses Verhalten so deuten, dass es ein alterstypisches machtherstellendes Verhalten ist und es auch dazu dient, sich angstfrei und unbeeindruckt zu zeigen. Dieses Verhalten der Jugendlichen war mir aus anderen Situationen außerhalb der Capoeira bekannt, und ich möchte noch immer behaupten, dass es der Spaß an der Sache war, der die Jugendlichen singen ließ.

8.4.2.2. Klatschen

Das Klatschen war, ebenso wie das Singen, Bestandteil des gemeinsamen Musizierens und vor allem für die Atmosphäre in der Roda am Ende des Trainings bedeutend. Da das Klatschen nur ein integrativer Bestandteil der Musik war, wurde es nicht von den Jugendlichen gesondert thematisiert und in der Literatur zu Capoeira nimmt es auch keinen ausgewiesenen Platz ein. Dennoch erzählten ein paar Jugendliche, dass sie das Singen und Klatschen manchmal in der Wohngruppe üben

würden und innerhalb der Roda konnte man erahnen, wie die Stimmung in der Gruppe war, je nachdem wie eifrig die Jugendlichen klatschten oder eben nicht.

8.4.2.3. Instrumente

Wie wichtig das Singen und das Klatschen für die Jugendlichen über die Zeit wurde, zeigte sich daran, dass der gemeinsame Gesang mit zunehmender Projektlaufzeit die Räumlichkeiten des Sportbereiches verließ und die Jugendlichen auch außerhalb der Capoeira-Trainings miteinander musizierten. Der sportliche Leiter erzählte mir nach ein paar Wochen, dass die Jugendlichen nach dem Training beim gemeinsamen Duschen im Sportbereich die Capoeira-Lieder singen und dabei klatschen würden und er es noch nie erlebt hätte, dass es eine so ausgelassene Stimmung gäbe. Als ich einen Jugendlichen darauf ansprach, was ich über die Anderen gehört hatte, bestätigte er dies auch für seine Wohngruppe:

I: „Also, ich hatte das Gefühl, dass von Woche zu Woche die Stimmung besser wurde, dass alle sich gefreut haben zu sehen, so. Dahin zu kommen. Äh, zum Beispiel, der O.. Der O. hat mir erzählt, dass, nachdem ich mit euch ein bisschen Samba getanzt hab, dass er abends in seiner Zelle weitergetanzt hat und das geübt hat, irgendwie (lächelt). Und, ähm, manche erzählen mir auch, dass die auf der Zelle noch weitersingen oder klatschen oder irgendwas üben. Das ist doch schon ungewöhnlich, oder?“

A: „Das hab ich auch immer mit O. und S. so gemacht, ab und zu, so ein bisschen Spaß. So ‚eylala eylala‘ und so geklatscht und so was. Ja.“

8.4.2.4. Trommeln

Die Trommeln kamen nur während des Musikunterrichtes oder zu besonderen Gelegenheiten, wie dem Abschlussevent, der Taufe, zum Einsatz. Dabei zeigten sich viele Jungen besonders begabt und hatten großen Spaß am Trommeln. Sie wurden nicht gesondert in den Interviews thematisiert und aus meiner Sicht war es das Zusammenspiel der beteiligten Instrumente, die die besondere Atmosphäre haben entstehen lassen. An dieser Stelle werde ich den Bogen auf Grund des speziellen Erkenntnisinteresses nicht weiterspannen, obwohl Trommeln eine besondere Wirkung auf das Empfinden haben.

8.4.3 Roda

*„Jenes Gefühl: ‚Ich bin der Mittelpunkt der Welt!‘ tritt sehr stark auf, wenn man plötzlich von der Schande überfallen wird; man steht dann da wie betäubt inmitten einer Brandung und fühlt sich geblendet wie von einem großen Auge, das von allen Seiten auf uns und durch uns blickt.“ *Friedrich Nietzsche*



Die Roda ist das Spiel, bei dem sich zwei Spieler*innen in die Mitte begeben und zum Takt und Rhythmus des Berimbau miteinander kämpfen. Häufig ist die Roda das Highlight, auf das in den Stunden hintrainiert wird. Dadurch, dass alle Mitspieler*innen sich aktiv am Geschehen durch das Klatschen und Mitsingen beteiligen, sind sie ebenso Createure dieser Situation und haben daran Anteil. Die Roda ist nicht mehr Teil des Trainings, da in ihr alles das ausprobiert wird, was bisher erlernt wurde. Sie ist der Schauplatz und die Möglichkeit, sich auszuprobieren. Dadurch, dass dies unter den Augen der anderen geschieht, war es für mich immer sehr aufregend, in die Roda zu gehen. Häufig habe ich sehr lange gebraucht, um mich überhaupt zu trauen, und es war mir sehr unangenehm, dass ich auch bald an der Reihe sein würde. Bevor man in den Kreis tritt, um zu kämpfen, hockt man sich mit seinem Gegenspieler oder seiner Gegenspielerin an die Füße des Meisters. Das ist ein Ritual, was dem Verständnis der Capoeira Regional nach nicht umgangen wird. Bei Meister Macaco kam es dennoch vor, dass die Schüler das Spiel „kaufen“ konnten, indem sie in den Kreis traten, um zu signalisieren, dass sie nun ablösen wollten. Wenn dies deutlich gemacht wurde, trat

ein Spieler zurück, die anderen beiden (mitunter der, der das Spiel vorher von dem anderen Spieler kaufte) hocken sich ebenfalls an die Füße des Meisters. In Brasilien ist es üblich, sich, bevor man in den Kreis geht, zu bekreuzigen. Das beruht auf dem Prozess der Synkretisierung³⁵ und ist für die Spieler*innen ein Zeichen des Respekts vor der Capoeira vor allem in Kenntnis davon, dass ein Spiel eben auch ernst werden kann. Was die Roda jedes Mal wieder für mich besonders macht, ist der Fakt, dass ab dem Eintreten in den Kreis alles andere um mich herum verschwimmt und ich nur noch meine Regungen wie Glück und überkommene Freude und mein Gegenüber als Verstärker dieses Augenblickes wahrnehme. In diesen Momenten habe ich nicht mehr darüber nachgedacht, was ich machen soll oder wie ich mich zu verhalten habe. Besonders spannend ist, dass ich in Brasilien, wenn ich zum Beispiel gegen meine Meisterin antreten musste, so nervös war und es so gut machen wollte, mir es häufig nicht gelungen ist meinen Kopf abzuschalten. Dies hatte zur Folge, dass ich weder angreifen noch reagieren konnte und sehr häufig nach einigen Fehlern die Roda enttäuscht verließ. Im Projekt mit den Jugendlichen erging es mir anders. Ich hatte das Gefühl, dass wir alle, obwohl manche besser, manche schlechter spielten, sich alle auf einem Level befanden, was dazu führte, mich dem Flow der Roda hinzugeben.

„Durch das Ineinandergreifen von rhythmischer, gemeinsamer Bewegung zu Musik entstehen bei dem zentralen Event der capoeira, der roda, Situationen, die flow-Erlebnisse begünstigen bzw. überhaupt evozuieren. Das Spiel zu zweit, der jogo, erzeugt individuelle Erfahrungen des Einzelnen, die aber in ihrer Qualität, Freude zu erzeugen, von fast allen Spielern geteilt werden. Durch die gemeinsame Erfahrung des >>Fließens<< und der >>Befreiung<< durch das Spiel als solches, wird eine Gemeinschaft formiert und deren Charakter geprägt“ (Köhler 2015, S. 7).

Wenn ich später die Roda verließ, fühlte ich, wie der Stolz in mir aufstieg und ich sehr froh war, mich in den Kreis getraut zu haben. Ich merkte auch häufig während des Spiels, dass ich ein breites Lächeln im Gesicht trug, was ich als solches nicht wahrnahm, sondern fühlte, dass mein ganzer Körper in Aufruhr und freudiger Erwartung dessen war, was nun geschehen würde. Die Konzentration auf das Gegenüber und der Versuch, immer einen Schritt voraus zu sein, ließ zwischen mir

³⁵ Hier gemeint ist die (erzwungene) Verschmelzung vom christlichen Glauben und dem selbst erwählten Glauben an afrikanische Naturreligionen, die Folge der Versklavung und Christianisierung war

und meinen Partnern häufig eine Innigkeit entstehen – bedingt durch das Überraschungsmoment. Am besten lässt sich dieser Moment mit dem Ad hoc der Zwischenleiblichkeit umschreiben. Der Mut, den meist einer der Teilnehmer zuerst zeigte, griff somit auf den anderen über; und es konnte eine Dynamik entstehen, die suggerierte, dass man sich ausprobieren könnte, ohne dabei zu riskieren, zurückgelassen zu werden. In diesen Momenten überkam mich häufig ein Gefühl der Komplizenschaft, aber auch der Lust daran, den anderen auszutricksen und somit dem Spiel noch mehr Brisanz und Überraschung beizufügen.

Dies führt sowohl zu Freiheit und Überwindung der Angst durch die Verschränkung mit dem anderen wie auch Transzendenz und Resonanz in der gegenseitigen Einleibung der Akteure und den Instrumenten.

Als ich die Jugendlichen zu der Roda befragte, habe ich festgestellt, dass es ihnen ähnlich wie mir erging: es fiel schwer, Worte zu finden. Wie auch in den Umschreibungen des Projektes insgesamt, z. B. durch Beschreibungen wie „brutal“ (was für die Jugendlichen extrem positiv konnotiert ist) drückten sie aus, dass sie dem Projekt viel Wert beimaßen.

I: „Ähm, was würdet ihr sagen, wie habt ihr euch gefühlt, wenn wir hinterher in der Roda gespielt haben? Wenn wir hinterher im Kreis gemacht haben?“

2: „Das, das, das macht richtig Spaß. Das kann man auch vielleicht auch lernen. Zum Beispiel Positionen und so. Und, ja, auch. Was soll ich sagen. Red mal doch du.“

1: „Ich weiß nicht, ist halt krass.“

Der Verweis darauf, dass die Roda für den Jugendlichen „krass“ war, zeichnet aber nicht nur ab, dass es ihm gefiel. Kurz darauf erklärte er, was daran genau krass, im Sinne einer Herausforderung, für ihn war:

2: „Du weißt gar nix.“

1: „Ich war halt immer nervös.“

I: „Du warst immer nervös?“

1: „Ja.“

2: „Mann, nein.“

1: „Ich war ein bisschen nervös, ich weiß nicht, warum.“

2: „Auf jeden Fall. Ich auch! Aber ich weiß es nicht, warum. Du hast recht.“

1: „Wie hat sich das genau angefühlt?“

1: „Ooooh, ich weiß nicht.“

1: „Ganz genau, beschreib mir mal dieses Gefühl.“

1: „So ein Kribbeln, Alder, innen drinne.“

2: „Ja, genau, das ist ein komisches Gefühl.“

1: „Ja, und ich wollte lachen immer (beide schlagen ein und lachen).“

2: „Genau, ich lach, was kann ich machen, weißt du. Und dann, ich guck Leute auch. Leute, die gucken mich, die lachen von mir dies und das. Das ist ein komisches Gefühl, am Anfang war richtig komisches Gefühl. Jetzt auch ein bisschen, nicht 100 Prozent, aber geht schon.“

Die Jugendlichen wissen zunächst nicht, wie sie sich verhalten sollen, einer fühlt sich beobachtet und deshalb komisch. Unter den Augen der anderen spitzt sich die Nervosität zu und steigert sich bis hin zu einem guten Gefühl. Mit der Zeit aber ließ das komische Gefühl nach, er fühlt sich nun zunehmend wohler, wenn er in die Roda geht. Obwohl die Roda diesen Aspekt aufweist, der es unmöglich macht einzuschätzen, was als Nächstes passiert, wird durch die routinierte Form und den ritualisierten Ablauf Vertrauen bei den Jugendlichen hergestellt – man bekommt das Gefühl, zunehmend zum Experten zu werden und zu verstehen, was gerade vor sich geht. Das führt trotz Nervosität dazu, dass die Roda von Mal zu Mal positiver erlebt wird und durch das gemeinsame Agieren besondere Momente entstehen.

1: „Aber das ist immer noch aufregend, oder?“

1: „Ja.“

2: „Ja. Kann man so sagen, ja.“

1: „Und was glaubt ihr, womit hängt das zusammen?“

1: „Ich weiß nicht.“

2: „Oh mein Gott, der lässt mich jetzt eine Stunde nur alleine reden. Jetzt, der sagt, ich weiß nicht, ok, ich antworte jetzt (beide lachen).“

1: „Was war denn die Frage?“

1: „Womit hängt das zusammen, dass das in der Roda so ist, dass alles kribbelt und dass man sich so komisch fühlt.“

1: „Weil so viele einen angucken, denke ich.“

Der Jugendliche bezieht seine Nervosität darauf, dass alle ihn ansehen; und mit der Gewissheit, von allen betrachtet zu werden, geht das Schamgefühl einher, welches seinerseits wiederum die Nervosität begründet. Wie zuvor ist dieses Gefühl, die Betroffenheit der eigenen Regung nicht genuin unangenehm, zunehmend breitet sich eine Leibesinseln in Form eines Kribbelns aus, mit der Zeit wächst das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und es wird zunehmend angenehmer, die Blicke der anderen zu spüren.

Die Roda als der Moment, in dem die improvisatorischen Komponenten zum Tragen kamen, war auch der Rahmen der Interaktion außerhalb festgelegter Choreografien. So konnte der Raum als sozialer Raum maßgeblich füreinander geöffnet und Ressourcen gestärkt werden, wobei letztere die Dynamik in der Gruppe, aber auch die Kompetenzen jedes Einzelnen unterstützten. Bourdieu spricht hinsichtlich homosozialer Gruppen mit der kompetitiven Struktur eben dieser Gruppen auch von „Partner-Gegnern“ (Bourdieu 2012), die sich gegenüber treten. Das betrachtend, was in der Roda geschah, ist diese Umschreibung sehr zutreffend, fächert sie zwei Ebenen der Begegnung und der (emotionalen) Bezugnahme zueinander auf, die verstehbar macht, wie Sozialität gerade in diesem kompetitiven, partnerschaftlichen Kontext entstehen konnte. Die Roda ist der Moment, in dem jede*r für sich entscheiden muss, wie er oder sie sich verhält, welche Bewegungen hineingegeben (und dementsprechende Anforderungen an das Gegenüber gestellt) werden, und was er oder sie davon aufnimmt, um daran anknüpfend wieder zu reagieren. Dieses Wechselspiel ist, entgegen der Intention des Begriffs Entscheidung, keine kognitiv-rationale Abwägung, welche Bewegung vollzogen wird, sondern ein intuitiver Vorgang, der im Fluss der zwischenleiblichen Kommunikation dazu führt, sich einzulassen und mitzugehen, zu handeln und abzustimmen.

8.4.4 Batizado

Die Batizado (Taufe) war nicht nur für die Jugendlichen ein herausragender und aufregender Tag. Die Batizado war auch das offizielle Ende des Projektes und sollte von unserer Gruppe und mit unserem Besuch besonders gefeiert werden. Wie es in der Capoeira üblich ist, werden die neuen Capoeiristas am Tag der Batizado in die Capoeira initiiert. Hierfür müssen sie im Kreis der anderen Capoeiristas gegen einen erfahrenen Meister antreten. Wenn sie die Prüfung erfolgreich absolvierten, erhielten sie am Ende ihres Kampfes den Namen und den ersten Gürtel.³⁶

IN der Gruppe um Macaco wird die Taufe immer damit endet, dass der/die neu Initiierte auf den Boden geworfen wird (was bei mir einige Angst erzeugte) und er/sie zeigen kann, dass er oder sie nicht nur tapfere Krieger*innen sind, sondern dass sie sich zu helfen wissen, egal was kommt oder ihnen begegnet.

Ich selbst habe selten eine derartige Stimmung erlebt, eine solche kollektive Atmosphäre, wie die, die an diesem Tag in der Turnhalle herrschte. Anfangs war es eine Stimmung der Aufgeregtheit, die uns bis hin zur Gänsehaut – unser gesamtes Empfinden und unsere Wahrnehmung – in ihren Bann zog. Dieser Tag ist auch ein Sinnbild dafür, was in den Monaten zuvor entstanden war, zwischen uns in der Capoeira-Gruppe.

Noch in der Mitte des Projektes, nach ein paar Monaten Training, fragte die Anstaltsleitung an, ob wir auf dem Sommerfest eine Vorführung machen könnten. Ich war begeistert, da ich sehr stolz darauf war, wie sich alles entwickelte, trug die Entscheidung aber in die Gruppe. Die Reaktion der Jugendlichen war zunächst sehr verhalten, bis einige sich dazu bereitklärten, allerdings von der Mehrheit der Gruppe überstimmt wurden, die auf keinen Fall auftreten wollten. Nachdem ich die Jugendlichen, die sich bereitklärten, fragte, ob sie auch in einer kleinen Gruppe auftreten würden, schauten diese die anderen Jugendlichen an, und als sie feststellten, dass die übrigen auf keinen Fall mitmachen würden, sagten sie, dass sie sich nicht beteiligen wollten. Ich ließ dies nach einigen Versuchen, die ganze Gruppe für die Idee zu gewinnen, so stehen und sagte der Anstaltsleitung, dass die Gruppe

³⁶ Der Ritus, einen Gürtel zu verleihen, ist nur in der Mischform, der Capoeira Contemporanea, üblich. In Anlehnung an asiatische Sportkünste wird es so möglich, die Kämpfer*innen gemäß ihrem Wissensstand und Potenzials einzuschätzen.

noch nicht so weit wäre. Im Gespräch mit den Jugendlichen verstand ich, dass es ihnen unangenehm wäre, weil sie ihrer Meinung nach noch nicht genug gelernt hätten, um es den anderen Inhaftierten zu präsentieren. Aus heutiger Sicht weiß ich, dass die Teilnehmer zu diesem Zeitpunkt noch keine einheitliche Gruppe waren und den Jugendlichen das Vertrauen ineinander und in die eigenen Fähigkeiten fehlte, um sich einer solchen Herausforderung zu stellen. Das änderte sich aber mit der Zeit, so dass an dem Tag der Batizado nicht nur die externen Kämpfer*innen zugegen waren, sondern ebenso die Anstaltsleitung, andere Projektleitungen sowie die Sozialarbeiter*innen und Psycholog*innen. Dass es wirklich ungewöhnlich war, dass bis auf einen Jugendlichen alle teilnahmen, ist auch daran erkennbar, dass die Bediensteten mir im Vorfeld rieten, nicht traurig zu sein, wenn nur ein paar Jugendliche erscheinen würden.

Ich hatte zwar Vertrauen in die Gruppe, aber ich war selbst sehr unruhig und nervös, als es auf den Tag zuging, und hoffte sehr, die Jugendlichen überzeugen zu können, dass ihnen ein schönes Erlebnis bevorstand.

Dass die Jugendlichen teils diesen Tag im Nachhinein als einen der schönsten ihres Lebens bezeichneten – das hätte ich nie erwartet und hat mir gezeigt, welches Potenzial unser Projekt für jeden Einzelnen hatte.

I: „Wie geht es dir?“

B: „Mir gehts gut, und Ihnen?“

I: „Auch. Wie hat es dir am Samstag gefallen?“

B: „Das hat mir richtig Spaß gemacht, auch mit denen, mit anderen Leuten auch, die von draußen kamen und mitgemacht haben. Richtig Spaß gemacht.“

I: „Ist noch mal was anderes, als wenn man immer nur mit Leuten trainiert, die man kennt.“

B: „Ja. (?) gut am Samstag.“

I: „Und wie ging es dir vorher? Warst du aufgeregt?“

B: „Eigentlich schon. Ich hab erst mal diese Sozis gesehen. Und danach dachte ich mir: Was suchen die hier? Aber dann, die Motivation ist gekommen, wo die

dann alle mitgemacht haben. Hab ich mir gedacht, komm, mach mit. Was soll schon passieren.“

I: „Ähm, ich hatte das auch nicht auf dem Plan, dass jetzt wirklich welche kommen. Ähm, was, was war das für ein Gedanke? Das heißt, äh: Die Sozis sind hier. Irgendwie. Was hat das mit, was hat das ausgelöst? Was hat das mit dir gemacht, als du die gesehen hast, so (lacht)? Was hast du gedacht?“

B: „Ich dachte nur: mein Gott, sitzen alle Sozis da. Erst mal so ein bisschen geschämt, aber wie gesagt, die anderen von draußen haben ja auch mitgemacht. Und das hat uns motiviert. Da hab ich auch mitgemacht.“

Der Jugendliche beschreibt eine bedeutende Veränderung in seiner Wahrnehmung, einen Moment, in dem alles außer der Capoeira-Gruppe und der bevorstehenden Taufe in den Hintergrund rückte. Der Jugendliche schildert, dass er sich anfangs vor den Sozialarbeiter*innen schämte, als diese die Halle betraten. Durch den Bezug zur Gruppe brachte er aber den Mut auf, sich trotzdem warmzumachen, hinterher im Kreis gegen einen der Meister anzutreten, sich seinen Namen und den ersten Grad in der Capoeira zu erkämpfen. Ich nahm es selbst so wahr, dass diejenigen, die am Rand saßen und zuschauten, mir nach einigen Minuten und gefühlten 100 Schüben elektrisierter Spannung, die durch meinen Körper fuhren, für mich verschwanden. So erging es auch den Jugendlichen: Sie konnten ausblenden, dass wir Zuschauer hatten, und ließen sich durch die externen Kämpfer*innen mitreißen.

I: „Und wieso schämen?“

B: „Ich weiß nicht, das is so. Mit Ihnen haben wir am, Beispiel hätten wären Sie auch dann neu, hätte ich Sie neu gesehen, hätte ich mich auch geschämt. Wissen Sie? Weil, mit Ihnen haben wir am Anfang schon mitgemacht alles und so. Das ist jetzt Alltag geworden, mit Ihnen zu machen. Aber jetzt die Sozis kommen erste Mal, dachte ich mir: Oh mein Gott.“

Der Jugendliche zeigt einen Unterschied auf zwischen Mitgliedern unserer Gruppe und Außenstehenden. Er betont, dass er sich wahrscheinlich ebenso vor mir geschämt hätte, wäre ich neu gewesen. Für ihn ist es logisch, dass die Praktizierung von Capoeira Fremden gegenüber erst einmal unangenehm ist, dass dieses Gefühl

allerdings im Laufe der Zeit und mit dem Vertraut Werden mit den Kämpfer*innen verschwindet.

I: „Ok, und wie war es dann in den sechs Monaten, wie hast du dich da gefühlt?“

Pause

B1: „Ja, war gut, ich hab Sie gesagt, am Anfang war nicht gut, weil hier waren ein paar komische Leute, die sind richtige Kinder. Und dann nach einer Zeit, wir haben, joa, ein paar Sachen gelernt und dies und das und dann. Ja.“

I: „Ähm, und wie habt ihr euch hinterher gefühlt?“

B1: „Bei mir ...“

B2: „Ich war glücklich, ja, wo ich diesen Gürtel hatte“.

B1: „Boaaaaah.“

Die beiden Jugendlichen erinnern sich an dem Moment, in dem sie den Gürtel erhielten.

Ein anderer Jugendlicher kam erst kurz vor Beginn in die Turnhalle. Er war mit einem anderen Inhaftierten, der kurz vor seiner Entlassung stand und sehr angespannt war, in einer Zelle untergebracht. Ich hatte das Gefühl, dass der andere Jugendliche ihm ausreden wollte teilzunehmen. Dieser Jugendliche stand sehr weit unten in der Gefangenenhierarchie und war eher ein Außenseiter. Wir rechneten uns geringe Chancen aus, dass er sich gegen seinen Zellennachbarn durchsetzt und trotzdem teilnimmt.

Der Jugendliche erzählte in Gesprächen immer wieder, dass er noch nie etwas in seinem Leben zu Stande gebracht hatte, auf das er stolz sein konnte.

Nachdem wir ihn noch einmal von den Bediensteten rufen ließen, zog er sich an und nahm, ohne die Begleitung seines Zellennachbarn, teil.

I: „Das letzte Mal hast du ja gesagt: schöne Grüße, aber die können mich mal, ich habe keinen Bock“.

1: „So ungefähr.“

I: „Woran lag das?“

1: „Ich sag mal so, ich habe Angst gehabt so vor dieser Prüfung. Weil ich so was halt noch nie gemacht hab und so was noch nie durchgezogen habe. Dann, einen Tag vor der Prüfung, oder wann das war, habe ich mir das halt durch den Kopf gehen lassen, wie ich Ihnen das halt letztens gesagt hab, ich muss mal irgendwie in meinem Leben was erreichen. Das habe ich dann halt jetzt auch geschafft. Bin ich sehr stolz auf mich. Auch wenn das nur ein Anfang war.“

Letzterer Ausschnitt dieses Interviews ist ein Zitat, das mich mehr als viele andere Passagen nachhaltig beschäftigt hat. An dieser Stelle ist eine ausführlichere Beschreibung des Jugendlichen hilfreich, um die Aussage einzuordnen. Der Jugendliche, um den es geht, ist ein äußerst unsicherer Mensch, der sehr wenig redet und insgesamt im Projekt nie sonderlich aufgefallen ist. Er nahm jede Woche teil, außer wenn sein Zellennachbar ihn überredete zu „schwänzen“. Er war aus meiner Sicht ein angenehmer Jugendlicher, der eine schwierige Biografie verkörperte und dadurch erzeugte, dass ich mit ihm in den Interviews mitfühlte und seine Erzählungen mich sehr betroffen machten. Ich war manchmal sehr, sehr traurig nach Gesprächen mit ihm und spürte in mir den Wunsch, den Jugendlichen aufzubauen und ihm Zuversicht zu geben. Die Gespräche mit ihm erzeugten eine Atmosphäre der Niedergeschlagenheit, was in mir Aktivismus und Unbehagen hervorrief. Seinerseits scheint der Jugendliche das auch gespürt zu haben. Nachdem das Projekt beendet war, bat er mich einmal um die Unterstützung im Bezug zu einem vermittelnden Gespräch mit dem Leiter seines Hauses. Es ging darum, dass er früher entlassen werden wollte, um eine Drogentherapie zu machen und er sich von seiner Sozialarbeiterin, die das nicht befürwortete, nicht verstanden fühlte und scheinbar ohnmächtig den Argumentationen von Seiten des Gefängnisses gegenüberstand. Dieses Gespräch ist nie entstanden, da ich keine offizielle Position bekleidete. Ich unterhielt mich trotzdem hin und wieder mit ihm, wenn wir uns begegneten, und hatte das Gefühl, dem Jugendlichen damit ein bisschen Zuversicht und Mut zusprechen zu können.

In dem kurzen Absatz thematisierte dieser Jugendliche etwas, was mir in Randgesprächen später von vielen Jugendlichen mitgeteilt wurde. Es bedurfte einer enormen Überwindung, an der Taufe teilzunehmen, und viele Jugendliche überlegten, fernzubleiben oder meldeten sich ab, kamen aber im letzten Moment doch noch zum Event. Welche Ängste im Detail dahinterstanden, kann nicht verallgemeinernd für alle

Jugendlichen festgehalten werden. Es war eine komplexe Mischung der Gefühle, die für Einzelne aus einem Unwohlsein bis hin zu konkret empfundener Angst bestand. Ob es Befürchtungen waren, nicht gut genug zu sein oder dass die Bediensteten zuschauen würden, kann ich nur mutmaßen.

Ein anderer Jugendlicher resümiert und spricht davon, dass es automatisch ging:

„Es war lustig, es hat dick Spaß gemacht, und ja, es ging irgendwie automatisch. Voll komisch, ja.“

In der Gruppe und innerhalb des Settings wurden die Zweifel ab einem gewissen Punkt vergessen und die Situation als eine ganzheitliche Situation und die Atmosphäre reißen die Jugendlichen mit. Dadurch haben sie selbst so gehandelt, wie sie es im Vorfeld von sich nicht vermuteten und waren überrascht und stolz. Dies wiederum kreierte eine kollektive Atmosphäre der Freude und des Glücks, die sich auf alle niederschlug.

An dieser Stelle möchte ich kurz verweilen und die Bedeutung der Taufe aus meiner Sicht schildern, da daran auch noch mal deutlich wird, wie sich der Zusammenhalt über die Monate entwickelt hat.

Es war damals nicht geplant, dass ich zusammen mit den Jugendlichen getauft werde, da ich offiziell zu einer anderen Schule in Brasilien gehöre und mein Meister dort somit das Vorrecht genießt, mich auszubilden. An dem Tag in der JVA machte mich das ein bisschen traurig und ich hatte meinem Meister dort im Vorfeld signalisiert, dass ich eigentlich schon gerne mit den Jugendlichen gemeinsam getauft werden wollte.

Nachdem alle Jugendlichen getauft waren, fragte Macaco, ob wir nicht noch jemanden vergessen hätten. Sofort brach Unruhe aus und die Jugendlichen riefen meinen Namen. Ich merkte, wie ich sofort völlig aufgelöst war in Unruhe und Nervosität und mir die Röte ins Gesicht schoss. Zwei Jugendliche kamen angerannt und massierten mir die Schultern unter dem Zuspruch, dass ich das schaffen würde. Alle applaudierten und einer der Meister, ein völlig verrückter Brasilianer, trat vor und forderte mich heraus.

Dann ging alles sehr schnell. Ich kämpfte mit ihm, bis ich irgendwann auf dem Boden lag, er mir wieder aufhalf und ich nun das Jubeln der Jugendlichen wahrnahm. Ich war

übergücklich und stolz und erhielt zusammen mit dem ersten Gürtel meinen Namen, Amazonas (Kriegerin des Amazonasgebiets).

Dieser Tag wird mir ebenso immer in Erinnerung bleiben und wir als Gruppe hatten etwas Besonderes hervorgebracht.

8.5. Effekte

Was das Projekt auslösen würde, war die große Frage zu Beginn dieser Arbeit. Ebenso war es eine große Herausforderung, einen Begriff für das zu finden, was bei den einzelnen Jugendlichen und zwischen uns in den Atmosphären des Spiels passierte. Effekte haben einen vereinfachenden, mechanischen Duktus, dennoch lässt das Wort erkennen, dass es eine Wirkung gab von dem was uns begegnete und was etwas für und in uns veränderte³⁷.

8.5.1 Überwindung von Berührungängsten als Ermächtigung

Noch zu Beginn des Projektes war es häufig so, dass die Jugendlichen die Partnerübungen innerhalb des Trainings nur mit den Jugendlichen durchführten, die sie bereits kannten. Darauf bin ich bereits eingegangen. Mit Bezug zu meiner Anwesenheit verstärkte sich dieses Phänomen insofern, als dass nur wenige Jugendliche überhaupt bereit waren mit mir zu üben und selbst die, die sich freiwillig anboten, häufig puterrot waren währenddessen. Dieses Phänomen schwächte mit der Zeit ab und die Angespanntheit und Nervosität wich der Entspannung und Erheiterung. Wir fanden einen Umgang miteinander, in dem wir auch Späße miteinander machten, gerade wenn dem einen oder anderen oder mir die Übungen nicht gelangen. Das ist für das Setting, Jugendstrafanstalt, außergewöhnlich. Sich nicht nur die eigenen Unzulänglichkeiten einzugestehen, sondern diese zu thematisieren und mit anderen darüber zu lachen, das war unverhältnismäßig.

In der Gruppe wuchs der Zusammenhalt derart, dass die Erkennungszeichen zur Gruppe, wie die Kampfanzüge, über den Unterricht hinausgetragen wurden und die Jugendlichen somit signalisierten, zu einem speziellen Kreis dazuzugehören.

³⁷ An dieser Stelle werden schemenhafte Einblicke gewährt die die Leser*innen dahin führen sollen nachzuvollziehen, was genau mit uns geschah.

Manche Jugendlichen erzählten mir, dass sie in Telefonaten mit der Familie immer über Capoeira sprachen und das, was sie neu erlernt hatten.

Was sich über die Zeit auch einstellte war die Natürlichkeit der Berührungen. Dabei war es auch nicht mehr wichtig, wer sich anfasste (wobei es hier Ausnahmen mit Bezug zu zwei Jugendlichen gab). Es war natürlich geworden miteinander sportlich-körperlich zu sein und nach und nach entwickelten die Jugendlichen als Gruppe Rituale wie das gemeinsame duschen unter dem klatschen und singen der Lieder, gegenseitige Umarmungen zu Beginn und am Ende der Stunde oder einfach zwischendurch. Ich hatte das Gefühl, dass unser Projekt ermöglichte, dass das Bedürfnis nach Nähe und Berührung hier einen Ort gefunden hatte. Empfindungen konnten ausgelebt werden, in einem geschützten Rahmen, der die Intention vorgab und somit das Verlangen nach Berührung legitimierte.

8.5.2 Der Flow als Medium für Bewältigung

Meinen eigenen Notizen konnte ich entnehmen, dass der Flow im Spiel mit anderen entstand, jedoch ebenso im Bezug zu sich selbst, z.B. wenn mir Bewegungen besonders gut gelangen, die vorher im Ablauf noch kognitiv hergeleitet werden mussten, weil ich noch kein Vertrauen in diese Bewegungen entwickelt hatte, sie nicht Teil meiner leiblichen Erfahrung waren und sie mir noch immer schwerfielen. Häufig fühlte es sich so an, als würde ich mir selber im Weg stehen, durch die evozierten Erwartungen an meine körperliche Leistung und das, was in mir brodelte als ein Verlangen mich ganz hinzugeben, ohne die Folgen zu bedenken. In diesen Momenten der Aufgabe des Verstandes ziehen sich die beiden Entitäten, Körper und Leib, zusammen und verdichten sich zu einer. In den Flow-Momenten konnte ich mich anders erfahren, über mich hinauswachsen und vergessen, wie das, was ich gerade tat, aussah, oder ob es richtig war. Ich konnte pures Glück spüren, das sich in diesem Flow auch in der *Roda* verbreitete.

Dass die Gruppe ebenso davon betroffen war, wenn ein solcher Moment entstand, war dadurch bedingt, dass ich auch das Glück der anderen spüren konnte, sobald sie vom Flow ergriffen waren. Wenn zum Beispiel zwei Spieler in der Mitte des Kreises kämpften und ein Spiel entstand, das ineinander verwoben war, es manchmal aus der gemeinsamen Atmosphäre Tritte oder Spielzüge gab, die uns andere bannte und aufhorchen ließ, und es nicht mehr möglich war abzuschätzen, was als Nächstes

passierte. In meinen Notizen bezeichnete ich solche Situationen als das Flirten der Kämpfer, was in meiner Interpretationsgruppe häufig zu Verwirrungen und Bedenken führte.

„Capoeira bietet also nicht einfach nur einen Freiraum, in welchem es möglich ist, sich gehen zu lassen, sondern den Capoeiristas wird auch durch Instruktion und praktische Erprobung ein Instrument in die Hand gegeben, Kontrolle auszuüben, insbesondere über die eigenen Emotionen aber auch über das gesamte Spielgeschehen. Dies ist ein wichtiges Kriterium für flow. Das Gefühl mitbestimmen zu können, was geschieht, etwas zu bewegen, wirkt beflügelnd und befreiend. In Bezug auf die inneren Zustände der Informanten, ist diese Formulierung teils sogar wörtlich zu nehmen“ (Köhler 2015, S. 41).

Ich selbst sah in diesen Momenten die Möglichkeit, über sich hinauszuwachsen und all das, womit man sich beschäftigt oder was das Leben erschwert, für diesen Augenblick zu vergessen. Es war aber nicht nur so, dass die negativen Dinge des Lebens kurz hintenangestellt und nach der Capoeira die Personen erneut davon ergriffen wurden. Vielmehr änderte sich meine Haltung im Laufe der Zeit – die Kämpferin nahm Platz ein. Ich konnte erkennen, dass die Jugendlichen verändert aus dem Unterricht herausgingen, und zu meinem Erstaunen nahm ich viele der Inhaftierten als weicher wahr. Selbst wenn es die Gesamtheit der Capoeira mit all ihren Fragmenten war, die vieles in der Gruppe und für jeden Einzelnen von uns ermöglichte, so führten diese übergreifenden Momente dazu, dass ein Miteinander entstand und dies uns als Gruppe zusammenschweißte.

Die Bewältigung der eigenen Gefühle, wie zum Beispiel leibliche Dispositionen wie den viel erwähnten Hass und den Zorn, schien im Flow ganz besonders gut zu gelingen. Da die Roda immer am Ende der Stunde stand wurde es so möglich, die Jugendlichen mit einem guten Gefühl aus dem Unterricht zu entlassen. So sprach mich auch ein Bediensteter an, dass die Jugendlichen nach dem Training so aufgeräumt im Kopf wirkten. Sie trugen nicht mehr die Atmosphäre der Zerstreuung und des Ärgers in sich, sie konnten sich durch den Flow negativer Gefühle entledigen und hatten somit eine aufgeräumte Ausstrahlung.

Köhler beschreibt den Flow in der Capoeira so, dass er durch das Wechselspiel von Widerstand und Befreiung erzeugt wird und einen *„sozialen und individuellen Bewältigungsmechanismus darstellt“* (Köhler 2015, S. 3). Dieses Zitat und die

Erfahrungen lassen erahnen, dass das, was Resozialisierung vorsieht, und das Streben nach Bewältigung, in der Capoeira nicht nur geeint werden, sondern dass sie den Rahmen, auch den speziellen personellen Rahmen, bietet, Bewältigung über die Gefühle und Zumutungen des Haftalltages, zu bewältigen.

8.5.3 Mimesis

Wulf versteht unter Mimesis

„soziale und ästhetische Handlungen, [...] wenn sie erstens als Bewegungen Bezug auf andere Bewegungen nehmen, wenn sie zweitens sich als körperliche Aufführungen oder Inszenierungen begreifen lassen, und wenn sie drittens eigenständige Handlungen sind, die aus sich heraus verstanden werden können und die auf andere Handlungen oder Welten Bezug nehmen“ (Wulf in Gugutzer 2017, Band I, S. 73).

Dabei geht es nicht um die bloße Nachahmung, sondern um eine „kreative, menschliche Fähigkeit, mit deren Hilfe auch Neues entsteht“ (ebd.). Das ist an dieser Stelle bedeutend, weil so neue Erfahrungen gemacht werden können, die weder die Verknüpfung noch teils negative Konnotation vergangener Situationen mitbringen und vielmehr in sich den Zauber des ungewissen Ausgangs bergen können (wie bereits im Kapitel zur Roda deutlich wurde). In der Mimesis liegt die Chance, auf einer nicht sprachlichen Ebene körperbasiertes Wissen zu generieren (vgl. ebd.). Dieses Wissen erzeugt das Einlassen auf die Situation und das Vertrauen darauf, dass man diese Situation gestalten wird, dass man sich auf sich selbst verlassen kann, fernab von kognitiven Strategien. Dieses Wissen samt dem Vertrauen in mich selbst hat es mir beispielsweise ermöglicht, in viele Situationen einzutreten und das zu tun, was erwartet wurde, ohne mich zu fragen, wie genau ich das vollbringen soll. Ein Beispiel dafür sind Figuren, die die Antwort auf einen Angriff sind und eine gewisse Technik voraussetzen. Häufig war es im Training so, dass ich Schwierigkeiten hatte, diese Figuren sauber auszuführen und Macaco mir eine Figur immer und immer wieder zeigen musste. Da das Training nur eine Simulation des Kampfes ist, habe ich mich nicht mit derselben Attitüde auf die Einheiten einlassen können, wie es mir in der Roda gelang. Das hatte zur Folge, dass ich im Training große Schwierigkeiten hatte, in der Roda jedoch derart auf mein Gegenüber reagierte, dass es eine natürliche Antwort gab; meine Bewegungen konnten mir gelingen, ohne dass ich darüber nachdenken musste, wie genau ich das jetzt bewerkstelligen wollte.

8.5.4 Emotionskontrolle und Komplexität der Empfindungen

Im Vorfeld dieser Arbeit vermutete ich, dass Capoeira viele Aspekte in sich vereint, die es den Spieler*innen ermöglicht, sich mit ihren vielfältigen Empfindungen und Emotionen auseinanderzusetzen. Damals fehlte mir noch das Verständnis um die Bedeutung der Unwillkürlichkeit sowie den Gehalt und die Substanz, die die kollektive Atmosphäre auslösten.

Ich bemerkte innerhalb des Projektes zwar, dass es nicht zu (den zu erwartenden) Konflikten kam, die mir (seitens der Mitarbeiter) prophezeit wurden, konnte dies aber lange nicht aufschlüsseln und fand auch keine Hinweise dazu in den Interviews.

Dass die Capoeira den Schüler*innen Kontrolle abverlangt, hatte ich seit Beginn meines Lernprozesses, vor allem mit Blick auf den eigenen Körper, wahrgenommen. Es war immer wieder ein großer Aufwand für mich, meinen Körper derart zu kontrollieren (wie zum Beispiel beim Erlernen des Hand- und Kopfstandes), dass Figuren möglich wurden, die ich mir selbst nicht zugetraut hatte. Im Kontext dieses Trainings, das auf mich und meinen Körper und nicht auf die anderen Teilnehmer*innen bezogen war, entwickelte ich auch Gefühle wie Wut und Frust – war die Übung vorbei, verschwanden jedoch diese Emotionen. Rückblickend war es zudem selbstverständlich, davon auszugehen, dass es zu Konflikten zwischen den Inhaftierten kommen würde, waren diese doch immanenter Bestandteil ihres Lebens und brachten die Inhaftierten viele Vorerfahrungen hinsichtlich Eskalationen und gewaltsamer Auseinandersetzungen mit.

Ich hatte allerdings nie den Anspruch an die Capoeira im Gefängnis, so wie man es eigentlich hätte erwarten können und wie es von Seiten der Bediensteten geschlussfolgert wurde, dass die Capoeira bei den Inhaftierten bewirken würde, dass sie durch die Capoeira die eigenen Gefühle kontrollieren. Vielmehr hatte ich den Anspruch, dass wir uns im Setting einander annähern, ich weigerte mich aber seit Beginn der Studie, einen Übertrag zu leisten. Ich erklärte, dass es nicht zu erwarten sein wird, dass die Jugendlichen durch das Projekt angepasster auf den Anstaltsalltag reagierten oder sich innerhalb der Wohngruppen nun gut durch die Sozialarbeiter*innen führen ließen. Das war auch einer der Gründe, warum ich selbst das Forschungsdesign nie in den Kontext einer Evaluation oder Aktionsforschung verortete.

Im Laufe der Zeit hingegen, und durch Rückmeldungen von Bediensteten und anhand eigener Beobachtungen, verstand ich, dass das, was in der Roda und im Spiel passierte, sehr wohl einen Übertrag vermuten ließ, insbesondere mit Blick auf die Emotionskontrolle, die für das Spiel benötigt wurde.

„Freudige Erregungen, Unsicherheit, Wut, Angst und dergleichen mehr stellen eine große Herausforderung für die Spieler dar. [...] Aus diesem Grund scheint der >>Kontrolle der Emotionen<< eine große Wichtigkeit zuzukommen. Oft hörte ich die capoeiristas davon sprechen, dass es wichtig sei, sich zu beherrschen“ (Köhler 2015, S. 37).

Dabei verlangt nicht nur der Körper diese Kontrolle, damit in ihm die Bewegungen vollzogen werden können, die einiges an Geschick, Koordination und Mut erfordern, sondern der Leib steht vor der Herausforderung, leibliche Dispositionen und erlernte Unsicherheiten und das Gefühl des Unwohlseins durch die Scham zu bearbeiten und sich hinzugeben an diese Situation, die ihn betroffen macht. Mit der Zeit wurde deutlich, dass die Jugendlichen sich auf diese Herausforderung einlassen konnten und trotz schwieriger Momente oder entgegen der Antipathie, die sie für manche Projektteilnehmer hegten, keinen Konflikt entstehen ließen und mit Mühe und Konzentration dem Training folgten. Ebenso wurden Verstimmungen, die einige Male während des Trainings aufkamen, entgegen des „natürlichen Ablaufs“ in Jugendstrafanstalten, nicht mit aus dem Training genommen, sondern die Unstimmigkeiten wurden vergessen, sie wurden in dieser Situation zurück gelassen was als sehr besonders zu betrachten ist. Es gab nicht den Wunsch nach Vergeltung, sondern die Jugendlichen waren bemüht, mit einem guten Gefühl aus dem Training zu gehen, was auch den Bediensteten auffiel, die mich mehrfach auf die Atmosphäre in der Wohngruppe nach dem Training ansprachen. Das war ein Anzeichen dafür, dass in der *kollektiven Atmosphäre* des Capoeira Trainings etwas entstanden war, was die Jugendlichen anteilig in ihre Häuser trugen und was für die Anderen, die nicht am Training teilnahmen, ersichtlich war. Die Inhaftierten waren zunehmend zufrieden und friedlich nach dem Training, oder wie ein Bediensteter der Sportabteilung bemerkt, sie waren aufgeräumt im Kopf und eins mit sich.

8.5.5 Körperlicher Umgang miteinander in der Gruppe – die Verwandlung

Ich erinnere mich an eine Situation im Capoeira-Training, die nicht in erster Linie mit der Capoeira zu tun hatte, aber die erste derartige Situation war, die mich aufmerksam und nachdenklich machte, bezüglich der Körperlichkeit der Jugendlichen untereinander.

Wir saßen alle am Boden und warteten. Wir unterhielten uns, und es herrschte wie meistens in der Capoeira eine harmonische Stimmung. Ein Jugendlicher hatte einem anderen seinen Kopf auf den Schoß gelegt, und dieser spielte an dessen Haaren. Während einer Unterhaltung mit Jugendlichen in einem Besprechungszimmer war es einmal zu einer ähnlichen Situation gekommen. Ich erinnere mich noch, wie irritiert ich war und dass es sehr schwer war, diese Beobachtung einzuschätzen und nicht merklich mit meiner Mimik darauf zu reagieren. Aus heutiger Sicht fallen mir mehr Situationen ein, die sich auf die starke Bedürftigkeit der Jugendlichen nach Nähe beziehen und offenlegen, was eigentlich selbstverständlich sein sollte: das Bedürfnis nach Körperlichkeit und Berührung.

Was an jener oben geschilderten Situation verwundert, ist, dass diese sich noch im ersten Monat nach Beginn unseres Projektes abspielte, und es erstaunlich ist, dass die Jugendlichen sich derart in meiner Nähe verhielten. Dies hätte so verstanden werden können, dass die Jugendlichen mich testen wollten, um eine Reaktion meinerseits hervorzurufen. Doch vielmehr entstand die Situation aus einem natürlichen Bedürfnis heraus und erregte unter den Jugendlichen selbst keinerlei Aufmerksamkeit.

Während der Gruppensituation im Besprechungszimmer war es hingegen so, dass ich mit drei Jugendlichen, die sich sehr nahe waren, ein Gespräch führte. Ich saß dabei auf einem Stuhl, ein Jugendlicher hatte auf einem Sofa Platz genommen, zwei andere auf einem weiteren Sofa. Die letzteren beiden saßen sehr eng beieinander und berührten sich dabei an den Ohren (des jeweils anderen). Diese Berührung war ein Streicheln, was unter den Jugendlichen keine besondere Reaktion auslöste, mich aber derart beeindruckte, dass ich teilweise vergaß, was ich noch Fragen wollte. Zu einem späteren Zeitpunkt, und nachdem ich wochenlang über diese Situation nachgedacht hatte, sprach ich mit einem der Jugendlichen darüber. Er sagte, dass das normal sei,

im Knast. Das wäre so unter Jungs, die sich gut kennen würden, ein „Homo“ sei aber keiner von ihnen.

Auf die Frage (nachdem wir uns wirklich gut kannten), ob es auch zu Sex zwischen den Inhaftierten kommt, erwiderten die Jugendlichen, dass sie noch nie Sex mit einem anderen Inhaftierten hatten und auch sexuelle Übergriffe eher im Erwachsenen- als im Jugendvollzug vorkommen. Dass die Jugendlichen anfangen, in meiner Gegenwart Berührungen auszutauschen, zeigte mir, dass ich in den Kreis der Vertrauten aufgenommen war. Die Jugendlichen sagten zwar, dass sie mir vertrauten, diese kleinen Handlungen gaben mir jedoch das Gefühl, dass sich im Laufe der Zeit tatsächlich etwas zwischen uns verändert hatte.

8.5.6 Eigene Erfahrungen oder das Anzugdilemma:

*Hinsichtlich der Scham, die jede*r Einzelne hin und wieder, zumindest in den ersten Wochen des Projektes, spürte und sich als schamhafte Atmosphäre in mein Verhalten, meine Wahrnehmung und Empfindungen einschrieb, möchte ich hier ein Thema ansprechen, welches mich lange begleitete.*

Noch vor Beginn des Projektes rechnete ich die Trainingsanzüge für die Gruppe fest in das Budget mit ein. Ich dachte damals, dass es nicht schaden könnte, den Jugendlichen die Anzüge anzubieten, wobei ich fest mit deren Widerstand rechnete. Mir selbst hatten diese Anzüge noch nie gefallen. Sie sind so körperbetont und eng geschnitten, und das Schlimmste: Sie waren weiß und teils durchsichtig. Das entbehrte jeder Logik für mich (wenn auch, wie bereits im Capoeira-Kapitel erläutert, geschichtlich die Farbe³⁸ wichtig und begründet war). Ich trug diese Anzüge nur sehr ungerne. Ich hatte mir einmal eine rosafarbene Hose in Brasilien gekauft, die mir viel besser gefiel, und ich hatte das Gefühl, so diese „vorgeschriebene“ Uniform ad absurdum führen zu können, und ich kokettierte gerne mit dieser Hose. Als ich den Jugendlichen anfangs das Projekt vorstellte, gab es nach meiner Ansprache Rückfragen durch die Jugendlichen. Mitunter wollten sie wissen, was sie tun müssten,

³⁸ Die weißen Anzüge waren zu Beginn der Capoeira keine asiatisch-inspirierten Kampfanzüge, sondern Sonntagsanzüge, die die vornehmen Capoeiristas trugen. Mestre Bimba, der Vater meines Meisters, und seine Kämpfer trugen diese Anzüge sehr bewusst. Dadurch, dass sie weiß waren konnten Außenstehende sehr schnell feststellen, wie geschickt und gekonnt jemand kämpfte. Fiel der Capoeirista zu Boden, wurde der Anzug schmutzig und verwies auf das Unvermögen des Kämpfers. Ebenso zeigte der Grad der Sauberkeit auf, wie gekonnt die Negativa, die Verteidigungshaltung direkt über dem Boden, vollzogen wurde.

damit sie fest im Projekt wären, zum anderen fragten einige Jugendliche, wann sie die Anzüge bekämen. Das überraschte mich, war doch die Einstellung vieler der Jugendlichen zu engen Hosen bei Männern gemeinhin, dass das „schwul“ sei und „schwul“ aussähe, und da sie ja nicht „schwul“ seien, sich auch nie so anziehen würden. Ich selbst fand es unangenehm, wie eng die Hosen bei einigen männlichen Kollegen saßen, und dachte mir immer, dass das für mich dazu führend würde, dass die Capoeira sexualisiert würde. Jene Befürchtung ärgerte mich sehr. In anderen Settings, in denen ich Capoeira spielte, achtete ich dennoch (oder paradoxerweise) darauf, dass ich gut in dem Anzug aussah und fühlte mich mal mehr, mal weniger wohl. Noch bevor unser Projekt begann, bat mich Macaco, dass ich eine Hose aus seinem Verein und mit dessen Emblem trage. Diese Hose war recht enganliegend. Ich überlegte, was ich denn darunter tragen könnte, so dass so wenig wie möglich von meiner Figur zu erkennen war. Ich kaufte mir Bodys und lange Unterhosen, die ich, teilweise übereinander, während des Trainings in der JVA trug. Mir war es sehr wichtig, dass zu keiner Zeit mein Bauch gesehen werden könnte. Nachdem ich einmal nicht rechtzeitig diese Kleidung gewaschen hatte, fiel mir selbst zu Hause auf, dass ich mit dem Gedanken spielte, dann erst gar nicht beim Training mitzumachen. Als ich dies feststellte, fragte ich mich, womit jene Scham und das Unwohlsein einhergingen, waren die Anzüge zwar noch nie nach meinem Geschmack gewesen, aber konnte es tatsächlich sein, dass ich meine Teilnahme am Training, was eine hohe Priorität hatte, in Frage stellte? Ich hielt diese Gedanken in einem Memo fest und brachte sie innerhalb unserer Interpretationsgruppe ein. Damals waren die anderen Teilnehmer*innen sehr überrascht von der Intensität meiner Scham bei gleichzeitiger Fokussierung auf die Körper der Gruppenmitglieder. Ich hatte seitenlang Memos dazu verfasst, wie sehr ich mich schämte, und dies auch an der Errötung meines Gesichts festgestellt hatte. Allerdings hatte ich auch über die Muskeln der Jugendlichen geschrieben und in diesem Zusammenhang nie bewusst deren Anzüge thematisiert. Wir kamen in der Interpretationsgruppe seinerzeit zu dem Schluss, dass in dem Setting der Körper, als ein ästhetischer und funktionell-sportlicher Körper, eine große Rolle spielte und ich mir sehr unwohl bei dem Gedanken vorkam, dass die Jugendlichen mich vielleicht ebenfalls als Körper betrachteten. Ich hatte bis dahin die Illusion, dass mein Körper und mit ihm mein Geschlecht nicht bedeutsam waren, nahm ich mich selbst als Mensch war, der mit Sicherheit Eigenschaften mitbrachte, die den Jugendlichen gut taten und die gemeinhin als „weiblich“ gelten (wie z. B. meine

Fürsorge mit Blick darauf, immer zu fragen, wie es den Jugendlichen geht und für Gespräche zur Verfügung zu stehen). Dadurch, dass mein Anzug sehr genau aufzeigte, dass ich eine Frau war, konnte ich diesen Aspekt an einem gewissen Punkt nicht mehr für mich, die Arbeit und die Analyse der Daten ausblenden. Das war ein Teil des Prozesses, der in mir eine Menge Verstimmung und Unwohlsein auslöste und mich aufmerksam werden ließ auf eine Ebene der Konstitution der Menschen im Gefängnis, die in der Darstellung dessen, was dort passiert, und der Veräußerungen zu den Beziehungen, keinen Raum fand und einnehmen durfte: das Geschlecht der Menschen und die damit einhergehenden sexuellen Bezüge zu sich und den anderen. Diese Feststellung sollte mich fortan beschäftigen und meinen Blick hinsichtlich des Projektes auf die „dunklen und schmutzigen“ Ecken der Geschlechtlichkeit richten.

8.5.7 Soziale Ordnung in Bewegung oder die Duldung von schwachen Jugendlichen

Im Capoeira-Projekt konnte ich eine Beobachtung machen, die den asymmetrisch verlaufenden Umgang unter den Jugendlichen betraf, gerade im Hinblick auf andere Sportangebote, und mir über einen langen Zeitraum Rätsel aufgab. Die Rede ist von der Gruppendynamik in unserem Projekt. Keineswegs war es so, dass alle Jugendlichen sich mochten oder einander respektierten. Was dagegen an einer Hand abgezählt werden kann, sind Momente, in denen die Jugendlichen aneinandergerieten und sich beleidigten. Zu handgreiflichen Situationen kam es überhaupt nicht, obwohl der Sportbereich den Raum dafür bieten kann, sich zu prügeln.

Die Jugendlichen konnten sich miteinander arrangieren, und diejenigen, die sich nicht mochten, ignorierten einander, was aus heutiger Sicht als großer Erfolg verstanden werden kann.

Gugutzer erläutert, dass die Konstituierung von sozialer Ordnung und die Initiierung sozialen Wandels immer „im Medium des eigensinnigen Leibes und der körperlichen Praktiken“ (Gugutzer 2012, S. 97) vollzogen werden. Dies ist hier von besonderer Bedeutung, weil die Capoeira einen neuen Raum eröffnet hat, in dem andere Regeln und soziale Ordnungen bestehen, die alltägliche Hierarchie ausgehebelt und die soziale Ordnung nicht im Sinne einer Hackordnung gestaltet werden konnten. Vielmehr konnte spielerisch eine Ordnung kreiert werden, in der die Jugendlichen nebeneinander bestehen konnten, ohne eine Gefahr für den anderen darzustellen. So

wurde auch der Junge mit der geistigen Behinderung als Gruppenmitglied akzeptiert, welches am Unterricht teilnehmen konnte, ohne dabei besonders behandelt zu werden.

Dennoch ereigneten sich Situationen, über die ich in mein Forschungstagebuch schrieb, dass ich Angst vor einer Eskalation hatte. Einen dieser, allerdings sehr seltenen Momente möchte ich genauer beschreiben.

Es gab einen Jugendlichen, der ein Außenseiter in der Gruppe war und zu keinem der anderen ein Vertrauensverhältnis hatte. Der Jugendliche ist deutscher Herkunft und äußerte mir gegenüber mehrfach, dass er in der Strafanstalt auf Grund seiner Nationalität einen schweren Stand hat. Als ich mich bei dem Sozialarbeiter*innen erkundigte, ob das – bezüglich deutscher Jugendlicher in der JVA – ihren Erfahrungen entspräche, bejahten alle von mir Befragten dies.

In der Beschäftigung mit diesem Phänomen traf ich auf eine Studie von Toprak, die sich mit türkisch-stämmigen Jugendlichen beschäftigte. Toprak spricht im Bezug zu „türkisch-stämmigen“ jungen Männer auch von einer Deutschenfeindlichkeit. Besonders junge delinquente „türkisch-stämmige“ Jugendliche äußerten sich „deutschfeindlich“ oder wurden gewalttätig, was laut Topraks Untersuchungen eine Folge aus eigenen Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen ist (Toprak 2016, S. 53). Dass viele Jugendliche, die ich während meines Feldaufenthaltes im Gefängnis kennenlernte, eine Aversion gegen Deutsche hatten, wurde oftmals zum Gegenstand von Gesprächen, in denen es, wie Toprak bereits schilderte, um eigene Ausschlusserfahrungen ging. Die Reproduktion dieser Erlebnisse und des darauffolgenden Verhaltens schien auch innerhalb der Gefangenenhierarchie eine Rolle zu spielen.

Schon während des ersten Monats entstand (mir ist noch immer nicht klar wie es in dieser konkreten Situation dazu kam) zwischen dem oben genannten Jugendlichen und einem anderen, der zu den „Chefs“ unter den Inhaftierten zählte, ein Konflikt. Ich bemerkte nach einem Training, dass der „Chef“ den anderen Jugendlichen Hundesohn nannte und dieser sehr unsicher war, wie er reagieren sollte. Er wurde rot und sprach mit sich selbst, daraufhin verließ er die Turnhalle. Ich sagte dem sportlichen Leiter Bescheid, damit er beim Hinausgehen darauf achten konnte, dass nichts passiert. Er sagte mir aber, dass das nichts Dramatisches sei. Ich empfand die Situation als sehr

angespannt, es lag eine Atmosphäre der Aggression in der Luft. Ich war nervös und besorgt, die anderen Jugendlichen zeigten keine Reaktion.

In der Folgewoche traf ich den Jugendlichen zufällig im Sportbereich, und er nahm mich beiseite, wollte mit mir sprechen. Er sagte mir gegenüber (in diesem Moment waren wir alleine), dass er Angst habe, zum Training zu kommen, weil der andere Inhaftierte eine sehr stabile Position innehatte und er nicht wüsste, was noch auf ihn zukommen würde. Ich war sehr überrascht über den Mut, sich mir zu öffnen, und sein Vertrauen und bedankte mich dafür. Ich sagte ihm, er solle sich keine Sorgen machen, in meinem Projekt würde es zu keiner Eskalation kommen. Der Jugendliche lächelte mich „halbherzig“ an, ich konnte sehen, wie ihm die Nervosität in das Gesicht geschrieben war. Diese Gefühle gingen doch unmittelbar auf mich über, verbunden mit einem schlechten Gewissen, solche Versprechungen zu machen. Daraufhin sagte er mir, dass er beim nächsten Mal wieder mitmachen würde. Ich wusste nicht genau, wie ich die Situation einschätzen sollte und äußerte meine Sorgen gegenüber den Bediensteten der Sportabteilung. Diese beruhigten mich. In der Folgewoche kamen beide Jugendlichen zum Capoeira-Training, nichts passierte und die Gefahr schien zunächst gebannt zu sein. Einige Wochen später in der Roda (dem Kreis am Ende des Trainings, in dem zwei Spieler gegeneinander antreten) tauschte der überlegene Jugendliche seine Position, so dass er dem unsicheren Jugendlichen gegenüberstand und die beiden als Nächstes in der Reihenfolge gegeneinander antreten mussten. Dies konnte nur geschehen, weil ein anderer Jugendlicher, mit dem der unsichere Jugendliche sich meines Erachtens eigentlich ganz gut verstand, seine Position räumte. Das verwunderte mich und machte mich wütend. Der unsichere Jugendliche bemerkte dies und schaute sehr besorgt drein. Er sagte, er wolle nicht erneut spielen. Macaco, der Capoeira-Meister, ging nicht darauf ein. Dann übernahm ein anderer, auch sehr introvertierter Junge, die Situation. Obwohl er gerade erst gespielt hatte, stellte er sich direkt wieder an die erste Stelle im Kreis, so dass er als Nächster gegen den Jungen spielen würde, der sich in der misslichen Situation befand.

Respektive verstehe ich, dass es sehr mutig von dem Jugendlichen war, sich für den anderen einzusetzen. Er riskierte es nicht nur, den Ärger auf sich zu ziehen und vielleicht selbst Ziel von Beleidigungen zu werden. Er hätte auch, nach Einschätzung der anderen Jugendlichen, die sich der Gefangenenhierarchie entsprechend auf die

Seite des „Chefs“ stellen, als Verräter, ein sogenannter „31er“, gelten können, was dazu führt, dass man gemieden und verachtet wird.

Diese Begebenheit war eine von zwei Situationen während der Laufzeit des Projektes, in der ich Angst hatte, dass es zu einer Eskalation kommen könnte.

8.5.8 Vielfältigkeit in der Capoeira als Qualität für die Gesamtheit und die subjektiven Erfahrungen jedes und jeder Einzelnen

Ein Grund dafür, dass in der Capoeira alle integriert waren und weiterhin dabeiblieben, auch wenn einige Jugendliche außerhalb der Turnhalle nicht miteinander sprachen oder sich nicht ausstehen konnten, war, dass die Capoeira für jeden etwas bot, in dem er gut sein konnte. Des Weiteren waren die Stärken, die in anderen Settings zu der Hierarchisierung unter den Gefangenen beitrugen, für die Capoeira nicht oder nur begrenzt bedeutsam. Ein Beispiel hierfür sind der Körperbau und der Grad der Sportlichkeit der Jugendlichen. Während es für alle Jugendlichen, mit denen ich sprach, sehr bedeutsam war, nicht dünn zu sein, arbeiteten viele, auch die Mehrzahl der Jugendlichen aus dem Capoeira-Projekt, sehr gezielt durch Hanteltraining und Fitness an ihren Körpern. Ein Jugendlicher erzählte mir einmal bei läufig, dass er in der Zelle immer rohe Nudeln essen würde, damit er zunimmt. Was die Jugendlichen nicht erwarteten, war, dass in der Capoeira viele Bewegungen vollzogen werden, bei denen Muskeln eher hinderlich, in keinem Fall jedoch von Vorteil sind. Somit wurden Vorteile, die manchen Jugendlichen im Gefängnisalltag entweder zu Ansehen oder anderen Privilegien verhalfen, unbedeutend.

Insgesamt war es so, dass die Jugendlichen, die besonders gut in einem Sport (hier kommt es auf die soziale Anerkennung des Sports an, Fußball stand ganz oben in der Anerkennung) waren, auch beliebt bei den anderen Inhaftierten waren, aber diese Rangordnung ebenso umgekehrt verlaufen konnte. Dies bedeutet, dass die Jugendlichen, die in der Gefangenenhierarchie oben standen, auch eine besondere Rolle im Sport einnahmen, unabhängig von ihrer Leistung oder Fähigkeit. Ein Beispiel ist eine Beobachtung aus dem Fußball. An den Mittwochnachmittagen fand stets das Fußballspiel auf dem Platz draußen statt, bei jedem Wind und Wetter. Wenn man zu dieser Zeit die Anstalt betrat, konnte man schon die hitzigen Gemüter spüren – es war immer eine ganz besondere Stimmung. Mir fiel nach einigen Wochen auf, dass ständig dieselben Jugendlichen den Ball holen oder abgeben mussten. Und bei genauerer

Betrachtung waren es diejenigen Jugendlichen, die zwar keine „Piccos“ waren, aber auf jeden Fall im unteren Drittel der Gefangenenhierarchie standen. Ebenso fiel mir auf, dass die Jugendlichen, die ich aus Beobachtungen und durch Nachfragen an Bedienstete und Jugendliche, zu den „Chefs“ zählen würde, überdurchschnittlich viel Ballbesitz hatten und wenig an andere Mitspieler abgaben. Was an dieser Stelle nicht sehr bedeutsam klingen mag, war für mich ein erster Erfolg im Hinblick auf meine Kenntnisse zur Gefangenenkultur und den Prisonierungsverläufen. Als ich mit den Sportbediensteten einen Nachmittag bei einem Kaffee in der Bediensteten-Umkleidekabine saß (dort hielten wir uns gerne in Ruhe auf, um uns zu unterhalten), konnte ich ihnen jene Beobachtung rückmelden und sie fragen, ob dies auch ihr Eindruck war. Ein Bediensteter erzählte, dass es durchaus so sei, dass die „Chefs“ immer, auch beim Sport, eine privilegierte Rolle einnahmen und das teilweise sehr gut zu beobachten sei. Ich fragte, ob das bei allen Sportangeboten so ist. Die Kolleg*innen entgegneten, dass es nur bei den sehr beliebten Sportarten so sei, beim Tischtennis könnten sie das zum Beispiel nicht erkennen. Interessant dachte ich. Meine erste Vermutung war, dass es eine Rolle spiele, ob die Sportart kompetitiv ist. Das konnte allerdings nicht der Fall sein, denn beim Tischtennis entstehen durchaus auch Konkurrenzsituationen, in denen es noch dazu gilt, in einer Eins-zu-Eins-Situation den anderen zu schlagen. Es schien etwas mit der Gruppe zu tun zu haben, denn während Basketballspielen konnte es auch schon einmal eskalieren; und die zuständige Bedienstete berichtete, dass es häufiger Entgleisungen und Beleidigungen gäbe, auf die sie mit Sportsperren und Abmahnungen reagierte.

Ich fing an zu verstehen, dass die Gruppensituation im Zwangskontext Gefängnis eine Schlüsselrolle spielte.

Das war umso erstaunlicher, als dass die Capoeira auch ein Sport in der Gruppe war und es ebenfalls Situationen gab, in der Konkurrenz eine Rolle spielte.

8.5.9 Die wöchentliche Teilnahme

Ein ebenso wichtiges Kriterium, um zu verstehen wie gut das Projekt ankam, war von vornherein die stete Teilnahme der Jugendlichen. Daran war zu erkennen, dass unabhängig von persönlichen Krisen und der Gesamtsituation (wie beispielsweise die mitunter extrem hohe Temperatur in der Halle) die Jugendlichen dem Projekt Priorität einräumten und selbst dann zu Training kamen, wenn sie wenig motiviert waren. Auch an dieser Stelle war es herausfordernd innerhalb der Interviews Anhaltspunkte zu

dafür zu finden, was die jeweilige Motivation war und wie die Jugendlichen sich erklärten, dass alle bis zum Ende dabei blieben.

I: „Ja, das hat mich gewundert. Das, das wirklich. Also, wo ich hierhergekommen bin und, ähm, das Projekt vorgestellt hab, haben viele sofort gesagt: ‚Ja, aber es werden nicht alle dabei bleiben. Ganz viele werden gehen.‘ Und so war es aber nicht.“

B: „Ja. Also, bei dem Hip-Hop zum Beispiel, da waren es auch, glaub ich, am Anfang fast 20 Leute oder so. Und als ich dann das letzte Mal da vorbeigegangen bin, als du auch da warst, wie viele waren da noch? So sechs, sieben Leute vielleicht noch. Da haben zwei gequatscht.“

I: „Und das ist ja auch ein super cooles Projekt. Ich mein, der Ousman, der ist richtig cool.“

B: „Ja.“

I: „Hip-Hop ist richtig cool. Ich frag mich halt, Capoeira ist ja auch nicht einfach (B. stimmt zu), ich frag mich halt, wie das gekommen ist, dass da trotzdem alle jede Woche hingegangen sind. Ne Idee?“

B: „(Schüttelt den Kopf) „

I: „Keine Idee?“

B: „Du?“

I: „Ich hatte das Gefühl, dass die Stimmung ganz anders war. Also, das was du eben auch gesagt hast mit den Zusammenhalt, das fand ich ganz extrem.“

B: „Ja.“

Wie an dieser Passage zu erkennen ist, waren die Jugendlichen bei ihren Formulierungen sehr zurückhaltend. Dementsprechend erleichternd war es, „harte Fakten“ wie bspw. die Teilnahmequote zu haben oder die Beobachtungen zum Verlauf der Gruppendynamik und der Atmosphären.

8.5.10 Auspowern als Moment des Glücks

Von mir selbst kenne ich das Gefühl sehr gut, dass die körperliche Verausgabung durch den Sport auch eine beruhigende Wirkung auf den Leib und den Verstand hat. In Randgesprächen erzählten die Jugendlichen häufig davon, dass es manchmal Situationen im Sport in der JVA gäbe, die sie glücklich machten, dass dies aber auch gegenteilig sein könnte, wenn es zu Konflikten z.B. im Fußball kommt. Was mir mehrheitlich auffiel war, dass die Jugendlichen glücklich aus dem Capoeira Training rausgingen und manche sogar raus hüpfen oder die Jugendlichen die Halle singend und klatschend verließen. Aus heutiger Perspektive erklärt dies auch, warum die Jugendlichen auf andere Dinge, wie das gemeinsame Kochen in der WG, verzichteten, um am Training teilzunehmen. Durch das auspowern stellten sie sicher, gut schlafen zu können, was für die Lebensqualität aus Sicht der Inhaftierten eine immense Rolle spielte.

I: „Also, ich mein nach dem Training zum Beispiel.“

B2: „Ach so. Da war ich erschöpft. Und glücklich.“

I: „Wie fühlt sich das an?“

B1: „Ja, glücklich, weil wir waren so ein bisschen, wir haben zu viel Energie gehabt, und dann Capoeira machen, und dann wir sind müde.“

B2: „Dann duschen, essen.“

B1: „Dann, genau, duschen und essen.“

B2: „Und dann schlafen, aber glücklich.“

B1: „Und schlafen, aber richtig glücklich, ja. Ja, mit so richtige Gefühl, ja. Bei mir passiert auch, am Anfang passiert, wann kommt nächste Woche und so.“

Diese Kommentare verdeutlichen etwas, was die Lebenssituation in Haft sehr gut nachzeichnet und ebenso verständlich werden lässt, welche Prioritäten und Strategien notwendig werden, um den Alltag zu überstehen. Dabei spielt der Schlaf eine Schlüsselrolle. Wie bereits innerhalb der Passagen zu den Interviews erwähnt, hatten die meisten Jugendlichen, mit denen ich sprach, ausgeprägte Schlafstörungen, die sie quälten. Diese rührten daher, dass die Jugendlichen nach einer Zeit auch versuchen tagsüber zu schlafen, um sich gewissermaßen dem Alltag und der Lebenszeit in Haft

zu entschlafen. Dadurch lagen sie oft nachts wach, die Gedanken wurden in der Stille lauter und der Lebensrhythmus geriet aus den Fugen. Schlafen zu können und einen geregelten Alltag zu haben schien vielen nicht mehr möglich, wenn auch viele Jugendliche sich danach sehnten, müde zu sein und den Tag so zu verleben, dass er sich nicht hinzog und die Gedanken und Sorgen den Platz einnahmen.

In diesem Kontext stellte der Sport die einzige Möglichkeit dar sich auspowern und, wie im folgenden Punkt noch deutlicher dargestellt werden kann, zu vergessen was war und was kommt. Im atmosphärischen Hier und Jetzt zu leben und sich zu verausgaben, so dass die Nacht zur Ruhe genutzt werden kann, schien eine der Hauptmotivatoren der Jugendlichen, viel Sport zu treiben.

8.5.11 Spaß und die Möglichkeit, alles zu vergessen

B: „Keine Ahnung, mein Gefühl sagt, Capoeira ist gut‘, und wenn ich Capoeira mache, dann ich kann alles vergessen. Egal was passiert bei mir in meinem Leben und so, ich kann alles vergessen. So viel lachen, so viel Spaß haben. Mit beste Freund auch diese Capoeira-Mannschaft und so.“

Diese Passage beschreibt sehr eindrücklich, dass ein Projekt nicht nur ein Projekt sein kann, sondern dass ein Projekt eine Möglichkeit sein kann, alles andere was im Leben (negatives) passiert, hintenanzustellen. Der Jugendliche des vorangegangenen Zitats beschreibt, dass sein Gefühl ihm sagt, Capoeira ist gut. Zu Beginn des Projektes hatte er kaum Kontakt zur Gruppe, schien mir gegenüber sehr misstrauisch (und wollte zu Beginn als Einziger keine Interviews führen), und ich war des Öfteren bei Streitigkeiten zwischen ihm und seiner Sozialarbeiterin dabei. Es gab zwar Jugendliche aus seiner WG, die ebenfalls beim Capoeira-Projekt mitmachten, mit denen er aber bis dato wenig oder nichts zu tun hatte. Der Jugendliche war als Kind aus Algerien geflüchtet und hatte sich, bevor er zum zweiten Mal inhaftiert wurde, in einigen europäischen Ländern als Straßenkind durchgeschlagen. Ich führe es auf seine Biografie zurück, dass er sich keiner festen Clique im Gefängnis anschloss und den anderen Jugendlichen eher skeptisch begegnete. Mit seiner Sozialarbeiterin und einigen Bediensteten hatte er regelmäßig Ärger. Er schien mir eher ein Einzelgänger zu sein, obwohl er zu den Jugendlichen zählte, die von den anderen Inhaftierten respektiert wurden. Anfangs war es für ihn schwer, sich auf das Projekt und die heterogene Gruppe einzulassen. Er beschwerte sich bei mir über das kindische Verhalten einiger

Jugendlicher und konnte sich nicht konzentrieren. Im Laufe der Zeit erlebte ich ihn zunehmend fröhlicher, und wenn ich ihn auf dem Hof sah, winkte er mir freudig zu und rief, er würde sich schon wieder auf Capoeira freuen. Diesem Jugendlichen machten alle Aspekte der Capoeira Spaß. Er ist ein drahtiger Typ, der sowohl Ausdauer hatte als auch viel innerhalb der akrobatischen Einheiten ausprobierte. Die größte Veränderung stellte ich aber fest, wenn es am Ende der Stunde in die Roda ging. Im Verlauf des Projektes hatte der Jugendliche zwei Inhaftierte ausgesucht, denen er sich anschloss und mit denen er fortan auch andere Sportarten zusammen trainierte. Er entwickelte sich zu einem der Gruppenanführer bezüglich der Motivation und der Stimmung, die er in die Gruppe trug. Er lachte sehr viel und betonte wöchentlich, wie viel Spaß ihm Capoeira machte. Er lernte die Tritte sehr schnell und konnte sich auf das Spiel mit anderen einlassen. Ich sah ihn häufig die Trainingspartner wechseln, was mich sehr erstaunte und ebenfalls den Bediensteten auffiel. Im Gespräch mit ihm äußerte er sich nicht mehr abwertend über einige aus der Gruppe, sondern zunehmend positiv über andere und begann sie seine Freunde zu rufen. Beim Fußball war er mir dadurch aufgefallen, dass er sehr aggressiv spielte, und auch der Bedienstete, der die Gruppe leitete, sagte, dass dieser Jugendliche viele Inhaftierte unterdrücken und die Gefangenensubkultur anführen würde. Später allerdings sprach er mich darauf an, dass dieser Jugendliche kaum noch Probleme bereiten würde und sich ruhiger verhielt. Ich denke, dass das Setting ihm die Möglichkeit bot, Nähe zuzulassen und über das Spiel mit den Anderen positive Erfahrungen zu machen, für die es sonst in seinem Alltag keinen Raum gab. Er hatte auch viel Freude an der Musik und erzählte, die Rhythmen in den Capoeira-Liedern würden ihn an die Musik aus seinem Heimatland erinnern. Ich trainierte häufig mit diesem Jugendlichen, weil ich mich ihm anvertrauen konnte und er sehr behutsam mit mir umging. Gerade wenn wir akrobatische Übungen machen mussten, die nicht meine Stärke waren, ermunterte er mich und gab mir Hilfestellungen. Wenn uns etwas gelang, was uns vorher schwergefallen war, klatschten wir „High Five“, und er freute sich.

8.5.12 Der Verzicht auf Goodies

Der Haftalltag der Jugendlichen ist durch die Goodies strukturiert, die Highlights, auf die sie sich freuen, und die ihnen Zuversicht geben. Für viele Inhaftierte sind dies die Besuche der Verwandten und Freunde, Pakete, auf die sie zweimal im Jahr ein Anrecht haben, Telefonate oder das Kochen mit den Inhaftierten in der Wohngruppe,

mit denen sie sich gut verstehen. Dabei ist es nicht so, dass die Ereignisse, auf die die Jugendlichen sich manchmal monatelang freuen, auch zwingend ein schönes Erlebnis werden. So war es häufig so, dass die Jugendlichen zwar während des Besuchs glücklich waren, dass aber das häufig abrupte Ende dieser Besuche sie mit einem schwermütigen und wütenden Gefühl zurückließ und sie dies mit in ihre Zelle nahmen. Einige Jugendliche erzählten mir dann später, dass sie ihrer Wut in der Zelle durch Schlagen gegen die Wände oder das Beschimpfen von Bediensteten Luft machten.

Insgesamt waren die Besuche und das Kochen mit den Mithäftlingen positive Erlebnisse und die Jugendlichen konnten sich im Vorfeld auf diese Termine freuen. Um so erstaunlicher war es für mich von anderen Inhaftierten zu erfahren, dass die Jugendlichen auf ihre Goodies verzichteten, um am Capoeira Unterricht teilnehmen zu können. Das hatte ich nicht vermutet und die Jugendlichen sprachen es in meiner Anwesenheit nicht an. Es war mir durchaus bewusst, dass die Stimmung von Woche zu Woche, bis auf wenige Ausnahmen, besser wurde. Ich hatte jedoch nicht damit gerechnet, dass unser Projekt den Jugendlichen so wichtig war, dass sie auf andere Dinge, die vormals eine Art Rettungsanker für das emotionale Überleben darstellten, verzichteten.

8.5.13 Stop der Einnahme von Drogen

Ebenso überrascht war ich, als ein Jugendlicher mir erzählte, dass er durch das Capoeira-Projekt aufgehört hatte, Marihuana zu konsumieren. Was sich aus meiner Perspektive erstmal unglaublich anhörte, wurde mir durch die zuständige Sozialarbeiterin bestätigt, die den Jugendlichen kurz zuvor auf den Drogenkonsum testen ließ (welcher bis dato positiv ausfiel). Das Projekt hatte sich für diesen Jugendlichen, der insgesamt sehr viel Sport in der Anstalt machte und welcher gezielt von ihm zum Bearbeiten negativer Gefühle eingesetzt wurde, zu einer Strategie entwickelt, die den Konsum von Marihuana ersetzte. Dieser Jugendliche erzählte, dass er nach Capoeira immer besonders gut schlief und er sich die ganze Woche auf das Training freute.

Dieser Fall war wirklich außergewöhnlich und ich weiß von keinem anderen Teilnehmer, dass Capoeira sich derart auf seinen Drogenkonsum auswirkte. Es zeigt aber auch, dass der Konsum von Drogen, das Ausüben von Gewalt und der Sport sehr eng miteinander in Verbindung stehen und dass spezifische, sportliche Projekte eine Strategie sein können, Alltag zu bewältigen. Eine Vermutung bleibt weiterhin, dass die

kollektive Atmosphäre die Jugendlichen nicht nur in dem exakten Moment des Trainings beeinflusste, sondern die Jugendliche durch die Zeit trug. Das Training war nicht mehr zweckgebunden, sondern wuchs mit der Zeit zu einem Setting, einer geteilten Atmosphäre heran, zu der die Beziehungen untereinander genauso gehörten wie gemeinsame Rituale und der Zusammenhalt (welcher auch erforderte, auf Konflikte zu verzichten).

Im Fall des Capoeira Projektes war es eher so, dass die Atmosphäre auch nach offiziellem Schluss bestand hatte und die Jugendlichen sich singend und klatschend, per Handschlag oder Umarmung von uns und untereinander verabschiedeten. Dies ließ darauf schließen, dass die Atmosphäre des Projektes Einfluss auf die, oft schwermütige oder latent wütende, *leibliche Disposition* der Jugendlichen hatte. Dies hatte zur Folge, dass eine gemeinsame Atmosphäre entstand, die sich aneinander auflud und zunehmend ausgelassener und fröhlicher wurde. Die subjektiven Erfahrungen der Jugendlichen mit den privaten Gefühlen gingen in die Atmosphäre ein, schienen dabei zu verblassen und die Jugendlichen hatten die Möglichkeit das, was sie mitbrachten, hinter sich zu lassen und etwas gespürt-positives für sich mitzunehmen.

8.6 Das Projekt als Raum für Zusammenhalt und das Entstehen des Gemeinsamen

Den Teamgeist, der im Laufe der Zeit entstand, konnte ich zum einen beobachten, zum anderen waren es sowohl Kommentare von Bediensteten, die mich auf Details diesbezüglich aufmerksam machten, sowie die Jugendlichen selbst, die die Veränderungen ansprachen. In den Interviews gab es häufig Ausführungen zum Gemeinsamen, welches sich entwickelt hatte und welches das Capoeira-Projekt aus Sicht der Jugendlichen auszeichnete. Dabei waren die Selbstverständlichkeiten und die Struktur, die dem Projekt inne lag, die Grundpfeiler für die Entstehung der kollektiven Atmosphäre und der daraus hervorgehenden Selbstverständlichkeiten, die sich über das Eigene in Form von leiblicher Disposition oder der subjektiven Situation stülpte. Selbst wenn jemand einen schlechten Tag hatte, wie es mir zweimal passierte, und dadurch keine Motivation vorlag beim Training mitzumachen, sprang die Gruppe ein und erinnerte daran, dass es wichtig ist, das Alle mitmachen.

I: „Und ich weiß noch, ich bin einmal mittwochs reingekommen und dachte ‚boah, nä, ich kann jetzt hier nicht noch Capoeira machen!‘“

B: „Das war zweimal so. Da hatten wir dich überredet.“

I: „Ja.“

B: „Ja.“

I: „Kannste dich auch noch erinnern?“

B: „Einmal warst du traurig wegen deinen Schuhen (lacht), und dann hast du gesagt, du hast Kopfschmerzen und alles, da hast du aber mitgemacht. Und noch mal. Zweimal war das, glaub ich.“

Sowohl den Jugendlichen als auch Macaco und mir gelang es einander zu motivieren und der strikte Ablauf lud dazu ein, mitzumachen, sich zu ergeben und der Gruppe und dem Setting zu folgen.

Gugutzer und Staack konstatieren, „*dass Rituale eine bedeutende Funktion für den Zusammenhalt gesellschaftlicher Gruppen und Gemeinschaften erfüllen*“ (vgl. Gugutzer und Staack 2015, S. 12). So vielfältig die Rituale in unseren Trainings waren, so different gestaltete sich auch die Wirkung. In der damaligen Situation, als ich die Schuhe noch anhatte, war ich über die Aufmerksamkeit überrascht, mit der die Jugendlichen die Halle betraten und sofort „auscheckten“, ob alles so war, wie es sein musste. Sofort fiel ihnen auf, dass heute etwas anders war.

*Ich erinnere mich gut an diesen Tag, an dem alles schiefging. Ich hatte vorher in Frankfurt Theaterprobe mit psychisch kranken Erwachsenen. Wie immer stellten wir unsere Schuhe beiseite und begannen zu spielen. Nach der Probe wollte ich meine Schuhe anziehen, welche meine Lieblingsschuhe waren und die ich erst kürzlich neu besohlen hatte lassen. Als ich an den Platz schaute, an dem ich sie vorher abgestellt hatte, fiel mir auf, dass sie weg waren. Ich suchte sie eine Zeit lang alleine, danach bat ich meine Kolleg*innen, mir zu helfen, selbst die Klient*innen suchten das ganze Haus ab. Sie waren weg. Bis heute weiß ich nicht, wo meine (gebrauchten) Schuhe hingekommen sind, ich wusste nur, dass ich sehr traurig war und mit Schuhen aus der Requisite (marokkanische Schlappen) zur Strafanstalt fahren musste. Das machte mich auch wütend, und so kam ich genervt, traurig und frustriert in der JVA an. Ich erklärte Meister Macaco, dass ich Kopfschmerzen hätte und heute einmal nicht mitmachen würde. Macaco respektierte mich, außerdem war ich auch die Projektleitung, also lächelte er halbherzig, fragte nach dem Grund, nahm es aber hin.*

Ich war fest entschlossen, nicht mitzumachen, und dachte noch bei mir, das wäre eine super Gelegenheit, zu beobachten und Notizen zu machen. Wenige Minuten später betrat der erste Jugendliche die Halle. Er blickte auf meine Füße, sah, dass ich meine Schuhe noch trug, kam zu mir zur Bank und forderte mich auf, meine Schuhe auszuziehen. Das war stets die Voraussetzung, um beim Training mitzumachen. Ich erklärte ihm, dass ich Kopfschmerzen hätte und pausieren wolle. Er versuchte noch eine Weile, mich zu überzeugen und stellte sich dann in die Mitte des Raumes. Daraufhin kamen die restlichen Jugendlichen herein, und einer der Jugendlichen kam sofort auf mich zu und sagte: „Frau Feldermann, was ist denn da los? Sie haben ja Ihre Schuhe noch an!“ Ich erklärte ihm die Situation mit dem Diebstahl meiner Schuhe. Er lachte, wunderte sich, wer denn so blöd ist und Schuhe klaut und sagte lächelnd: „Das ist kein Grund, Sie sagen immer, wir sind eine Gruppe. Also, Schuhe aus und mitmachen!“. Mir blieb in dem Moment die Sprache weg, die anderen Jugendlichen lächelten und bekräftigen seinen Einwand. Ich war gerührt, dass es den Jugendlichen wichtig zu sein schien, dass ich mitmachte und sie von mir einforderten was auch ich von ihnen einfordern würde. Aber vor allem freute es mich, dass ein Gemeinschaftsgefühl entstanden war. Ich setzte mich hin, zog meine Schuhe aus und machte mit.

B: „Oder was ich anders finde beim Capoeira? Na ja, beim Capoeira ist auf jeden Fall Gemeinschaft, und da gibt es keine Egotrips oder so, man ist auf andere Leute angewiesen und so.“

Das Gemeinschaftliche der Capoeira bezieht sich auf verschiedene Ebenen und Abläufe. Durch die Rhythmisierung der Bewegungen und der Choreografien zum Takt der Musik entstand ein gemeinschaftliches Gefühl. Gerade während des Trainings in Reihen und anhand der synchronen Bewegungen entwickelte sich das Gefühl, einer Einheit anzugehören, in der jede*r Einzelne Teil eines Gesamtbildes war.

„Durch diese auf Synchronität gerichteten Praktiken werden positiv empfundene Wir-Erlebnisse und Gruppengefühle hervorgerufen oder verstärkt. [...] Sie [die Wir-Gefühle, Anm. der Verf.] stehen für eine Gemeinschaft Gleichgesinnter und repräsentieren nicht nur die zeit-räumlich gebundene Euphorie, sondern erzeugen auch Vorstellungen davon, was Gemeinschaft überhaupt bedeuten könnte“ (Niekrenz in Gugutzer JAHR, S. 42f.).

Weiter führt Niekrenz aus, dass ebenso Symbole (bei ihr mit Bezug zu Fußballfans), hier bedeutsam die Capoeira-Anzüge, zum Gruppengefühl und der Entstehung des Wir-Gefühls beitragen.

Diese Euphorie, die im Projekt entstand, führte jedoch nicht nur dazu, dass wir alle beim Training mitmachten (mit Blick auf das Spüren im Hier und Jetzt), sondern diese Gefühle nahm jede*r für sich mit in ihr/sein Leben. Daraus gingen Erinnerungen und Motivationen hervor, die an das Projekt geknüpft waren und die die leibliche Grundlage dafür bildeten, dass wir erneut miteinander Capoeira machen wollten.

So wie die Rituale und die Symbole dazu führten, dass ein Gefühl für Gemeinschaft entstehen konnte, so ist diese positive Entwicklung auch auf die kompetitive Ebene von Capoeira zurückzuführen. Meuser spricht davon, dass der Wettbewerb eine vergemeinschaftende Funktion hat (vgl. Meuser 2008, S. 5171). Gerade innerhalb homosozialer Gruppen, und hier verstärkend in der Lebensphase Adoleszenz, werden so Geschlechterverhältnisse und Ordnungsstrukturen ausgehandelt (ebd.). Für das Capoeira-Projekt möchte ich behaupten, dass die Vergemeinschaftung dadurch bestehen konnte und die Konflikte untereinander erübrigte, weil die Dynamik und somit auch die Struktur der Gruppe auf Grund der vielfältigen Anforderungen fließend waren. Im Unterschied zu anderen Spielen, wie dem Fußballspiel, waren Kompetenzen und Ressourcen nicht gegeben, sondern sie konnten je Fragment und Einheit erst entwickelt oder ausgebaut werden, wurden dennoch aber nicht zum gleichbleibenden Maßstab. Wer zum Beispiel sehr gelenkig war, hatte vielleicht Vorteile den anderen Jugendlichen gegenüber, wenn es an die akrobatischen Übungen ging. Diese Jugendlichen waren allerdings nicht automatisch ebenso begabt bei den tänzerischen Schritten oder dem gemeinsamen Musizieren, was nicht nur einer schnellen Auffassungsgabe, sondern auch der Musikalität und dem Rhythmusgefühl sowie dem Mut, laut vor und in der Gruppe zu singen, bedurfte.

Es ist aber nicht nur der Wettbewerb, der den Bezug zueinander verstärkt und die Jugendlichen füreinander empfänglich macht. Capoeira kann lediglich in diesem Wechselspiel bestehen, und so wie der Jugendliche in dem vorangegangenen Zitat selbst konstatiert, kann es in der Capoeira keine Egotrips geben. Dies war ein Momentum, das allen anderen Sportangeboten konträr gegenüberstand und das Einzigartige jenes Projektes ausmachte: der Zusammenhalt auf Basis der leiblichen Kommunikation, ohne den das Capoeira-Spiel nicht möglich ist. Es war für viele

Jugendliche eine neue Erfahrung, dass das Spiel dann zum Stillstand kam, wenn ein Teilnehmer aus der Rhythmik der antagonistischen Einleibung ausstieg, um seine eigenen Interessen im Sinne des Gewinnens durchzusetzen. In diesen Fällen war das Spiel mitsamt der solidarischen Einleibung bezogen auf die Gruppe und die Musik unterbrochen, und der Sieg wurde zu einer Niederlage.

8.6.1. Axé

Die Entstehung des Gemeinsamen, des verbindenden innerhalb der *kollektiven Atmosphäre*, war auch ein Ergebnis des Axé, der Energie, die sich den Raum nahm und die, maßgeblich während der Rodas, alle in ihren Bann zog. Sie wurde durch die Mitglieder der Gruppe hergestellt, berührte und durchströmte jeden einzelnen Capoeirista und macht die kollektive Atmosphäre in der Capoeira aus. Alle konnten, in Anlehnung an dieses Gefühl, die *kollektive Atmosphäre*, diese Gefühle wieder verkörpern, gemeinsam austauschen und reproduzieren. Schmitz hat mit seinem Atmosphärenbegriff nicht nur auf etwas Bedeutendes und Existenzielles hingewiesen, durch den Atmosphärenbegriff erweitert er das Bewusstsein für die Phänomene, die bisher nur schwerlich eingeordnet werden können. Mir war von vornherein klar, dass es dieser Zauber war, den ich mit dem Projekt erzeugen wollte und innerhalb dessen ich wusste, dass so viel möglich werden kann. Dass diese Atmosphäre jedoch zu einem Antagonisten der Drogen und der leiblichen Dispositionen werden könnte, hätte ich zu Beginn nicht für möglich gehalten und konnte nur schwer verschriftlicht und in die Form einer wissenschaftlichen Arbeit gegossen werden.

8.7 Zusammenführung der Ergebnisse

Die *kollektive Atmosphäre* als gemeinsames Moment der Verkörperung von Gefühlen schweißt zusammen. Sie greift über auf die Jugendlichen, und die Konstruktionen von Alltagsbeziehungen verschwinden hinter dieser gemeinsamen Erfahrung. So wird es möglich, dass nicht nur zu einzelnen Menschen durch die *wechselseitige Einleibung* Vertrauen hergestellt wird, sondern die Jugendlichen schaffen es, in der Gruppe unter den Blicken aller eigene Schamesgrenzen zu überwinden und sich Neues zu trauen. Dieses Neue integrieren sie als Erfolg und positive Erfahrung in ihr Selbstkonzept und lernen, sich selbst mehr zuzutrauen.

Das Gemeinsame und die Bedeutung der Gruppe waren wesentliche Aspekte für das Gelingen des Projektes. Gerade die Tatsache, dass Capoeiristas von draußen in die Anstalt kamen, war für die Jugendlichen wichtig und hatte eine Aufwertung des Projektes zur Folge. Somit kann an die Ausführungen von Walter (vgl. Walter 1972, S. 9) angeknüpft und zumindest für das Capoeira-Projekt festgestellt werden, dass diese Begegnungen etwas Normalität in die Anstalt brachten und die negative Wirkung des Vollzuges für einige Augenblicke aufhob. Das Zitat des Jugendlichen, der sagte, dass nur Macaco und ich sie als Menschen respektierten und sie sonst wie Tiere behandelt würden, stützt ebenso Walters Forderung danach, dass es dem Gefühl der Gerechtigkeit und der Wertschätzung bedarf, um resozialisiert zu werden (ebd.).

Wie in den Passagen zum Abschlussevent, aber auch bei vielen anderen Zitaten davor deutlich wurde, benötigte es den Zusammenhalt und das Vertrauen in der Gruppe, um sich der Aufgabe, der Prüfung, stellen zu können und ein positives Erlebnis miteinander zu teilen. Dass einige Jugendliche sagten, es sei das erste Mal in ihrem Leben gewesen, dass sie etwas durchgezogen oder erreicht hätten, nimmt für mich an dieser Stelle eine bedeutende Rolle ein. Zum einen war da die Gruppe, die dies möglich machte (zu der ich auch die Externen zähle), zum anderen der Mut, sich einer Herausforderung zu stellen. Viele Jugendliche haben bis zu diesem Tag häufig (manche ausschließlich) in ihrem Leben Dinge nicht bewältigen können, gerade wenn es um Leistungen und das Abrufen der Leistungen geht. Das hieß für die Jugendlichen, Demütigungen erfahren zu müssen und bildete die Grundlage einer in sich erschütterten Identität. Dies hinter sich zu lassen und sich zuzutrauen, eine neue Erfahrung zu machen, immer im Hinterkopf, dass man scheitern kann (oder wird), ist eine enorme und sehr mutige Leistung der Jugendlichen. Dass sie dies selbst ebenso bewerteten, trat durch Äußerungen hervor, die sie nach der Batizado trafen. Einige sagten, es sei der schönste Tag in ihrem Leben gewesen, und zwei Jugendliche suchten mich, nachdem sie die Anstalt verlassen hatten, auf Facebook, um sich für die gemeinsame Zeit und das Projekt zu bedanken. Ein Jugendlicher erzählte mir, dass er seine Oma direkt nach der Abschlussveranstaltung angerufen hätte (er war bei ihr aufgewachsen, da sein Vater im davorliegenden Jahr in einer Strafanstalt verstorben war und seine Mutter in einer anderen JVA einsitzen würde), um ihr von seinem Erfolg zu erzählen. Das berührte mich sehr, da ich wusste, dass viele Jugendlichen davon träumten, ihre Eltern oder nahestehenden Verwandten einmal im Leben glücklich zu machen. Dies äußerten sie in Interviews entweder mit Bezug

darauf, was sie ihren Familien durch ihre Straftaten angetan hatten und dass sie dies wieder gut machen wollten, oder indem sie ganz konkret sagten, womit sie hofften, die Eltern glücklich zu machen (u. a. mit einer Drogentherapie, Beendigung der Ausbildung).

8.7.1 Das Exotische

Was nur wenig Raum in den Interviews einnahm, was jedoch angenommen werden kann, war das besondere an der Capoeira dadurch, dass die meisten Jugendlichen sie nicht kannten und sie somit den besonderen Status des Exotischen innehatte. Die Jugendlichen zeigten sich vom ersten Tag an stolz, die Anzüge mit den dazugehörigen T-Shirts zu tragen und ich wurde mehrfach von Inhaftierten, die nicht an unserem Projekt teilnahmen, angesprochen, ob sie auch so ein T-Shirt bekommen könnten. In einem Alltag der stringenten Routine, in dem alles berechenbar ist, ist das Projekt umso mehr herausgestochen und die Jugendlichen haben durch ihre Teilnahme die Aufmerksamkeit aller anderen auf sich gezogen.

Ein Jugendlicher schwärmt davon, was die Capoeira für ihn so besonders macht:

B: „Gibt es großen Unterschied zwischen Capoeira und Fußball. Fußball is, das is, wie kann man sagen diese Scheiße, weltweit, oder wie kann man sagen. Alle spielen Fußball. Egal wer, mit sechs Jahre bis 80 Jahre oder so. Aber Capoeira, neee, ich habe noch nie Capoeira gelernt. Erstes Mal hier in Knast. Und, es war Hammer, ja, gibt es brutale Sachen. Zum Beispiel springen und dies und das. Die sind richtig cool. Und ja, ich hab schon überlegt, warum ich das nicht. Irgendwann ich kann das alles lernen und das machen, ja. Und deswegen bin ich in Capoeira.“

Der Jugendliche erzählt auch vom Tag der Aufführung und wie besonders es für ihn war, dass er sich die Aufführung angucken konnte und somit einem besonderen Moment beiwohnte:

B: „Ich auch. Genauso. Richtig. Ich warte die ganze Zeit. Warten, warten, warten, warten. Ja. Und dann der Beamte so: Hey, Capoeira. Woaaaaah, ich bin aufgeregt, ich muss rennen. Ich muss das Capoeira gucken, wie ist dieses Capoeira und so.“

Dieses Zitat des Jugendlichen zeigt auf, was zweifelsohne anfangs dazu beigetragen hat, dass unser Projekt unter den Jugendlichen für Aufruhr sorgte: die Exotik, die mit der Capoeira einhergeht. Als ich seinerzeit mein Exposé für die Hans-Böckler-Stiftung anfertigte, hatte die Transnationalität der Capoeira einen maßgeblichen Stellenwert innerhalb des Promotionsprojektes. Ich vermutete, dass gerade die Transnationalität, das Brasilianische in Deutschland (das Brasilianische wird immer als sehr positiv, lebensfroh und exotisch verhandelt), für die Jugendlichen eine positive Konnotation innehatte und die Tatsache, dass der Meister schwarzer Brasilianer ist, für die Jugendlichen eine große Bedeutung haben könnte. Während des Verlaufes der Promotion hingegen verlor ich diese Spur, was nicht bedeutet, dass genau diese Vorannahmen falsch waren oder durch die vorliegende Arbeit nicht hätten bestätigt werden können. In der Auseinandersetzung mit den entkörpernten Interventionen in den Strafanstalten wurde es allerdings zunehmend bedeutsam, der Theorie ebenso eine maßgebliche Rolle zuzuteilen wie der Empirie und beide Teile miteinander zu verweben, wie es nun in der Arbeit geschehen ist. Durch diese Herangehensweise wurde der Aspekt der Transnationalität zunehmend unbedeutsamer, wenn es auch in der Praxis anders gewesen sein mag.

8.7.2 Der Meister als Schlüsselfigur und transnationaler Vermittler

„Der Macaco war anders als alle anderen. Der hat uns wie Menschen behandelt, nicht so wie Tiere, wie die das sonst hier drinnen machen.“

Wie wichtig die Rolle von Macaco war, fiel mir daran auf, dass alle Jugendlichen sagten, sie könnten ihn gut leiden. Auch lautete auf die Frage hin, warum sie denn jede Woche kämen, obwohl sie manchmal am Anfang des Trainings Unmut äußerten, die Antwort häufig: Macaco. Einige sagten, dass sie es „krass“ fänden, dass er jedes Mal extra wegen ihnen aus Darmstadt käme, viele mochten ihn wegen seiner Fröhlichkeit (und weil er und ich uns immer kabbelten und das zur guten Stimmung in der Gruppe beitrug). Nicht zuletzt war der Fakt, dass Macaco Brasilianer ist, ebenso bedeutsam. Die meisten Jugendlichen hatten ein Problem mit Deutschen³⁹ und sprachen das auch im Bezug zu mir öfter an, dass ich ja eher ein „Kanake“ wäre oder so ganz anders als die Deutschen, die sie sonst kennen würden. Wir sprachen häufig

³⁹ Toprak erklärt sehr verständlich die Entstehung dieses Abwehrmechanismusses ,Toprak 2001.

in der Sportabteilung über das Deutschsein, wobei die Vorstellung davon, was deutsch ist und Deutschsein ausmacht, bei jedem Jugendlichen unterschiedlich ausfiel. Insgesamt waren diese Bilder und Ansichten aber eher negativ konnotiert, was ich auf die Ausgrenzungserfahrungen beziehe, die die Jugendlichen im Laufe ihres Lebens durch die Zuschreibungen von anderen Menschen immer wieder gemacht hatten (vgl. Toprak 2007, 2016).

Wie wichtig es für die Jugendlichen war, Ansprechpartner*innen im Gefängnis zu haben, die ihrer Ansicht nach nicht Deutsch waren, veranschaulicht folgendes Beispiel. In der Haftanstalt, in der ich diese Studie durchführte, waren alle Bediensteten fast ausnahmslos Deutsche. Ob Schließer oder Sozialarbeiter*innen. Es gab jedoch einen schwarzen Schließer. Dieser war, wenn ich mich richtig erinnere, zwar ein Deutscher, durch seine Hautfarbe jedoch zählte er für die Jugendlichen nicht dazu. Er galt mit Abstand als der „korrekteste“ Schließer. Er sei locker und nett und würde die Jugendlichen nicht wie „Scheiß“ behandeln, hörte ich immer wieder. In der Tat sah er sehr sympathisch aus, und mir gefiel sein Umgang mit den Jugendlichen. Dieser Schließer ist auch ein positives Beispiel dafür, dass es nicht risikobehaftet sein muss, sich gut mit den Jugendlichen zu verstehen, wie es mir häufig von anderen (Bediensteten) erzählt wurde. Mit dem Deutschsein verbunden – aus Sicht der Jugendlichen – war zudem, dass diese den Deutschen zuschrieben, „hinterfotzig“ zu sein. Sie konnten ihnen nicht trauen, ganz unabhängig von der Position. Das wirkte sich für die Jugendlichen im Umgang mit den Bediensteten als sehr schwierig aus.

Dass das bei Macaco anders war, zeigte sich deutlich in der Unterhaltung mit einem Jugendlichen, der an dem Projekt teilnahm:

I: „Wie hast du den Macaco erlebt?“

B: „Der war ein guter Trainer.“

I: „Hat der ganz gut gemacht, ne?“

B: Ja, der hat die Sachen gut erklärt. Ja.“

I: „Was würdest du sagen über den Respekt, den der sportliche Leiter hier drinnen hat?“

B: „Boah, is unterschiedlich bei jedem Gefangenen.“

I: „Ja?“

B: „Ja!“

I: „Also kann man nicht sagen, die meisten so, die meisten so.“

B: Nä.“

I: „Bei manchen so, bei manchen so.“

B: „Einer kann den leiden, der andere hasst den. Ja. Jeder anders. Wie bei den Beamten hier auch. Ja.“

I: „Und bei der Frau H: und bei dem Herrn B. wahrscheinlich ähnlich, oder?“

B: „Ja.“

I: „Wie war das beim Macaco?“

B: „Den konnten alle leiden, denk ich mal. Ja. Nix mitgekriegt, dass den jemand nicht mochte oder so was (lächelt).“

I: „Krass, oder?“

B: „Ja. (Pause) Ja.“

Das Äußere von Macaco schien die Jugendlichen ebenso zu beeindrucken, was aus meiner Sicht nicht eng an die Verknüpfung der Kompetenzen gebunden ist. Schon bei der Vorführung waren die Jugendlichen von der Agilität der Meister und Schüler*innen beeindruckt, jubelten bei den Salti und den schwierigen Figuren. Sie wollten lernen, sich ebenso zu bewegen.

Dass die Jugendlichen sich über die Anzüge freuten, blieb mir, wie bereits beschrieben, lange Zeit unverständlich. Ein Jugendlicher erklärt hingegen seine Verknüpfung des Stellenwerts des Anzugs zu dem ästhetischen Äußeren des Meisters wie folgt:

I: „Und die Anzüge, da habt ihr euch voll gefreut, gä?“

B: „Ja, auf jeden Fall.“

I: „Wieso?“

B: „Ich weiß nit, einfach mal so was Neues hier, so einfach mal was Neues (lacht), das ist der gleiche Anzug, was der.“

I: „der Macaco an hat.“

B: „Ja, genau.“

I: „huuum.“

B: „Auf jeden Fall sieht gut aus.“

Diese Passage verdeutlicht drei Dinge: erstens die Bedeutung des Exotischen für die Beurteilung durch die Jugendlichen. Zudem den Stellenwert, den Macaco bei den Jugendlichen innehat und die Verbindung zu Attraktivität; zum anderen, dass die Jugendlichen sich diesem Idealbild annähern können, indem sie ebenso einen solchen Anzug tragen.

Hinsichtlich unseres Projektes hatte ich anfangs Bedenken, dass die Jugendlichen sich dagegen auflehnen könnten, wenn Macaco einen härteren Ton anschlägt. Wie in jedem anderen Kampfsport auch ist es in der Capoeira sehr wichtig, sich diszipliniert zu verhalten (auch wenn das in jeder Gruppe und bei jedem Meister etwas anderes bedeutet). Ich hoffte so sehr, dass die Jugendlichen mit einem guten Gefühl aus dem Unterricht gingen (was mit dem Verlauf des Projektes und meinem eigenen Unwohlsein mit Blick auf die Institution zunahm), dass ich es fast unerträglich fand, wenn Macaco ab und an schimpfte. Die Jugendlichen hingegen schienen damit kein Problem zu haben.

Ebenso bedeutsam war das Treffen der Capoeiristas im Gefängnis. Im Rahmen eines Workshops brachte Macaco einmal zwei Trainer mit in unser Training. Die Jugendlichen freuten sich sehr über den Besuch von draußen, und über den Zeitraum der Studie fragten sie wiederholt nach, ob es nicht möglich wäre, dass wir häufiger Besuch von anderen Kämpfer*innen bekämen.

Was sich für die Jugendlichen als noch wichtiger erwies, war die Batizado (Taufe) mit vielen Schüler*innen, die gemeinsam mit uns dieses Ritual vollzogen. An diesem Tag konnte ich sehen, wie die Jugendlichen nicht mehr Inhaftierte waren. Wir waren stattdessen eine große Gruppe von Menschen, die gerne Capoeira spielten und sich auf einen besonderen Tag vorbereiteten.

8.7.3 Kritische Aspekte

Mit dieser Arbeit sollte kein Projekt erschaffen werden, was nun in jeder Strafanstalt exemplarisch angeboten werden soll. Vielmehr konnte durch das Projekt verdeutlicht werden, dass der Leib als Agens (vgl. Meuser) eine bedeutende Rolle im Leben und bei der Bewältigung der Probleme junger Inhaftierter einnimmt und er somit auch die Chance begründet, bei den Gefühlen und den Atmosphären anzusetzen und in dem Rahmen, wie Probleme entstanden sind, diese auch zu bearbeiten.

Capoeira ist ein sehr spezifisches Projekt, und gerade in der Anstalt kam ihr eine besondere Bedeutung zu. Es geht nicht um die Reproduzierbarkeit dieses Projektes oder die Etablierung eines Prototyps, sondern vielmehr um die Verdeutlichung der Bedürfnisse und der diesbezüglichen andauernden Diskrepanz in der Konzeption. Zudem ist Capoeira per se hierarchisierend (im Hinblick auf das Verhältnis von Meister*in und Schüler*in) und ordnungsfanatisch, was die Strukturen untermauert und die Befähigungen damit auf das alltägliche Maß versteift. Viele Aspekte der Capoeira bieten aber keinen Gegenraum zum Raum Gefängnis, sondern sie vermögen, dass, was dort angetroffen wird, zu verstärken. Sie legt den Fokus auf die Körper und die Ästhetik, „männlich“ konnotiertes Verhalten und die Reproduktion auf eben solche Verhaltensweisen. Das schien den Jugendlichen aber auch Sicherheit zu verleihen und innerhalb eines exotischen, verunsichernden Projektes erkannten sie sich in den Rollenbildern- und Darbietungen wieder.

Dass die Capoeira noch immer eine männlich-dominierte Sportart ist, ist problematisch zu betrachten und aus diesem Grund war nicht nur meine Teilnahme am Projekt wichtig, sondern es kommt auch maßgeblich darauf an, wer den Unterricht anbietet. Diesbezüglich hätte das Projekt aus meiner Sicht auch ganz anders verlaufen können, was aber nicht dargelegt werden kann, da es nun war wie es war.

8.7.4 Es kommt auch bei der Capoeira auf die Variablen an

Wie bei allen Aspekten, die das Leben und vor allem das Zusammenleben, dann noch mal schwerwiegender die Krisenzeit Haft, betreffen, kam und kommt es auch bei Projekten in Jugendstrafanstalten auf die Variablen an, die vermögen oder eben auch nicht vermögen positiv erlebte Atmosphären zu erschaffen.

Folgend ein Zitat aus einem Interview. Hier bringt der Jugendliche das auf den Punkt, was unter den vorangegangenen Punkten diskutiert wurde.

B: „Aber mit den Anderen und da war das so, ähm, ich glaube, bei Capoeira war es nicht viel anders. Dass erst mal alle reinkommen, alle so: ma gucken, was geht denn hier ab, ma gucken, wie das heute läuft und was der Typ da vorne von uns eigentlich will und so, und dann ist man meistens so, man ist halt nicht besser und nicht schlechter als der andere. Bei so Gruppen, so festgelegten Gruppen, wenn so Leute von draußen reinkommen, also, wenn Sie jetzt zum Beispiel Capoeira machen, erste Tag mit fremden, ganz neuen Leuten, die Sie gar nicht kennen. Die kommen rein, dann fühlt, also, ich hab mich so gefühlt, der ist ja nicht schlechter oder der is ja nicht besser als ich oder ich bin ja nicht besser oder schlechter, da sind wir alle gleich. Wir lernen gerade alle den ersten Schritt zusammen, und vielleicht lernt der eine den ein bisschen besser oder nicht, aber das kommt dann erst nach einem längeren Zeitraum. Vielleicht kann der eine einen Salto machen, und der sieht das und sagt, ich will auch einen Salto machen, und der andere sieht das und sagt: Der Schmock macht Salto, kumma. Hoffentlich fällt der hin. Wissen Sie, was ich meine?“

I: „Uhuum.“

B: „Nach einem längeren Zeitraum kommen auch so, dann spalten sich auch die Leute und bilden so Gruppen und so. Aber am Anfang finden sich erst mal alle zusammen. Dann gibts keine Vorurteile und so, aber nach einem längeren Zeitraum war bei dem Hip-Hop-Projekt am Ende auch so, dass dann am Ende drei da saßen beim Abschlussessen und drei da. Aber beim Capoeira und so kommt doch drauf an, wer das macht und so.“

Der Jugendliche verdeutlicht, dass es wichtig ist, dass alle von einem gemeinsamen Punkt aus das Projekt beginnen und es die Möglichkeit gibt, mit den anderen zusammen an den Herausforderungen zu wachsen, ohne dass jemand offensichtlich überlegen ist. Das die Überlegenheit einzelner die anderen Jugendlichen stört wird an der Stelle des Interviews deutlich, an dem der Jugendliche die Missgunst beschreibt und den Wunsch, dass andere scheitern. Ich habe es auch so erlebt, dass unser Projekt im Besonderen deshalb erfolgreich war, weil die Jugendlichen alle einen Aspekt der Capoeira gefunden haben, der ihnen besonders zusagt hat und in dem sie

ihr Können unter Beweis stellen konnten. Der Jugendliche beschreibt in der Passage eindrücklich, dass mit Verlauf der Zeit und den voranschreitenden Fähigkeiten Einzelner die Gruppe gespalten wird, je nach Grad der Kenntnis. Während anfänglich alle auf einem Niveau sind, unterteilt sich die Gruppe nach Kompetenz. Bei der Capoeira war das nicht so, das bezieht der Jugendliche auch darauf, wer an dem Angebot teilnimmt.

Wie unter dem Punkt der Batizado beschrieben, haben bis auf einen Jugendlichen alle am Abschlussevent, teils entgegen der eigenen Erwartungen, teilgenommen. Dies ließ erkennen, dass die Konstellation der Gruppe und das, was innerhalb der letzten Monate passiert war, zum Gelingen des Projektes beigetragen hatte. Wie es unter anderen Umständen gelaufen wäre, kann aus meiner Perspektive und auf der Grundlage des vorliegenden Materials nicht beantwortet werden.

8.7.5 Chance ...

Es wäre aus meiner Perspektive unsinnig, das Capoeira-Projekt derart in den Strafanstalten zu institutionalisieren, dass es ein Regelangebot wird und die Teilnahme verpflichtend ist. Vielmehr sehe ich die Chance in einem Capoeira-Angebot darin, dass die Gruppe, die sich darin freiwillig bildet – mit Bezug zum Projekt, aber dennoch im verpflichtenden Kontext hinsichtlich der anderen Jugendlichen (die sich nicht immer wohlgesonnen sind) –, lernt, sich auf einander einzulassen und miteinander umzugehen. In unserem Projekt waren relativ viele Jugendliche mit einem stabilen Status. Diese haben im Verlauf des Projektes zunehmend gezeigt, dass sie sich auch auf die schwächeren Jugendlichen einlassen konnten und ihre Rolle nicht fortwährend verteidigen mussten. Zudem waren Kompetenzen, die im Haftalltag eine tragende Rolle spielten, wie besonders „männliches“ Auftreten oder ein sehr muskulöser Körper, nicht mehr so bedeutsam. In der Capoeira zeigte sich, dass Muskeln mitunter unwichtig waren, weil es für die Capoeira auf ganz andere körperliche Fähigkeiten ankam oder die Muskeln, die trainiert wurden, das Tanzen miteinander eher behinderten. Die Jugendlichen mussten sich umorientieren und häufig vom selben Punkt starten wie die Teilnehmer, die in der Gefängnis-Hierarchie eigentlich unter ihnen standen. Das führte dazu, dass die Gruppe im Laufe der Zeit eine Dynamik entwickelte, die für alle die gleichen Chancen bereithielt und die Jugendlichen auf eine Stufe stellte. Zudem mussten die Jugendlichen einander unterstützen, wenn sie mit dem Training oder in der Roda weiterkommen wollten, individualistisches Denken und

Handeln waren hier hinderlich. Dies sollte meiner Meinung nach mit Blick auf das Resozialisierungsziel erreicht werden.

8.7.6 Was erzählen die Jugendlichen den anderen über das Projekt?

Im Gespräch mit einem Jugendlichen, der erst nach dem eigentlichen Projekt zu der Gruppe stieß, hatte ich die Möglichkeit nachzufragen, was andere Jugendliche ihm über das Capoeira Projekt erzählten. Dabei war das, was er mir aus Sicht der Anderen wiedergab nicht sehr differenziert, es brachte aber auf den Punkt, was den Jugendlichen wichtig war. Sie hatten sich selbst für die Teilnahme am Projekt engagiert, was daran deutlich wird, dass der Jugendliche beschreibt, wie O hinterher rennt hinter dem Training. Er ist ein besonders authentischer Jugendlicher, dem der Interviewte unterstellt, Dinge bei missfallen sofort anzusprechen, und selbst er äußert sich durchweg positiv. Das scheint den Interviewten zu beeindrucken.

B: „Mit dem A ist es so, den A kenne ich schon lange, ist ein alter Hase und so. Mit dem hab ich mal zusammen trainiert und so, aber jetzt leider im Offenen [Vollzug]. Also, ich gönne es ihm und so, aber ein Kollege weniger. Ja, und der S halt, ich weiß ja, dass der gut gelenkig ist und so, und der kann sich auch gut bewegen und dem macht es Spaß. Der hat auch immer gesagt, dem macht es Spaß und so. Und vom A halt auch immer, passt schon, passt schon und so (lacht), alles gut und so. Aber der O ist einer, gä, ich kenne den O mittlerweile gut, gä, und wir sind auch, ich bin auch gut mit O, gä, das ist der Einzige, mit dem ich Bruder Bruder mache. Und O ist ein ganz ehrlicher Junge, der is ganz offen, gä. Wenn dem was nicht passt, dann sagt der das, gä, und wenn der was mag, dann rennt der hinter oder kümmert sich drum. Und wenn der jedes Mal, schon jedes Mal zu Capoeira geht, jeder weiß, dass es dem Spaß macht, verstehen Sie, was ich mein? Oder zum Hip-Hop oder so, und von dem hab ich halt vieles gehört, ja. Dass Capoeira dem Spaß macht, und dass das gut ist. Dass Sie sehr nett sind und warum kommst du auch nicht und so? Ja, sonst, eigentlich hab ich mit keinem darüber geredet. Ich hab sonst nur gehört, Capoeira soll Spaß machen, ist gut.“

Für die Jugendlichen stand der Spaß im Vordergrund und mit Verlauf des Projektes wurden Macaco und ich zu Vertrauenspersonen für die Jugendlichen. Dadurch fühlten

die Jugendliche sich zunehmend wohl und versuchten andere Jugendliche zu motivieren, ebenfalls am Training teilzunehmen.

Mich haben während der Laufzeit des Projektes immer wieder Jugendliche angesprochen, die gerne an dem Unterricht teilnehmen würden, was ich auf Grund des Gesamtkonzeptes ablehnen musste. Das Projekt hatte unter den Inhaftierten einen hohen Stellenwert und war gegen Ende fast allen Inhaftierten ein Begriff. Daraus geht hervor, dass die Jugendlichen dem Projekt Respekt zollten und es zu einer positiven Atmosphäre unter den Jugendlichen beigetragen hatte.

9. Fazit

Folgend soll rückblickend auf das Vorhaben der Arbeit und die zentralen Ergebnisse, sowie deren Bedeutung geschaut werden. Dabei wird bezüglich der Reihenfolge so vorgegangen, wie die Arbeit insgesamt aufgebaut ist.

9.1 Im Bezug zu der theoretischen Erarbeitung und den Ergebnissen aus den Interviews

An dieser Stelle soll noch einmal zurück auf den Anfang der Arbeit geschaut werden.

Noch zu Beginn stand die Frage im Vordergrund, was das Capoeira-Projekt auslösen würde. Was konnte in einem Projekt mit Blick auf das Empfinden, aber gerade auch hinsichtlich der *zwischenleiblichen Kommunikation* (vgl. Fuchs 2015) sowie innerhalb der *kollektiven Atmosphäre* (Schmitz 2016b) geschehen und was hätte dies zur Folge? Würde das Projekt etwas dazu beitragen, dass die Jugendlichen nicht nur positive Momente erlebten, sondern konnte es ermöglicht werden, dass die Jugendlichen anders miteinander in Beziehung traten und die bestehende Hierarchie und Gefangenensubkultur ausgehebelt würde? Konnte etwas zum empathischen Vermögen der Jugendlichen ausgesagt werden? Und nicht zuletzt: Ist Capoeira geeignet, einen Beitrag zur Resozialisierung der Jugendlichen und dem Erlernen sozialer Verantwortung zu leisten?

Zudem ergaben sich für die Umsetzung des empirischen Designs methodische Fragen: Welche Ergebnisse konnte die Analyse meiner Autoethnografie hervorbringen? Waren meine Methoden geeignet, abzubilden, was das Projekt für die Inhaftierten aus der jeweils subjektiven Perspektive bedeutete und ob es den Lernprozess begünstigte? Welche Teile des Materials könnten die Dynamik abbilden und war es überhaupt möglich, den Prozess nachzuzeichnen und zu ergründen, was mit Blick auf das Ziel, das Erlernen sozialer Verantwortung, in dem Projekt geschah?

Konkretisiert und die inhaltlichen und methodischen Fragen zusammengedacht heißt das:

Wie konnte systematisch erarbeitet werden, welche Aspekte der Capoeira wie erlebt wurden und was dies für Folgen hatte? Würden die Jugendlichen konstant über die sechs Monate teilnehmen? Was wären Schwierigkeiten, wo lägen die Chancen eines solchen Projektes? Wie könnte ich die eigenen Erfahrungen derart abbilden, so dass

es den Leser*innen möglich würde, am Geschehen teilzunehmen und zu erfahren, was im Rahmen des Projektes bezüglich des intersubjektiven Erlebens geschah? Welche Stimmungen würden entstehen und wie würden die Jugendlichen selbst dieses Projekt beschreiben? Konnten die Begriffe der Leibphänomenologie dazu beitragen, das Material aufzubrechen und die Facetten des Erlebens abzubilden? Konnte etwas über das leibliche Erleben und Empfinden ausgesagt werden, ist dies etwas, was sich nicht an anderen Menschen feststellen und dadurch nachzeichnen lässt?

Von diesen elementaren und komplexen Fragen der vorliegenden Arbeit aus kann nun ein Blick zurück auf das Resozialisierungsziel geworfen und erneut resümiert werden, ob das Capoeira-Projekt etwas zu der Resozialisierung der Inhaftierten und dem Erlernen sozialer Verantwortung beigetragen hat.

Unter Bezugnahme auf die Forschungsmethoden soll fortwährend, innerhalb des Resümees der Ergebnisse, reflektiert werden, was die Methoden im Stande waren herauszustellen und welche Ergebnisse systematisch dargestellt werden konnten. Da die Autoethnografie, die, wie bereits in der Einleitung und im ausführlichen Methodenkapitel festgehalten werden konnte, ein noch sehr innovatives Verfahren ethnografischer Forschung darstellt, soll mit Hilfe des Ausblickes überdacht werden, welche Konsequenzen ich aus meinem methodischen Vorgehen ziehe und was, aus meiner Perspektive, noch genauer Eingang in den Diskurs finden sollte. Dennoch möchte ich an dieser Stelle betonen, dass das autoethnografische Vorgehen Einblicke gewährt hat, die durch andere Methoden verwehrt geblieben wären.

Bevor systematisch auf die konkreten Ergebnisse aus dem Capoeira-Projekt eingegangen wird, sollen zunächst die Ergebnisse der Interviews diskutiert werden, da sie offenlegen können, auf welche Praktiken die Jugendlichen zur Bewältigung ihres Alltags zurückgreifen, wie diese Praktiken herbeigeführt werden, was sie in den Jugendlichen auslösen oder wozu sie verhelfen, um daraus resultierend festzuhalten, welche jener Praktiken dazu dienen können, um die Interventionen in den Jugendstrafanstalten an das Erleben der Jugendlichen und die Bedürfnisse anzupassen. Dementsprechend lag der Fokus der Strategien, verweisend auf die Epistemologie und die demgemäß verwandten Methoden, als auch mit Bezug zu den Vorannahmen, auf der Bedeutung des Körpers und der Qualität des leiblichen

Empfindens. Dies beinhaltet, auf die Situationen zu blicken, die es zu bewältigen galt, sowie auf die Strategien selbst, die angewandt wurden.

9.2 Kategorien aus den Interviews

Im empirischen Kapitel habe ich mich mit den Kategorien aus den Interviews beschäftigt. Vor Beginn und mit der Konzeption dieser Arbeit war es geplant, durch die offenen Interviews einen Raum der Auseinandersetzung zu schaffen, wie es selten mit Blick auf die Akteure, männliche jugendliche Intensivtäter, der Fall ist. Bereits während der Beschäftigung mit dem Forschungsstand zu den Jugendstrafanstalten, und verstärkend in der kontroversen Debatte um das Phänomen (physische) Gewalt, konnte verdeutlicht werden, dass der Blick allgemein aus einer moralisch-konnotierten Sicht auf die Jugendlichen gerichtet ist, selten gibt es (Spiel-)Raum, aus der Perspektive der Jugendlichen die (sie betreffenden) Phänomene zu betrachten. Ich konnte darstellen, dass es bisher nahezu unmöglich war, dementsprechend den Sinn des Handelns der Jugendlichen freizulegen und sich aus einer lebensweltlichen Perspektive der Bedeutung der Phänomene mit Bezug zum individuellen, subjektiven Erleben der Inhaftierten anzunähern. Dadurch, dass die Interviews des ersten Durchgangs offen waren, traten die latenten Sinngehalte (vgl. Mayring in Flick et al. 1991, S. 209) der Jugendlichen hervor. Auf Grund des induktiv-deduktiven Vorgehens konnten während der Analyse des Interviewmaterials durch die Rückbindung an die Körpersoziologie und die Leibphänomenologie die inhaltliche Strukturierung der Kategorien auf den Körper und das leibliche Erleben innerhalb der Erzählungen gelegt und die diesbezüglich wichtigen Passagen in Kategorien eingeteilt werden. Deutlich sichtbar wurden die Körper- und Leib-bezogenen Bewältigungsstrategien, anhand derer die Jugendlichen den Alltag mitsamt seinen traumatischen Erlebnissen be- und verarbeiten und Momente herbeiführen, die das, was die Jugendlichen erleben, erträglicher machen und sowohl das Vergangene als auch die Zukunft (mit all den mit ihr verbundenen Ängsten) hinten anstellen. Das war nicht nur für das Verständnis und die Annäherung an die Lebenswelt der Jugendlichen notwendig, sondern öffnete den Blick für die Prioritäten des leiblichen Erlebens und Empfindens als genuin eigene Qualität der Strategien, die es galt, innerhalb eines Projektes, wie dem Capoeira-Projekt, beizubehalten.

Was an dieser Stelle mit Prioritäten gemeint ist, umschreibt die leiblichen Qualitäten, die die Jugendlichen gezielt, wenn auch nicht kognitiv-rational, hervorrufen, um andere

Gefühle entstehen zu lassen oder diese mittels körperlicher Praktiken herbeizuführen und zu verstärken und das Erleben auf das Hier und Jetzt zu lenken. Somit konnte die bestehende Forschung zu den biografischen Verläufen der Jugendlichen um eine Perspektive ergänzt werden, die nötig ist, um angemessene Interventionen zur Bewältigung des Alltages zu konzeptionieren: das Verständnis davon, was den Jugendlichen hilft, ihren Alltag zu bewältigen, sich besser zu fühlen und negativen Emotionen wie der Wut und daraus hervorgehenden leiblichen Dispositionen derart zu begegnen und in Distanz zu treten, dass es nicht zu erneuten, gewaltsamen Auseinandersetzungen kommt.

Durch die Sequenzen konnten beeindruckende Praktiken der Jugendlichen abgebildet werden, die konkret beleuchten, wie es den Jugendlichen gelingt, zum Beispiel durch Sport und Musik, positive Gefühle hervorzubringen oder negative Gefühle zu bearbeiten. Mit Hilfe dieser Sequenzen gelang es zudem, jene Situationen der gelungenen Bearbeitung den anderen, von den Jugendlichen explizierten Strategien gegenüberzustellen. Damit konnte die Vermutung, dass Sport eine Alternative zu Drogenkonsum und Gewaltausleben sein kann, bestätigt werden. Was diese Passagen sehr spannend macht und ein wichtiger Bestandteil des Forschungsdesigns der vorliegenden Arbeit ist, ist die Fundierung des Gesagten durch das leibphänomenologische Verständnis und die darauffolgende Konsequenz, jenes theoretische Verständnis für die Analyse von Interventionen zu nutzen.

8.3 Das Capoeira-Projekt

Das Projekt war rückblickend ein voller Erfolg. Auch nachdem es längst beendet war, haben mich Jugendliche angeschrieben, um sich für die Zeit im Projekt zu bedanken. Noch zu Beginn dieser Arbeit und vor dem Start des Projektes war nicht abzusehen, ob die Jugendlichen über den gesamten Maßnahmenzeitraum an dem Projekt teilnehmen und wie sich letzteres überhaupt entwickeln würde.

Ich habe herausgearbeitet, dass die Besonderheit der Capoeira ist, so facettenreich zu sein: Dies führte unter anderem dazu, dass die Gefangenenhierarchie zeitweilig ausgehebelt wurde und jeder sich in diesem Sport mit den je eigenen Fähigkeiten wiederfinden konnte. Denn genau die Umstände, dass jeder den Raum bekam, die eigenen Fähig- und Fertigkeiten zu testen, Grenzen in Bewegung zu bringen, mit dem Anderen zu erproben um sie dann zu überwinden, sowie die Erfahrung, in etwas

besonders gut zu sein und darauf stolz sein zu können, haben jene Veränderungen im Verhalten der Jugendlichen und der Gruppendynamik begründet. So konnten die Jugendlichen ihre Masken (gewaltige Körper und vermeintliche Gefühlslosigkeit) ablegen und anders zueinander in Kontakt treten. Alleine die Tatsache, dass jeder etwas in der Capoeira fand, das ihm besonders Spaß machte und ihn herausforderte, und vielleicht dieser Aspekt den anderen nicht genauso leicht erschließbar war, schien die Jugendlichen in ihrem Selbstvertrauen zu stärken, so dass sie mit der Zeit begannen, einander Techniken beizubringen, zusammen zu üben, sich in den Wohngruppen zu verabreden und gemeinsam zu singen.

9.4 Das Gemeinsame als Besonderes und Begründung von Empathie

Wenn auch in den Interviews zu Teilen sehr deutlich wurde, dass die Jugendlichen für sich viel aus dem Projekt mitnehmen konnten, so überraschten der Zusammenhalt in der Gruppe und das Ausbleiben von ernsthaften Konflikten. Besonders war jede Woche auf ein Neues die Situationen in der Roda mit den wechselnden Partnern und in der je spezifischen Atmosphäre. So wie die Jugendlichen sagen, dass Capoeira anders war, weil es darauf ankommt, dass man es gemeinsam macht und eine Gruppe ist und sich unterstützt und „keine Egotrips“ entstehen, so erlebte ich von Woche zu Woche zunehmend, dass wir zu einer Einheit zusammenwuchsen, die einander vertraut wurde. Das wurde zum Beispiel daran deutlich, dass zu Beginn niemand mit mir (oder anderen Außenseiter*innen) Übungen durchführen wollte und es immer wieder Situationen des Errötens gab oder Momente des Rückzugs und der Verweigerung von Übungen. Diese Unsicherheiten bezogen sich aber nicht nur auf mich, sondern insgesamt war es für die Jugendlichen schwer, sich auf Partner*innen einzulassen, die sie vorher nicht kannten oder mit denen sie im Vorfeld vielleicht sogar schon einmal aneinandergeraten waren. Während des Verlaufs des Projektes entstand eine ausgelassene Stimmung, und wir lachten viel und machten eine Menge Späße. In diesen Momenten wurden Dinge aussprechbar, die sich sonst keiner zu sagen traute, die aber Gefühlen wie Misstrauen oder Scham Ausdruck verliehen und ermöglichten, dieses Gefühl zu veräußern und die Erfahrung zu machen, dass der Mut, so etwas auszusprechen, dazu führen kann, die eigene Unsicherheit zu überwinden. So etwa in der Situation, als ein Jugendlicher mich bei der Aufforderung des Meisters, mich über seinen (verschwitzten) Rücken zu werfen, ansah und fragte, ob ich das ernsthaft mit einem „Knacki“ machen wolle. Er zeigte sich verletztlich, und

ich hätte ihn zurückweisen können. Er zeigte mir, dass er sich selbst als Knacki adressierte, dem man nicht vertraut. Da die Situation völlig abstrus für mich war, reagierte ich ebenfalls sehr erstaunt (und authentisch) und konterte, dass das überhaupt nicht meine Wahrnehmung sei und wir natürlich die Übung zusammen machen würden. Der Jugendliche strahlte mich an und streckte die Arme als Hilfestellung zu dieser Technik aus. Fortan erlebte ich jenen Jugendlichen mir gegenüber offener und in Bezug zum Projekt konzentrierter.

Nach Beendigung des Capoeira-Projektes führte ich ein letztes problemzentriertes Interview. In diesem bat ich die Jugendlichen, das Capoeira-Projekt mit anderen Projekten zu vergleichen (hier lag der Fokus auf Projekten im sportlichen Bereich). Aus den Interviews trat immer wieder eine Umschreibung aus der Wahrnehmung der Jugendlichen hervor, die bezüglich der Perspektive der Inhaftierten darlegen konnte, was das Projekt so einzigartig machte: das Gemeinsame und dass es nicht wichtig war zu gewinnen. Ebenso schien es eine Unterscheidung im Erleben zu der Stimmung zu geben. Die Jugendlichen erzählten von Erlebnissen während der Fußball- oder Basketballspiele, die auf Grund von Fehlverhalten anderer Spieler oder der Niederlage in den Jugendlichen Wut und Ärger auslösten oder eine handgreifliche Auseinandersetzung zur Folge hatten. Somit bot der Sport nicht genuin die Möglichkeit zur Entspannung oder Bearbeitung alltäglicher Probleme, sondern konnte diese sogar noch verschlimmern oder neue Konflikte verursachen. Bei der Capoeira hingegen nahmen die Jugendlichen das Projekt derart wahr, dass es wichtig war, einander zu helfen. Ebenso war es notwendig, sich auf sich selbst zu konzentrieren und regelmäßig teilzunehmen, da jede Woche neue Techniken erlernt wurden.

9.5 Capoeira und Resozialisierung?!

Rückblickend ist vor allem eines in den Vordergrund der Aufmerksamkeit getreten, was sich nicht nur dadurch auszeichnete, dass die sehr heterogene Gruppe (sowohl mit Bezug zu den kognitiven als auch den körperlich-sportiven Fähigkeiten) zu einer Gemeinschaft wurde: die zwischenleibliche Kommunikation und das verkörperte Wissen (vgl. Reckwitz 2009, 2016) als Ressource für die Interventionen. Anhand des Forschungsstandes konnte herausgearbeitet werden, dass die Subjekte, die zu einem eigenverantwortlichen und gesellschaftsfähigen Sozialverhalten erzogen werden sollen, konzeptionell als kognitiv-rationale Subjekte konstruiert werden, was antagonistisch der Lebenswelt und den damit einhergehenden, körperlich-leiblichen

Ressourcen gegenübersteht. Besonders drastisch ist das mit Blick auf Jugendliche, die kognitiv schwach sind und somit nicht die reflexiven Kompetenzen und sprachliche Gewandtheit mitbringen, die es für Interventionen wie den Täter-Opfer-Ausgleich bedarf. Darüber hinaus sind es nicht nur die eigenen Ressourcen, die bei jenen kognitiv-reflexiven Interventionen eine schwierige Herausforderung für das Gelingen bedeuten. Selbst wenn davon auszugehen ist, dass die Jugendlichen die subjektiven Voraussetzungen erfüllen, kann in diesem Rahmen, mit Bezug zu der Institution per se und dem Spannungsverhältnis zu den Bediensteten, nicht verlangt werden, dass die Jugendlichen sich (anderen) anvertrauen und in einem solchen Setting Erfahrungen bearbeiten, die es verlangen, verletzungsoffen zu sein und Fehlverhalten einzugestehen.

Spannend war es auch in der Erarbeitung darauf zu schauen, wie die üblichen, beschriebenen Interventionen Gruppen und Gruppengeschehen konstruieren und damit fortschreitend die Marginalisierung der Leiblichkeit der Akteure fortschreiben. Durch die theoretische Auseinandersetzung konnte vorerst die Vermutung angestellt werden, dass ein leibphänomenologisches Verständnis von Gruppeninteraktionen andere Ressourcen fokussiert, nämlich die *kollektive Atmosphäre* als ein Erfahrungsraum, der die Möglichkeit der Annäherung durch die kollektiven Gefühle mitbringt. Dieses Verständnis schließt keine Jugendlichen auf Grund ihrer nicht gegebenen Fähigkeiten (wie das kognitiv-konstituierte Reflexionsvermögen aus psychologischer Perspektive, dem Innenweltdogma folgend) aus, sondern sieht in der Gruppe selbst und ihrer Dynamik die Chance, neue Erfahrungen zu machen, die die Jugendlichen einander näherbringen. Wie in der Ergebniserarbeitung zum Capoeira-Projekt deutlich wurde, war dieses Projekt dazu geeignet, die Jugendlichen zueinander zubringen, so dass sie sich gegenseitig unterstützten, halfen und als eine Gruppe geschlossen beim Abschlussevent auftraten. Die während der Projektlaufzeit auftretenden Disharmonien traten durch die kollektive Atmosphäre und die in ihr entstandene Bezugnahme zueinander in den Hintergrund, so dass es zu keinen Ausschreitungen in Form von Gewalt kam – auch das konnte das Projekt erfolgreich aufzeigen. Selbst der Jugendliche, der geistig stark eingeschränkt war, wurde in die Gruppe integriert, und es schien nach einigen Wochen nicht mehr bedeutsam zu sein, dass es in der Gruppe sowohl Anführer als auch Opfer gab.

Dabei ist hervorzuheben, dass Capoeira in ihrer Spezifik vieles vereint, was die Gruppendynamik bedingte und dafür Sorge trug, dass die Teilnehmer über den gesamten Zeitraum dabeiblieben. Wie bereits innerhalb des Kapitels zur Capoeira beschrieben, geht Christian Köhler davon aus, dass in der Capoeira durch die spielerisch ausgetragenen Konflikte Menschen Beziehungen knüpfen, die sich auf der sozialen und psychischen Ebene widerspiegeln. Für diese Arbeit würde ich den Begriff des Psychischen aus der leibphänomenologischen Sicht auf das Subjekt durch Leiblichkeit ersetzen, was jedoch keine Relevanz hat für die Betrachtung der Ergebnisse und den Nachweis über die Ressourcen, die die Capoeira freilegt⁴⁰ (vgl. Köhler 2015, S. 3).

Dabei stand das Training im Vordergrund. Durch die Vielschichtigkeit der Potenziale, die anhand des Projektes adressiert wurden, konnte es nicht nur jedem Jugendlichen gelingen, etwas zu finden, was er konnte und was ihm Spaß machte. Mit Blick auf die Gefangenenhierarchie und die Institution sowie die von ihnen ausgehende Repression und fortschreitende Demütigung der Jugendlichen war es erstaunlich, dass das Projekt einen Rahmen vorzugeben schien, der es den Jugendlichen ermöglichte, die eigenen Unfertigkeiten zu akzeptieren, sie nicht zu vertuschen oder zu überspielen, sondern sie zu integrieren und anzunehmen. Das war ein Aspekt, der für mich persönlich eine tragende Rolle spielte hinsichtlich der Entstehung einer positiven Atmosphäre und unter der Prämisse, dass die Jugendlichen sich öffneten und einander empathisch werden konnten. Die Scham und ihre Überwindung waren dabei ein maßgebliches Moment des Wachstums an sich und der Bewältigung der Aufgaben, die die Capoeira mit sich brachte. War es zu Beginn des Projektes weder denkbar, dass alle Jugendlichen, die nach zwei Wochen entschlossen waren teilzunehmen, über den gesamten Zeitraum dabeibleiben würden, noch der Plan, gemeinsam vor dem Anstaltspersonal aufzutreten, so zeigte sich, dass dies mit Verlauf des Projektes nicht nur umsetzbar wurde, sondern die Jugendlichen sich vielmehr stolz zeigten, dem Projekt anzugehören und einander vor anderen beschützten oder sich bei der Verabschiedung nach jedem Training umarmten.

⁴⁰ Ich möchte an dieser Stelle noch einmal daran erinnern, dass es die Trainer*innen und Meister*innen sind, die maßgeblichen Einfluss darauf haben, wie ein Capoeira-Projekt verläuft, und es, wie mein Meister mir sehr früh beibrachte, nicht genuin die Capoeira ist, sondern sie immer nur als ein Medium gesehen werden kann. Darüber hinaus würde ich das auf alle weiteren Projekte und Interventionen ausweiten wollen.

Durch das Capoeira-Projekt konnte verdeutlicht werden, dass selbst in der totalen Institution Jugendstrafanstalt Räume entstehen, die Vertrauen ermöglichen und damit die Basis bilden, die nötig sind, damit die Jugendlichen erkennen und umsetzen, was es heißt, soziale Verantwortung zu erlernen.

Wie bereits unter dem Punkt Musik im Ergebniskapitel zum Capoeira-Projekt angesprochen, musste ich mich vor Beginn der Arbeit entscheiden, wie ich den Vergleich aufbauen wollte. Wie sollte ich Capoeira einordnen, was genau stellte sie dar? So wäre es möglich gewesen, sie nicht als sportliche Praxis zu definieren, sondern sie im Hinblick auf ihre theatralischen Aspekte einzuordnen und demgemäß den Forschungsstand mit Bezug zu anderen ästhetischen Projekten bzw. Interventionen zu erarbeiten, aber auch den Vergleich zu entwerfen und dementsprechende Literatur heranzuziehen. Indem ich Capoeira als Sport definierte und als Referenzrahmen Literatur nutzte, die sich auf das Tanzen bezieht, habe ich einen Weg gewählt, der meiner Meinung nach am passgenauesten war. Im Kapitel zur Capoeira habe ich die beiden verschiedenen Richtungen der Capoeira aus dem beschriebenen Grund herangezogen, da die Capoeira Regional (der Stil, den wir erlernten) sich von der verwandten Richtung der Capoeira Angola in diesem Punkt am signifikantesten unterscheidet: dass der regionale Stil den Fokus auf den Kampf legt, während die Capoeira Angola einen starken Bezug zu den theatralischen Aspekten hat.

Körperbasierte Interventionen sind im Besonderen auch dann geeignet und bieten die Möglichkeit der Annäherung, wenn die Akteur*innen sich in außergewöhnlichen Lebenslagen, wie der Adoleszenz, befinden und das Zusammentreffen mit den Sozialarbeiter*innen besonders schamhaft ist (oder sein kann). Durch die spielerische Annäherung aneinander sind im Capoeira-Projekt sehr zaghaft, aber eben doch belastbare Beziehungen entstanden. In Bezug zu mir als Forschender hatte dies zur Folge, dass ich zu einer Vertrauensperson für die Jugendlichen wurde, der die Probleme anvertraut wurden und mit der, auch und gerade innerhalb der Interviews, sehr intime und belastende Situationen besprochen wurden. Mindestens so bedeutsam war die Rolle des Capoeira-Meisters (Macaco). Dies beinhaltete zwei Ebenen, auf die ich nun kurz eingehen möchte.

Zum einen war der Capoeira-Meister ein Vorbild und erstaunte die Jugendlichen durch sein Können. Er behandelte (so zumindest sagten es alle Jugendlichen in den

Interviews) sämtliche Teilnehmer gerecht und brachte auch ein notwendiges Maß an Strenge mit, was bedeutete, dass die Inhaftierten ihn respektierten und diszipliniert waren. Im Gespräch mit einem Jugendlichen sagte dieser einmal, dass Macaco für ihn einen besonderen Stellenwert einnahm, da er jede Woche extra aus Darmstadt zu ihnen kam und somit die Strapazen der langen Anreise im Kauf nahm.

Die andere Ebene, die mir erst im Nachhinein deutlich wurde, war die Aufwertung, die die Jugendlichen durch die Wertschätzung und die Ernsthaftigkeit Macacos in zweierlei Hinsicht erfuhren: einerseits die ganz konkrete Wertschätzung, die er jedem Einzelnen entgegenbrachte und die ermöglichte, dass die Jugendlichen während einer Stunde in der Woche nur Capoeira-Kämpfer waren, keine Inhaftierten mehr. Andererseits wurde der Meister von den Bediensteten respektiert und freundlich behandelt; dadurch, dass der Meister immer authentisch war und die Jugendlichen stets, auch vor anderen, gut behandelte, wertete er die Jugendlichen vor den Augen anderer auf.

Mittels solcher Projekte – wie etwa dem Capoeira-Projekt – wird die Anstalt außerdem durchlässig. Zum einen wird es möglich, dass Externe Zugang zu der Anstalt sowie ihren Insassen bekommen und mit den Inhaftierten gemeinsam in Aktion treten. Zum anderen konnten sich die Jugendlichen mit den (neuerworbenen Fähigkeiten) präsentieren. Bei unserer Aufführung war zum Beispiel ein lokaler Journalist zugegen, der im Nachhinein über das Projekt berichtete. Aus anderen Anstalten ist mir bekannt, dass bei besonderen Anlässen wie der Präsentation eines Projektes (oder wie jährlich die Theateraufführung der JVA Wiesbaden vor einem breiten Publikum) mitunter nicht nur Familienangehörige und Bezugspersonen eingeladen werden – manchmal schaffen es solche Projekte sogar ins Fernsehen. Das ist sehr wichtig für die Jugendlichen, die häufig in Randgesprächen davon erzählten, dass ihnen der Kontakt zu anderen Menschen, durchaus auch unbekanntem, fehlte; angesprochen wurde etwa der Wunsch, mit anderen Fußballteams (sowohl aus anderen Strafanstalten als auch lokalen Vereinen) o. Ä. in Verbindung zu treten. Dass es für die Jugendlichen besonders aufregend war, dass mit den externen Capoeira-Schüler*innen auch Frauen in die Anstalt kamen, wie es bei dem Abschlussevent, der Roda, der Fall war, kann ohne weitere Erläuterungen nachvollzogen werden und weist nochmals darauf hin, welche Bedeutung solche Projekte gerade in der spezifischen Lebensphase Adoleszenz innehaben.

10. Ausblick

10.1 Implikationen und Denkanreize für den Diskurs zu Jugendstrafanstalten

Zu Beginn dieser Arbeit und während der Erarbeitung des Forschungsstandes zu den Jugendstrafanstalten konnte nachgezeichnet werden, dass der Körper und mit ihm verbunden der Leib durch die Nicht-Berücksichtigung innerhalb der Konzeption der Institution und somit in den Strukturen und ihrem Niederschlag in konkreten Interventionen (der Sozialen Arbeit) einmal mehr marginalisiert werden. Verdeutlicht wurde, dass dementsprechend die Strategien der Jugendlichen, die es ihnen ermöglichen, den traumatischen Alltag zu bewältigen, nicht berücksichtigt werden, und sie somit nicht nur fortwährend defizitär konstruiert und im Blick auf das Nicht-Können (was die Resozialisierung voraussetzt) gelesen werden, sondern ihnen genau jene (körperlichen) Strategien verwehrt bleiben, die Emotionen wie Hass und Wut lindern können.

Den Fokus auf den Körper und Leib zu legen, sowohl hinsichtlich der Jugendlichen und ihrer Bewältigungsstrategien als auch der Interventionen, welche die Jugendlichen im Rahmen der Resozialisierung abzuleisten haben, hat sich als lohnend herausgestellt. Zudem konnte mit Bezug zu der Leibphänomenologie ein Vokabular gefunden werden, was es erlaubt, nicht nur differenziert über Gefühle (Schmitz 2005a, 2015, 2008, 2013, 2016b) zu schreiben, sondern anhand der Analyse tiefer zu gehen, als es in Arbeiten üblich ist, die den Körper und den Leib nicht als Nullpunkt aller Identitätsbildung (vgl. Gugutzer 2002, 2004; Gugutzer et al. 2017) und zwischenmenschlicher (leiblicher) Kommunikation begreifen.

Dementsprechend könnte es sinnvoll sein, die Leibphänomenologie und die Körpersoziologie nicht nur dann zu nutzen, wenn sportlich-ästhetische Projekte und Interventionen innerhalb sozialpädagogischer Settings in den Blick genommen und analysiert werden, sondern die Leibphänomenologie, so wie seit jeher mit der Psychologie verfahren wird, als Bezugsdisziplin für die Sozialpädagogik heranzuziehen und durch das leibphänomenologische Paradigma auf den Menschen, die Interaktionen, die Gestaltung von Welt und spezifisch den Menschen in der Sozialpädagogik (sowohl Akteur*innen als auch Professionelle) zu schauen. Diese leibphänomenologische Perspektive würde die Sichtweisen neugestalten und ebenso Verschiebungen und verdrängte Achsen mit einbeziehen, wie zum Beispiel das

Machtverhältnis in den sozialpädagogischen Settings und die damit einhergehenden leiblichen Regungen und Empfindungen der Sozialarbeiter*innen, die folgend als Erkenntnisquelle genutzt werden könnten. Die Akteur*innen würden demgemäß auch mit Bezug zu ihren körperlichen Fähigkeiten und dem leiblichen Erleben als Adressat*innen und Herausforderung betrachtet. Die defizitorientierte Blickweise, die häufig auf Grund der Betrachtung von Sprache als Abbild von Bildungsgrad und zwischenmenschlicher Kompetenz im Fokus steht, würde korrigiert und um eine wertschätzende Perspektive ersetzt (oder zumindest ergänzt).

10.2 Weiterführende Gedanken bezüglich der Methoden

Wie bereits mehrfach beschrieben, war die Einbindung der Autoethnografie ein ungewöhnliches Vorhaben. Es hat gerade mit Bezug zu der Verknüpfung mit der Neuen Phänomenologie gezeigt, dass in dieser Verbindung Phänomene durchleuchtet und auf ihren Gehalt hin untersucht werden können, die ansonsten im Diskurs ignoriert werden. Emotionen und Gefühle von Menschen als Adressat*innen der Forschung zu bestimmen, ist allerdings ein sehr riskantes Vorgehen, das einige strukturelle Merkmale erforderlich macht, auf die ich im Folgenden eingehen möchte.

So wie meine Gefühle und Emotionen etwas über die Begegnungen aussagen konnten, die ich im Feld machte, wurde es zudem möglich, die kollektive Atmosphäre nachzuzeichnen, die alle Beteiligten innerhalb des Capoeira-Projektes umgab. Um meine Gefühle und Emotionen überhaupt als Erkenntnisquelle nutzen zu können, war es notwendig, sich sehr konzentriert und offen in das Feld zu begeben und fortwährend zu reflektieren, wie ich mich selbst wahrnahm und welche Veränderungen (besonders aufschlussreich sind Irritationen [vgl. Bonz 2016]) ich in meinem Erleben feststellen konnte. Während der Arbeit habe ich mir anhand von fachlicher Lektüre und Workshops somit Fähigkeiten mit Blick auf die Selbsterfahrung beigebracht, die zwar mein methodisches Vorgehen erst möglich machten, aber auch dafür sorgten, dass es mir zeitweise nicht gelang, aus diesen Emotionen herauszufinden und mich auf andere Lebensbereiche zu konzentrieren. Weil ein solches Vorgehen nach wie vor sehr exotisch im wissenschaftlichen Bereich ist, hatte ich kaum Möglichkeit zum Austausch und für Rückfragen, was wiederum zur Folge hatte, dass ich vieles, was mich betroffen machte und vielleicht auch Bezug zu sehr empfindlichen, traumatischen Erfahrungen hatte, nicht mit anderen teilen und dadurch besser verarbeiten konnte. Dementsprechend „klebten“ manche Gedanken mit den dazugehörigen Gefühlen an

mir, und ich trug sie eine lange Zeit mit in mein Leben. Aus all dem ist für mich zu folgern, dass es dringend erforderlich ist, Forscher*innen, die ethnografisch arbeiten, und hier mit besonderem Fokus auf Autoethnograf*innen, im Rahmen der wissenschaftlichen Betreuung an Supervisionen und Kolloquien anzubinden, die die Methode thematisieren und Techniken anbieten, die es erlauben, sich aus dem Feld zurückzuziehen. Dies war unter anderem auch Thema der Kölner Summer School „The Gendered Ethnographer: Social Relations, Vulnerability and Power Dynamics in the Field“ im Juli 2017, wo etwa Fragen und Aspekte zu „Sexualized Harassment and Violence in the Field“ zur Sprache kamen und die, so hoffe ich, den Anstoß zu einer vertiefenden Auseinandersetzung gegeben haben.

Ebenso wurden in den vergangenen zwei Jahren mehrere Sammelbände publiziert, die sich mit den Emotionen und Gefühlen innerhalb wissenschaftlicher Studien befassen und sowohl methodische als auch ethische Empfehlungen aussprechen (vgl. Bonz 2016; Bonz et al. 2017; Bochner und Ellis 2016; Ploder und Stadlbauer 2013). Bezogen auf die Sozialpädagogik sind Chantal Munsch und Veronika Magyar-Haas zu nennen (Munsch 2015; Magyar-Haas 2012).

Wenn sich die Autoethnografie weiterverbreiten und mehr Anwendung finden würde, könnten Forschungsarbeiten wesentlich dezidierter auf zwischenmenschliche Begegnungen eingehen und derart auch Strukturen thematisieren, die bisher wenig Berücksichtigung in den Debatten um Profession und Machtverhältnisse finden. Dass gerade die Sozialpädagogik in dem Kontext, in dem sie stattfindet, von eben solchen machtvollen und asymmetrischen Strukturen durchzogen ist und dies im Besonderen (emotional-gefühlsbezogene) Konsequenzen für die Akteur*innen hat, könnte effizienter und genauer im Rahmen wissenschaftlicher Arbeiten thematisiert werden.

10.3 Weiterführende Gedanken zur Heterotopie Jugendstrafanstalt

Mit Bezug zur Heterotopie Jugendstrafanstalt gibt es verschiedene Aspekte, die in dieser Arbeit oder durch die vorliegende Bearbeitung nicht beantwortet werden konnten. Zum Beispiel bleibt offen, wie zukünftig Projekte gestaltet werden können, die im Medium des Körpers und Leibes den Gefangenen ermöglichen, sich dem Erlernen von sozialer Verantwortung anzunähern und in vertrauensvollen und wertschätzenden Settings aufeinander einzulassen, wie es in dem hier beschriebenen Projekt geschehen ist und umgesetzt wurde.

Ich hatte in diesem Projekt nicht die Rolle der Sozialpädagogin inne, was jedoch nicht bedeutet, dass ich jenen Habitus gelöscht oder versteckt habe. Dennoch war ich über die gesamte Laufzeit bemüht, mich auf meine Rolle der Lernenden und eines, aber eben nur eines, Gruppenmitgliedes einzustellen. Das hatte zum einen den Vorteil, dass die Hierarchie zwischen mir und den Gefangenen in keinem Vergleich stand zu dem Verhältnis zu den Sozialarbeiter*innen im Gefängnis; und zum anderen erhielt ich so einen anderen Zugang.

Dies hat sehr viel ermöglicht und war mit Sicherheit ein Faktor, der zum Gelingen des Projektes insgesamt und den dezidierten Ergebnissen aus den Interviews und der Ethnografie beigetragen hat. Seit Beginn der Studie habe ich mich fortwährend gefragt, wie Projekte strukturell angelegt werden könnten, so dass daraus Möglichkeiten entstehen, sich einander, Inhaftierte und Sozialarbeiter*innen, zu begegnen – um die Hierarchie und die von vornherein belastete Beziehungsebene in den Hintergrund treten zu lassen und miteinander über eine Form der Aktion (die nicht auf der verbalen Verständigung als Hauptmerkmal beruht) zu kommunizieren sowie den Raum zu eröffnen, der vielleicht sogar vorrangig die Fähigkeiten der Jugendlichen berücksichtigt (mit Blick auf den Körper und die Bewegung) und nicht so sehr die der Sozialarbeiter*innen (wie sprachbasierte Interventionen).

Bei dieser Forderung ist mir sehr bewusst, dass das aktuell bestehende System der Strafanstalten per se und qua seiner Strukturen ein solches Miteinander nicht nur nicht begünstigt, sondern es ablehnt, ja, verunmöglicht, und es auf Seiten der Bediensteten Ängste gibt, die es zu berücksichtigen gilt.

Unter Betrachtung aller dieser Aspekte ist schlussendlich zu bemerken, dass es überaus lohnenswert wäre, weitere Projekte – im Bereich der Capoeira o. Ä. und im Vergleich mit anderen interessanten Projekten in Jugendstrafanstalten – zu entwickeln, um an solchen „unmöglichen Orten“ körperliche und geistige Räume für Menschen zu schaffen, in denen sie frei agieren können, trotz aller innerer und äußerer Begrenzungen.

Literaturverzeichnis

Abraham, Anke; Müller, Beatrice (2010): Körperhandeln und Körpererleben. Einführung in ein "brisantes Feld". In: Körperhandeln und Körpererleben: multidisziplinäre Perspektiven auf ein brisantes Feld. Bielefeld: transcript, S. 9–37.

Aichroth, Anna Katharina (2012): Bewusste Inkorporation in der Capoeira Angola. Eine ethnologische Forschung über die Freiheit des Geistes. Frankfurt am Main: Lang (Europäische Hochschulschriften Reihe 19, Volkskunde/Ethnologie Abt. A, Volkskunde, 57).

Andermann, Kerstin; Eberlein, Undine (2011): Gefühle als Atmosphären. Neue Phänomenologie und philosophische Emotionstheorie. Berlin: Akademie Verlag (29).

Antony, Alexander (2017): Triangulation zwischen Komplexitätssteigerung und ‚Mängelbehebung‘. Zur Kombination von Binnensicht und Draufsicht in der ethnographischen Praxis. Universität Wien. Online verfügbar unter <https://www.soz.univie.ac.at/personen/mitarbeiterinnen-am-institut-fuer-soziologie/antony-alexander/alexander-antony-publikationen/>, zuletzt aktualisiert am 27.03.2018.

Arbeitskreis Jugendhilfe im Wandel (2011): Jugendhilfeforschung. Kontroversen - Transformationen - Adressierungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Barros da Silva, Jean Adriano (2003): IMPORTÂNCIA DA CAPOEIRA NO DESENVOLVIMENTO DA CULTURA CORPORAL NA EDUCAÇÃO INFANTIL. Universidade da Bahia, Bahia, Brasilien. Sportwissenschaften. Online verfügbar unter http://webcache.googleusercontent.com/search?q=cache:Akvci-DskYEJ:www.geocities.ws/capoeiranomade3/Importancia_da_capoeira_no_desenvolvimento_da_cultura_corporal_na_educacao_infantil-Jean_da_Silva.pdf+&cd=10&hl=de&ct=clnk&gl=de, zuletzt geprüft am 04.11.2017.

Barros da Silva, Jean Adriano (2008): A capoeira na formação da pessoa com deficiência visual: Dificuldades e perspectivas presentes na ação pedagógica, Ano de Obtenção. Masterarbeit. Universidade Federal da Bahia, Salvador, Bahia, Brasil. Erziehungswissenschaften.

Barros da Silva, Jean Adriano (2016): CAPOEIRA: LIMITES E POSSIBILIDADES? UM PROCESSO PEDAGÓGICO CRIATIVO A EMANCIPAR A CIDADANIA

INCLUSIVA. Dissertation. Universidade do minho, Portugal. Erziehungswissenschaften.

Beitl, Matthias; Schneider, Ingo (Hg.) (2016): Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten: Beiträge der 27. österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn vom 29. Mai-1. Juni 2013. Österreichisches Museum für Volkskunde. Wien: Verein für Volkskunde (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, Band 27).

Bereswill, Mechthild (1999): Gefängnis und Jugendbiographie. Qualitative Zugänge zu Jugend, Männlichkeitsentwürfen und Delinquenz. Hannover: KFN (JuSt-Bericht, Nr. 4).

Bereswill, Mechthild (Hg.) (2001): Haft (er)Leben. Zentrale Überlebensstrategien und biographische Selbstentwürfe männlicher Jugendlicher in Haft; fünf Fallanalysen aus einem Forschungs-Lern-Seminar. Hannover: KFN (JuSt-Bericht, Nr. 6).

Bereswill, Mechthild (Hg.) (2002): Jugendstrafvollzug in Deutschland: Grundlagen, Konzepte, Handlungsfelder. Beiträge aus Forschung und Praxis. Mönchengladbach: Forum-Verl. Godesberg (Schriftenreihe der Deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen, Bd. 33).

Bereswill, Mechthild (2006): Autonomiekonflikte junger Männer. Biographische Studien zur Beziehung zwischen Abhängigkeit und Geschlecht. In: *Sucht und Männlichkeiten*, S. 51–67.

Bernhard, Armin; Böhnisch, Lothar (2015): Männliche Lebenswelten. 1. Aufl. Bozen: Bu, press, Bolzano Univ. Press (Brixener Studien zu Sozialpolitik und Sozialwissenschaft, 4).

Blume, Anna; Demmerling, Christoph (2007): Gefühle als Atmosphären? Zur Gefühlstheorie von Hermann Schmitz. In: *Gefühle*, S. 113–133.

Blume, Anna; Demmerling, Christoph (2007): Gefühle – Struktur und Funktion. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Sonderband 14 S. 113-135

Bochner, Arthur P.; Ellis, Carolyn (2016): Evocative autoethnography. Writing lives and telling stories. New York, NY, London: Routledge (Writing lives, 17).

Bock, Karin; Miethe, Ingrid; Ritter, Bettina (Hg.) (2010): Handbuch qualitative Methoden in der sozialen Arbeit. Opladen: Budrich. Online verfügbar unter <http://www.socialnet.de/rezensionen/isbn.php?isbn=978-3-86649-255-4>.

Böhnisch, Lothar (2013): Männliche Sozialisation. Eine Einführung. 2., überarb. Aufl. Weinheim, Basel: Beltz Juventa (Geschlechterforschung).

Böhnisch, Lothar (2016a): Lebensbewältigung. Ein Konzept für die Soziale Arbeit. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Böhnisch, Lothar (2016b): Lebensbewältigung. Ein Konzept für die Soziale Arbeit. 1. Auflage. Weinheim: Beltz Juventa.

Böhnisch, Lothar (2017): Abweichendes Verhalten. Eine pädagogisch-soziologische Einführung. 5., überarbeitete Auflage. Weinheim, Bergstr: Beltz Juventa (Grundlagentexte Pädagogik).

Bonacker, Thorsten (2002): Zuschreibungen der Gewalt. Zur Sinnförmigkeit interaktiver, organisierter und gesellschaftlicher Gewalt. In: *Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis*, S. 31–48.

Bonz, Jochen (2016): Im Medium der eigenen Menschlichkeit. Erläuterungen und Beispiele zum ethnopsychoanalytischen Ethografieverständnis, das im Feldforschungsprozess auftretende Irritationen als Daten begreift. In: *ALLTAG - KULTUR - WISSENSCHAFT* (3), S. 35–61.

Bonz, Jochen; Eisch-Angus, Katharina; Hamm, Marion; Sülzle, Almut (Hg.) (2017): Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH; Springer VS.

Bourdieu, Pierre (2012): Die männliche Herrschaft. Unter Mitarbeit von Jürgen Bolder. 1. Aufl. Berlin: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 2031).

Brinkmann, Malte; Buck, Marc Fabian; Rödel, SeverinSales (Hg.) (2017): Phänomenologische Erziehungswissenschaft. Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, Springer VS.

Cornel, Heinz (Hg.) (2009): Resozialisierung. Handbuch. Unter Mitarbeit von Tillmann Bartsch. 3. Aufl. Baden-Baden: Nomos (NomosPraxis).

Cornel, Heinz (2011): Der Erziehungsgedanke im Jugendstrafrecht. Historische Entwicklungen. In: *Handbuch Jugendkriminalität*, S. 455–473.

Deutscher Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V. (2012): Jugendstrafvollzugsgesetz IV. (Jugend-)Strafvollzugsgesetze der Länder. DVJJ. Online verfügbar unter <http://www.dvjj.de/themenschwerpunkte/jugendstrafvollzug/jugendstrafvollzugsgesetz-iv-jugend-strafvollzugsgesetze-der-l>, zuletzt geprüft am 25.10.2016.

Dietmar Wetzel: Auf der Suche nach Resonanz und Anerkennung. eine ethnographische Analyse moderner Subjektivierungsverhältnisse im Fitness-Studio. In: Working Paper 6/2014 der DFG-KollegforscherInnengruppe Postwachstumsgesellschaften. Online verfügbar unter www.kolleg-postwachstum.de.

Dölling, Dieter (Hg.) (2007): Wohin entwickelt sich der Jugendstrafvollzug? Deutsche Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen. Heidelberg: Eigenverl. der Landesgruppe Baden-Württemberg in der DVJJ (Info / Landesgruppe Baden-Württemberg in der Deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V. (DVJJ), 2007).

Dölling, Dieter (Hg.) (2013): Aktuelle Entwicklungen im Jugendstrafrecht. 1. Aufl. Heidelberg: DVJJ, Landesgruppe Baden-Württemberg (Info / Landesgruppe Baden-Württemberg in der Deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V. (DVJJ), 2013).

Dollinger, Bernd: Wie punitiv ist die Soziale Arbeit? In: Sozial Extra Beruf und Qualifikation 7/8 '10; Springer

Dollinger, Bernd: Professionelles Handeln im Kontext des Jugendstrafrechts. Konzeptionelle Bestimmungen und Empirische Hinweise. zuletzt geprüft am 22.01.2017.

Dollinger, Bernd; Schmidt-Semisch, Henning (Hg.) (2017): *Handbuch Jugendkriminalität. Interdisziplinäre Perspektiven*. Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH. 3., vollst. überarb. u. akt. Auflage 2018. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH; Springer VS.

Ellis, Carolyn (2004): *The ethnographic I. A methodological novel about autoethnography*. Walnut Creek, CA: AltaMira Press (Ethnographic alternatives book

series, v. 13). Online verfügbar unter <http://site.ebrary.com/lib/alltitles/docDetail.action?docID=10685818>.

Ellis, Carolyn; Adams, Tony E.; Bochner, Arthur P. (2010): Autoethnografie. In: Handbuch qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss, S. 345–357.

Flick, Uwe; Kardoff, Ernst; Keupp, H.; Rosenstiel, Lutz; Wolff, Stephan (Hg.) (1991): Handbuch qualitative Forschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München: Beltz Psychologie, zuletzt geprüft am 29.12.2017.

Foucault, Michel (2013): Die Heterotopien. = Les hétérotopies. Unter Mitarbeit von Daniel Defert und Michael Bischoff. Zweisprachige Ausg., 1. Aufl. Berlin: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 2071).

Foucault, Michel (2015): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. [15. Aufl.]. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch, 2271).

Frers, Lars (2012): Ethnografie und Aufmerksamkeit. Zur phänomenologischen Perspektivierung der Feldforschung. Hg. v. Geographica Helvetica. Telemark University College, Kjølnes Ring 56, 3918 Porsgrunn, Norway. Online verfügbar unter www.geogr-helv.net/67/213/2012/ doi:10.5194/gh-67-213-2012.

Fuchs, Thomas: Non-verbale Kommunikation: Phänomenologische, entwicklungspsychologische und therapeutische Aspekte. Universitätsklinikum Heidelberg. Online verfügbar unter <https://www.klinikum.uni-heidelberg.de/Publikationen.6067.0.html>, zuletzt geprüft am 04.09.2017.

Fuchs, Thomas: Zwischenleiblichkeit als Basis der therapeutischen Beziehung, zuletzt geprüft am 18.10.2015.

Goffman, Erving (1995): Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. [10. Aufl.]. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Edition Suhrkamp, 678).

Gräfe, Robert (2015): Körper und Leib als vernachlässigte Dimensionen der Sozialen Arbeit. Berlin, 07.10.2015.

Gugutzer, Robert (2002): Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität. Zugl.: Halle, Univ., Diss., 2001. 1. Aufl. Wiesbaden: Westdt. Verl.

Gugutzer, Robert (2004): Soziologie des Körpers. Bielefeld: transcript (Einsichten).

Gugutzer, Robert (2006): leibliches Verstehen: zur sozialen Relevanz des Spürens. Hg. v. Karl Siegbert Rehberg. Deutsche Gesellschaft für Soziologie (Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2). Online verfügbar unter <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/17255>.

Gugutzer, Robert (2012): Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen. Bielefeld: transcript (KörperKulturen).

Gugutzer, Robert (Hg.) (2015): body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld: transcript Verlag (Materialitäten, 2).

Gugutzer, Robert (2016): Phänomenologie männlicher Leiberfahrungen. Dem Erleben auf der Spur, Feminismus und die Phänomenologie des Leibes. Freie Universität Berlin. Berlin, 26.01.2016.

Gugutzer, Robert; Klein, Gabriele; Meuser, Michael (Hg.) (2017): Handbuch Körpersoziologie. Wiesbaden: Springer VS (Handbuch).

Hegmanns, Dirk (1998): Capoeira - die Kultur des Widerstandes. Ein Lese- und Übungsbuch. 2., korr. Aufl. Stuttgart: Schmetterling-Verl.

Hermann, Dieter (2014): Kriminelle Karrieren. Wirkungen des Strafvollzuges. In: *Ruperto Carola*, 11.2014 (5), S. 97–103. Online verfügbar unter <http://heiup.uni-heidelberg.de/journals/index.php/rupertocarola/article/view/17212/11029>.

Hitzler, Ronald (Hg.) (2008): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Erkundungen. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss (Erlebniswelten, Bd. 14).

Hitzler, Ronald; Eisewicht, Paul (2016): Lebensweltanalytische Ethnographie. Im Anschluss an Anne Honer. 1. Auflage. Weinheim: Beltz Juventa (Standards standardisierter und nichtstandardisierter Sozialforschung).

Hitzler, Ronald; Gothe, Miriam (Hg.) (2015): Ethnografische Erkundungen. Methodische Aspekte aktueller Forschungsprojekte. Wiesbaden: Springer VS (Erlebniswelten).

Hitzler, Ronald; Kreher, Simone; Poferl, Angelika; Schröer, Norbert (Hg.) (2016): Old School - New School? Zur Frage der Optimierung ethnographischer Datengenerierung. Oldib Verlag Oliver Bidlo. Essen: Oldib Verlag.

Hitzler, Ronald; Niederbacher, Arne (2010): Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute. 3., vollst. überarb. Aufl. Wiesbaden: VS-Verl. (Erlebniswelten, Bd. 3).

Homfeldt, Hans Günther (Hg.) (1999): "Sozialer Brennpunkt" Körper. Körpertheoretische und -praktische Grundlagen für die soziale Arbeit. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH (Grundlagen der sozialen Arbeit, Band 2).

Huster, Ernst-Ulrich (Hrsg.); Wendler, Michael (2015): Der Körper als Ressource in der Sozialen Arbeit. Grundlagen zur Selbstwirksamkeitserfahrung und Persönlichkeitsbildung: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Jessel, Holger (2008): Psychomotorische Gewaltprävention. Ein mehrperspektivischer Ansatz. Marburg, Univ., Diss., 2008 (Nicht für den Austausch). Marburg.

Jessel, Holger (2010): Leiblichkeit - Identität - Gewalt. Der mehrperspektivische Ansatz der psychomotorischen Gewaltprävention. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92468-7>.

Kannenberg, Lothar (2002): Durchboxen - ich lebe. Kassel: Opal-Verl. (Sonderreihe, Schriften).

Köhler, Christian (2015): Capoeira. Körper, Flow und Erzählung im afro-brasilianischen Kampftanz. Zugl.: Halle, Univ., Magisterarbeit. Marburg: Tectum.

Krätzig, Reinhardt (2002): Leibliche Gegenübertragungsreaktionen in der Psychotherapeutischen Arbeit mit EMDR. Online verfügbar unter <http://psychotherapie-birkenwerder.de/fachinfo/Gegenue-EMDR.pdf>, zuletzt geprüft am 16.10.17.

Krüger, Kerstin (2015): Soziale Arbeit mit Straffälligen. Resozialisierung im Spannungsfeld gesellschaftlicher Erwartungen. Bachelor Thesis. University of Applied Sciences, Hochschule Neubrandenburg. Soziale Arbeit.

Krüger, Kerstin; Franz, Julia; Steckelberg, Claudia: Soziale Arbeit mit Straffälligen. Resozialisierung im Spannungsfeld gesellschaftlicher Erwartungen. @Neubrandenburg, HS, Fachbereich Soziale Arbeit, Bildung und Erziehung, Bachelorarbeit, 2015. Neubrandenburg: Hochschulbibliothek. Online verfügbar unter http://digibib.hs-nb.de/resolve?id=dbhsnb_thesis_0000001362.

Landweer, Hilge (1999): Scham und Macht. Phänomenologische Untersuchungen zur Sozialität eines Gefühls. Vollst. zugl.: Berlin, Freie Univ., Habil.-Schr. Tübingen: Mohr Siebeck (Philosophische Untersuchungen, 7).

Lewis, John Lowell; Thompson, Robert Farris (1992): Ring of liberation. Deceptive discourse in Brazilian capoeira. Chicago, London: Univ. of Chicago Press. Online verfügbar unter <http://www.loc.gov/catdir/description/uchi051/92003749.html>.

Magyar-Haas, Veronika (2012): Beschämende Vorgänge. Verhältnisse von Scham, Macht und Normierung in Kontexten der Sozialpädagogik und Sozialen Arbeit. In: Zerstörerische Vorgänge : Missachtung und sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in Institutionen ; [internationale Tagung "Missachtung und sexuelle Gewalt gegenüber Kindern und Jugendlichen in gesellschaftlichen Institutionen", die im Januar 2011 am Zentrum für Interdisziplinäre Forschung (ZiF) der Universität Bielefeld stattgefunden hat]. Weinheim: Beltz-Juventa, S. 195–214.

Mayring, Philipp (2015): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 12., überarb. Aufl. Weinheim, Basel: Beltz.

Mayring, Philipp (2016): Einführung in die qualitative Sozialforschung. 6., neu ausgestattete, überarbeitete Aufl. Weinheim: Beltz.

Meuser, Michael: Doing Masculinity. Zur Geschlechtslogik männlichen Gewalthandelns. Soziologie der Geschlechterverhältnisse. AIM Gender.

Meuser, Michael (2001): Männerwelten: zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. Überarb. Nachdr. Essen: Essener Kolleg für Geschlechterforschung, Univ. Essen (Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung, 2001, H. 2).

Meuser, Michael (2004): Zwischen „Leibvergessenheit“ und „Körperboom“. Die Soziologie und der Körper. Between “Body Oblivion” and “Body Boom”: Sociology and the Body. In: *Sport und Gesellschaft – Sport and Society* 1 (3), S. 197–218.

Meuser, Michael (2008): Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. Deutsche Gesellschaft für Soziologie. social science open access repository. Online verfügbar unter <http://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/18483>.

Meyer-Drawe, Käte (2001): Leiblichkeit und Sozialität. Phänomenologische Beiträge zu einer pädagogischen Theorie der Inter-Subjektivität. Zugl.: Bochum, Univ., Habil.-Schr., 1983. 3., unveränd. Aufl. München: Fink (Übergänge, 7).

Müller, Sophie Merit (2016): Körperliche Un-Fertigkeiten. Velbrück Wissenschaft; Velbrück GmbH Bücher und Medien, Weilerswist.

Munsch, Chantal: Subjektive Erfahrungen der im Feld verstrickten Forschenden. Ein ethnografischer Zugang zur Erforschung von Normalitätsvorstellungen und sozialer Differenzierungen (nicht nur) in der Sozialen Arbeit. In: *Zeitschrift für Sozialpädagogik* 04/2015 (4).

Munsch, Chantal (2005): Die Effektivitätsfalle. Zugl.: Dresden, Techn. Univ., Diss., 2003. Schneider-Verl. Hohengehren, Baltmannsweiler.

Neubacher, Frank; Oelsner, Jenny; Boxberg, Verena; Schmidt, Holger (2011): Gewalt und Suizid im Jugendstrafvollzug. Ein längstschnittliches DFG-Projekt im thüringischen und nordrhein-westfälischen Jugendstrafvollzug. In: *Bewährungshilfe - Soziales, Strafrecht, Kriminalpolitik* 58 (2), S. 133–146, zuletzt geprüft am 03.11.2016.

Neue Phänomenologie zwischen Praxis und Theorie: Festschrift für Hermann Schmitz (2008). Freiburg, Br. [u.a.]: Alber.

Niekrenz, Yvonne; Witte, Matthias D. (Hg.) (2011): Jugend und Körper. Leibliche Erfahrungswelten. Weinheim: Juventa-Verl. (Jugendforschung). Online verfügbar unter <http://www.socialnet.de/rezensionen/isbn.php?isbn=978-3-7799-1758-8>.

Niekrenz, Yvonne; Witte, Matthias D. (2013): Jugend und Körper. Thematische Kon(junk)turen. In: Theorie, Forschung und Diskussion. Immenhausen bei Kassel: Prolog-Verl., S. 239–247.

Ochmann, Nadine (2016): Healthy Justice. Überlegungen zu einem gesundheitsförderlichen Rechtswesen. 1. Aufl. 2016. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH; Springer VS.

Onori, Piero (2002): Sprechende Körper. Capoeira - ein afrobrasilianischer Kampftanz. Unter Mitarbeit von Onorio Mansutti. Orig.-Ausg., 2., durchges. Aufl. Berlin: Edition diá.

Ploder, Andrea; Stadlbauer, Johanna (2013): Autoethnographie und Volkskunde? Zur Relevanz wissenschaftlicher Selbsterzählungen für die volkskundlich-kulturanthropologische Forschungspraxis. In: *österreichische Zeitschrift für Volkskunde: ÖZV* 116 (3/4), S. 373–404.

Raufelder, Diana (2006): Die Bedeutung des Lehrer-Schüler-Verhältnisses im Bildungsprozeß eine Ethnographie. Dissertation. Freie Universität Berlin, Berlin. Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften. Online verfügbar unter http://www.diss.fu-berlin.de/diss/servlets/MCRFileNodeServlet/FUDISS_derivate_000000002233/?host=s=, zuletzt geprüft am 28.08.2017.

Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32 (4), S. 282–301.

Reckwitz, Andreas (2009): Praktiken der Reflexivität. Eine kulturtheoretische Perspektive auf hochmodernes Handeln. In: *Handeln unter Unsicherheit*. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss, S. 169–182.

Reckwitz, Andreas (2016): Praktiken und ihre Affekte. In: *Praxistheorie: ein soziologisches Forschungsprogramm*. Bielefeld: transcript, S. 163–180.

Roscher, Monika: Körper-Bildung. Zugl.: Marburg, Univ., Habil.-Schr., 2010 u.d.T.: Roscher, Monika: Reflexives Bewegen. Baltmannsweiler: Schneider-Verl. Hohengehren.

Rosenthal, Gabriele (2011): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 3., aktualisierte und erg. Aufl. Weinheim, München: Juventa-Verl. (Grundlagentexte Soziologie).

Rosenthal, Gabriele; Köttig, Michaela; Witte, Nicole; Blezinger, Anne (2006): Biographisch-narrative Gespräche mit Jugendlichen. Chancen für das Selbst- und Fremdverstehen. 1., Auflage. Leverkusen: Budrich, Barbara.

Rosenthal, Gabriele; Völter, Bettina; Dausien, Bettina; Lutz, Helma (Hg.) (2005): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. Online verfügbar unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-44486>.

Scherr, Albert (2002): Mit Härte gegen Gewalt? Kritische Anmerkungen zum Anti-Aggressivitäts- und CoolnessTraining.

Schmitz, Hermann (1990): System der Philosophie Band II die Person. Studienausg. Bonn: Bouvier.

Schmitz, Hermann (2005a): Der Raum. Bonn: Bouvier (System der Philosophie / Schmitz, Hermann, 3).

Schmitz, Hermann (2005b): System der Philosophie. Studienausg. Bonn: Bouvier.

Schmitz, Hermann (2007): Der Leib, der Raum, die Gefühle. erw. Aufl. Bielefeld, Locarno: Ed. Sirius.

Schmitz, Hermann (2008): Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik. 3., erw. Aufl. Bielefeld, Locarno: Ed. Sirius.

Schmitz, Hermann (2011): Der Leib. Berlin, Boston, Mass.: De Gruyter (Grundthemen Philosophie).

Schmitz, Hermann (Hg.) (2013): Atmosphären: gestimmte Räume und sinnliche Wahrnehmung. Institut für Immersive Medien. Marburg: Schüren (Jahrbuch immersiver Medien, 2013).

Schmitz, Hermann (2015): Der Leib, der Raum und die Gefühle. Um eine Vorr. verm. und aktualisierte Neuaufl. der Ausg. von 1998. Bielefeld, Locarno: Ed. Sirius.

Schmitz, Hermann (2016a): Atmosphären. 1. Auflage. Freiburg: Verlag Karl Alber.

Schmitz, Hermann (2016b): Kurze Einführung in die Neue Phänomenologie. 1. Aufl. s.l.: Alber Verlag. Online verfügbar unter http://ebooks.ciando.com/book/index.cfm/bok_id/2169992.

Schulze-Krüdener, Jörgen (2015): Kompetenzen in der Sozialen Arbeit: Berufliche Anforderungen und Folgerungen für die Hochschulausbildung. Empirische Bilanzen für die Region Trier (Studien zur Berufs- und Professionsforschung). Kovac, Dr. Verlag

Schweder, Marcel (Hg.) (2015): Handbuch Jugendstrafvollzug. Weinheim [u.a.]: Beltz Juventa.

Sonnen, Bernd-Rüdeger (2006): Aktuelle Entwürfe zur Regelung des Jugendstrafvollzuges auf dem Prüfstand. Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und

Jugendhilfe. Online verfügbar unter <http://www.igfh.de/cms/literaturhinweis/aktuelle-entw%C3%BCrfe-zur-regelung-des-jugendstrafvollzuges-auf-dem-pr%C3%BCfstand>.

Sonnen, Bernd-Rüdeger (2007): Fördern Fordern, Fallen lassen. In: *Neue Kriminalpolitik* 2007 (2), S. 50–54.

Staudigl, Michael (2014): Phänomenologie der Gewalt. Aufl. 2015. Cham: Springer International Publishing (Phaenomenologica, 215).

Steigleder, Sandra (2008): Die strukturierende qualitative Inhaltsanalyse im Praxistest. Zugl.: Trier, Univ., Diss., 2007. Tectum-Verl, Marburg.

Stockmeyer, Anne-Christin (2004): Identität und Körper in der (post)modernen Gesellschaft. Zum Stellenwert der Körper/Leib-Thematik in Identitätstheorien. Zugl.: Osnabrück, Univ., Magisterarbeit, 2003. Marburg: Tectum-Verl.

Teichert, Angela (2010): Gruppenpädagogische Arbeit mit delinquenten Jugendlichen und Heranwachsenden.

Toprak, Ahmet (2007): Das schwache Geschlecht - die türkischen Männer. Zwangsheirat, häusliche Gewalt, Doppelmoral der Ehre. 2. Aufl. Freiburg, Br.: Lambertus.

Toprak, Ahmet (2016): Jungen und Gewalt. Die Anwendung der konfrontativen Pädagogik mit türkeistämmigen Jungen. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Springer VS.

Trotha, Trutz von (1974): Jugendliche Bandendelinquenz. Zugleich: Freiburg (Breisgau), Univ., Philos. Fak., Diss. 1972. Enke, Stuttgart.

Trotha, Trutz von (Hg.) (1997): Soziologie der Gewalt. Opladen: Westdt. Verl. (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie : [...], Sonderhefte, 37).

Trotha, Trutz von (2005): Der ‚Schmetterlingseffekt‘ oder die eingeschränkte Voraussehbarkeit des sozialen Handelns. Kommentar zu Axel Groenemeyer „Ordnungen der Exklusion – Ordnungen der Gewalt. Eine Frage der Ehre?“¹. In: *Soziale Probleme* 16 (2), S. 41–54.

Völter, Bettina (Hg.) (2009): Biographieforschung im Diskurs. 2. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.

Walter, Joachim (2011): Das „Soziotop“ Jugendstrafanstalt und seine Subkultur. In: *Neue Kriminalpolitik*, 2011 (Vol. 23, No. 4), S. 144–147.

Walter, Michael (1972): Das darstellende Spiel im Strafvollzug. Recklinghausen: Landesarbeitsgemeinschaft für Spiel u. Amateurtheater in Nordrhein-Westfalen (Hilfen für Spielleiter, H. 10).

Walter, Michael (1999): Strafvollzug. 2., neubearb. und erw. Aufl. Stuttgart, München, Hannover, Berlin, Weimar, Dresden: Boorberg (Reihe Rechtswissenschaft heute).

Weidner, Jens; Kilb, Rainer; Kreft, Dieter (Hg.) (2009): Gewalt im Griff1. Neue Formen des Anti-Aggressivitätstrainings. 5. Aufl. Weinheim, München: Juventa-Verl. (Edition sozial).

Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. Forum: Qualitative Sozialforschung 1(1). Online verfügbar unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132>, zuletzt geprüft am 16.05.2016.

Wuttig, Bettina (2016): Das traumatisierte Subjekt. Geschlecht - Körper - Soziale Praxis. Eine gendertheoretische Begründung der Soma Studies. Bielefeld: transcript Verlag (Soma Studies, 1).

